Lessing, Gotthold Ephraim, / Lachmann, Karl, / Maltzahn, Wendelin <<von>>,

Gotthold Ephraim Lessing's sämmtliche Schriften

Bd.: 10

Leipzig 1856

Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Zehnter Band.

Gotthold Ephraim Lessing's

sämmtliche Schriften.

Herausgegeben von

Karl Lachmann.

Auf's Neue durchgesehen und vermehrt von

Wendelin von Maltzahn.

Zehnter Band.

Leipzig.
G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
1856.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart und Augsburg.

Inhalt.

Philosophische Aufsätze

von

Karl Wilhelm Jerusalem:

herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1776.

Braunschweig, in der Buchhandlung des Fürstl. Waisenhauses. 1776. kl. 8.

Der Verfasser dieser Aufsätze war der einzige Sohn des würdigen Mannes, den alle, welchen die Religion eine Angelegenheit ist, so verehren und lieben. Seine Laufbahn war kurz; sein Lauf schnell. Doch lange leben ist nicht viel leben. Und wenn viel denken allein, viel leben ist: so war seiner Jahre nur für uns zu wenig.

Den Verlust eines solchen Sohnes, kann jeder Vater fühlen. Aber ihm nicht unterliegen, kann nur ein solcher Vater.

Der junge Mann, als er hier in Wolfenbüttel sein bürgerliches Leben antrat, schenkte mir seine Freundschaft. Ich genoß sie nicht viel über Jahr und Tag; aber gleichwohl wüßte ich nicht, daß ich einen Menschen in Jahr und Tag lieber gewonnen hätte, als ihn. Und dazu lernte ich ihn eigentlich nur von Einer Seite kennen.

Allerdings zwar war das gleich diejenige Seite, von der sich, meines Bedenkens, so viel auf alle übrige schliessen läßt. Es war die Neigung, das Talent, mit der sich alle gute Neigungen so wohl vertragen, welches kein einziges Talent ausschließt; nur daß man bey ihm so viele andere Talente lieber nicht haben mag, und wenn man sie hat, vernachlässiget.

Es war die Neigung zu deutlicher Erkenntniß; das Talent, die Wahrheit bis in ihre letzte Schlupfwinkel zu verfolgen. Es war der Geist der kalten Betrachtung. Aber ein warmer Geist, und so viel schätzbarer; der sich nicht abschrecken ließ, wenn ihm die Wahrheit auf seinen Verfolgungen öfters entwischte: nicht an ihrer Mittheilbarkeit verzweifelte, weil sie sich in Abwege vor ihm verlor, wohin er schlechterdings ihr nicht folgen konnte.

Da wir einander selten, oder nie, als unter vier Augen, sprachen: so war unser Gespräch immer sogleich gefunden. Das Näheste brachte

uns immer auf das Entfernteste. Die Grundsätze einer gewissen ersten Philosophie, deren man sich lieber itzt schämte, waren ihm sehr geläufig, und er hatte einen sonderbaren Hang, sie bis auf die gemeinsten Dinge des Lebens anzuwenden. Am liebsten kam er auf sie zurück, wenn ihm in dem Gebiete des Schönen, in dem Reiche der Empfindungen, irgend eine räthselhafte Erscheinung aufstieß.

In solchen Gesprächen giebt es Uneinigkeit, und nicht selten wird wenig oder nichts damit ausgemacht. Aber was that das uns? Das Vergnügen einer Jagd ist ja allezeit mehr werth, als der Fang; und Uneinigkeit, die blos daher entstehet, daß jeder der Wahrheit auf einer andern Stelle aufpaßt, ist Einigkeit in der Hauptsache, und die reichste Quelle einer wechselseitigen Hochachtung, auf die allein Männer Freundschaft bauen.

Das Ermattende, Abzehrende, Entnervende, womit kränkelnde oder um ihre Gesundheit allzubesorgte Geister diese Art von Untersuchung, diese Entwickelung unserer Gefühle, diese Zergliederung des Schönen, so gern verschreyen, war ihm nicht im mindesten fürchterlich. Vollends die Entbehrlichkeit eines solchen Geschäffts dem jungen Genie predigen, ihm Verachtung dagegen einflössen, weil ein zuvoreiliger Kunstrichter dann und wann crude Regeln daraus abstrahiret, schien ihm eine sehr mißliche Sache zu seyn. Und wie sollte es nicht? Man hintergeht, oder ward selbst hintergangen, wenn man die Regeln sich als G e s e t z e denket, die unumgänglich befolgt seyn wollen: da sie weiter nichts als g u t e r R a t h sind, den man ja wohl anhören kann. Wer leugnet, daß auch ohne sie das Genie gut arbeitet? aber ob es mit ihnen nicht besser gearbeitet hätte? Es schöpfe immer nur aus sich selbst, aber es wisse doch wenigstens, was es schöpft. Das Studium des menschlichen Gerippes macht freylich nicht den Mahler: aber die Versäumung desselben wird sich an dem Coloristen schon rächen.

Wie empfindbar, wie warm, wie thätig, sich dieser junge Grübler auch wirklich erhielt, wie ganz ein Mensch er unter den Menschen war: das wissen seine übrigen Freunde noch besser, als ich. Ich glaube ihnen alles, was sie davon sagen. Wer zu deutlichen Begriffen sich zu erheben gewohnt ist, kann ja leicht sich wieder zu klaren herabstimmen, und es bey diesen bewenden lassen. Aber warum wollen einige von ihnen mir nicht glauben? daß dieser feurige Geist nicht immer sprüete und loderte, sondern unter ruhiger und lauer Asche auch wieder Nahrung an sich zog; daß dieses immer beschäfftigte Herz nicht zum Nachtheil seiner höhern

Kräfte beschäfftigt war; und daß diesen Kopf eben so wenig Licht ohne Wärme, als Wärme ohne Licht befriedigten.

Wenn ich auch also mit Bekanntmachung dieser Ueberbleibsel seines hellen Verstandes, weiter nichts suchte, als in dem Andenken derer, die ihn liebten, sein Bild völlig zu ründen: wer wollte mich tadeln? Oder vielmehr, wessen Tadel wollte ich nicht über das Vergnügen verschmerzen, auf einen kleinen Dank aus jener Welt rechnen zu dürfen?

Doch weit gefehlt, daß der innere Werth dieser Ueberbleibsel mich nicht auch bey denen rechtfertigen sollte, denen mein junger Freund nichts war, die itzt blos den Schriftsteller in ihm suchen, wozu ich, mehr auf meine, als auf seine Gefahr, ihn mache. Ein näheres Wort über diesen innern Werth erlaube man mir, am Schlusse derselben, zu sagen.

Hier füge ich nichts mehr hinzu: aber wie vieles wünschte ich, errathen zu lassen!

Inhalt.

Zusätze des Herausgebers.

Der Stoff dieser Aufsätze ist mehrmalen der Stoff unsrer Gespräche gewesen. Wenn ich mich itzt auf alles besinnen könnte, was darüber abgeredet worden: so könnte ich vielleicht einige nicht unbeträchtliche Zusätze liefern. Zusätze, welche weder dem einen noch dem andern, sondern beiden gehören würden; so wie es sich von allen Resultaten freundschaftlicher Unterredungen verstehet, die kein Sokrates anspinnt und heimlich leitet. Einiges wird mir beyfallen.

Der erste Aufsatz beziehet sich auf die damalige Aufgabe der Akademie zu Berlin, über den Ursprung der Sprache; und ich glaube, was er erweisen soll, erweiset er bündig. Die Sprache kann dem ersten Menschen durch Wunder nicht mitgetheilet seyn. Und folglich? — Man traue dem Verfasser nicht zu, daß er nunmehr so fort weiter werde geschlossen haben: Folglich hat sich der Mensch die Sprache selbst erfunden. Dieses würde allerdings ein Drittes überspringen heissen, welches ohne ein Wunder gar wohl möglich gewesen wäre, und ohne Zweifel das ist, welches diejenigen, die dem Menschen die Selbsterfindung der Sprache absprechen, vornehmlich im Sinne haben. Die Sprache kann den ersten Menschen seyn gelehret worden: er kann eben so dazu gelangt seyn, wie noch itzt alle Kinder dazu gelangen müssen. Fragt man: wodurch? durch wen? Durch Umgang mit höhern Geschöpfen; durch Herablassung des Schöpfers selbst: können die Vertheidiger dieser Meynung antworten. Laßt es seyn, können sie sagen, daß dieser Umgang, diese Herablassung selbst ein Wunder war: das, was durch dieses Wunder bewirket wurde, war doch kein Wunder, und es gieng alles dabey so natürlich zu, als es

bey Vocalmachung der Kinder noch zugeht. Dieses, wenn man billig seyn will, muß man gelten lassen. Die Sache ist nur, daß sodann die ganze Aufgabe von dem Ursprunge der Sprache, keiner reinen philosophischen Auflösung mehr fähig ist; indem der mittlere Fall sich lediglich durch historische Gründe erhärten oder verwerfen läßt. Der Philosoph kann nur höchstens eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit dazu beytragen: diese nehmlich. Zugegeben, daß die Menschen die Sprache selbst erfinden können; wenn gleichwol auf die Erfindung derselben, wie sich vermuthen läßt, eine so geraume Zeit, vielleicht so viele viele Jahrhunderte vergehen müssen: so war es ja wol der Güte des Schöpfers gemässer, zum Besten derer, welche in diesen sprachlosen Zeiten ein so kümmerliches, kaum Leben zu nennendes Leben gelebt hätten, dem Dinge seinen langsamen ganz natürlichen Lauf nicht zu lassen, sondern den Weg jenes Unterrichts zu wählen. Wie viel dieser Wahrscheinlichkeit durch die in den ältesten Geschichtschreibern aufbewahrte Tradition zuwächst; was für Winke oder Andeutungen hierüber sich in dem Buche finden, das in allem Verstande immer so schätzbar bleibet: dieses aufs Reine zu bringen, wäre auch immer eine sehr interessante Untersuchung. Nur ist es keine Untersuchung für den Philosophen, den nichts nöthigen kann, sich darauf einzulassen. Sobald der Philosoph erwiesen hat, daß dem ersten Menschen die Sprache durch Wunder nicht mitgetheilt seyn kann; und er nunmehr zeiget, wie und wodurch sie auf die Erfindung derselben nicht wohl anders als fallen müssen, zugleich noch beyfügt, was die Anbauung und Ausbildung dieser Erfindung erleichtern und beschleunigen können: so hat er nicht allein alles gethan, was man von ihm erwarten darf, sondern hat auch hinlänglich den Folgerungen vorgebaut, für welche Einige die Hypothese des höhern Unterrichts gern brauchen möchten.

Auch der zweyte Aufsatz ist durch jene nehmliche Aufgabe veranlaßt worden. Er sollte den Weg bahnen, eine der vornehmsten Schwierigkeiten zu heben, die man gegen die natürliche Entstehung der Sprache zu machen pflegt. Weil sich ohne Zeichen allgemeiner Begriffe keine Sprache denken lasse; allgemeine Begriffe aber nur die Frucht einer mühsamen Abstraction seyn sollen, welche ohne Gebrauch symbolischer Zeichen kaum möglich sey: so müsse, sagt man, der Mensch ja wohl eine Sprache schon gehabt haben, um die Sprache zu erfinden. Aus diesem Zirkel ist man auf einmal heraus, wenn man die Erklärung unsers Verfassers

annimmt, nach welcher es zu allgemeinen Begriffen der Abstraction gar nicht bedarf. Denn, gesetzt auch, daß diese Erklärung nicht auf alle und jede allgemeine Begriffe passe, so paßt sie doch gewiß auf einen großen Theil derselben, welches zu der Anwendung hinreichend ist, die er davon machen wollte. In allen Fällen nehmlich, wo das Aehnliche sofort in die Sinne fällt, das Unähnliche aber so leicht nicht zu bemerken ist, entstehen allgemeine Begriffe, ehe wir noch den Vorsatz haben, dergleichen durch die Absonderung zu bilden. Und daß daher dieser ihre Zeichen in der Sprache eben so früh werden gewesen seyn, als die Zeichen der einzelnen Dinge, die in ihnen zusammen treffen, ist wol ganz natürlich. Ja früher; Baum ist sicherlich ältern Ursprungs, als Eiche, Tanne, Linde.

Der dritte Aufsatz zeiget, wie wohl der Verfasser ein System gefaßt hatte, das wegen seiner gefährlichen Folgerungen so verschrieen ist, und gewiß weit allgemeiner seyn würde, wenn man sich so leicht gewöhnen könnte, diese Folgerungen selbst in dem Lichte zu betrachten, in welchem sie hier erscheinen. Tugend und Laster so erklärt; Belohnung und Strafe hierauf eingeschränkt: was verlieren wir, wenn man uns die Freyheit abspricht? Etwas — wenn es Etwas ist — was wir nicht brauchen; was wir weder zu unserer Thätigkeit hier, noch zu unserer Glückseligkeit dort brauchen. Etwas, dessen Besitz weit unruhiger und besorgter machen müßte, als das Gefühl seines Gegentheils nimmermehr machen kann. — Zwang und Nothwendigkeit, nach welchen die Vorstellung des Besten wirket, wie viel willkommner sind sie mir, als kahle Vermögenheit, unter den nehmlichen Umständen bald so, bald anders handeln zu können! Ich danke dem Schöpfer, daß ich muß; das Beste muß. Wenn ich in diesen Schranken selbst so viel Fehltritte noch thue: was würde geschehen, wenn ich mir ganz allein überlassen wäre? einer blinden Kraft überlassen wäre, die sich nach keinen Gesetzen richtet, und mich darum nicht minder dem Zufalle unterwirft, weil dieser Zufall sein Spiel in mir selbst hat? — Also, von der Seite der Moral ist dieses System geborgen. Ob aber die Speculation nicht noch ganz andere Einwendungen dagegen machen könne? Und solche Einwendungen, die sich nur durch ein zweytes, gemeinen Augen eben so befremdendes System heben liessen? Das war es, was unser Gespräch so oft verlängerte, und mit wenigen hier nicht zu fassen stehet.

Was in dem vierten Aufsatze erinnert wird, kömmt itzt freylich zu spät. Herr Mendelssohn hat in der neuen Ausgabe seiner philosophischen Schriften (*), in den Zusätzen zu den Briefen über die Empfindungen, (S. 24.) es selbst bemerkt, daß die Sinnenlust noch etwas anders sey, als Gefühl der verbesserten Beschaffenheit des Körpers, welche die Seele blos als Zuschauerinn wahrnehme. Er setzt hinzu, daß den harmonischen Bewegungen in den Gliedmaßen der Sinne, zu Folge der Verknüpfung zwischen Seele und Körper, ja auch wol harmonische Empfindungen in der Seele entsprechen müssen. Aber wenn durch diesen Zusatz die Frage unsers Verfassers: woher es die Seele erfahre, daß der Körper in einen verbesserten Zustand versetzt worden? beantwortet ist: so ist sie auch dadurch gerechtfertigt. So nothwendig der Zusatz war: so scharfsinnig war die Frage. Auch ist es nur diese Frage, worauf er würde bestanden haben, wenn er, nach reifrer Ueberlegung, ohne Zweifel die vermeinten zwey Erfahrungen (S. 61.) zurückgenommen hätte.

Und so dürften auch wohl, in dem fünften Aufsatze, verschiedene einzelne Behauptungen richtiger zu bestimmen, verschiedene Erfahrungen genauer zu erwägen seyn. Z. E. ob es wahr ist, daß der Zorn zu den vermischten Empfindungen nicht gehöre, indem wir uns des Zustandes, darein wir durch ihn versetzt worden, nie ohne Unlust erinnerten? Aber dem ohngeachtet bleibt auch dieser Aufsatz noch immer sehr schätzbar. Der Unterschied des Objectiven und Subjectiven ist wichtig, und unser Verfasser ist wenigstens der erste, der es zu erklären gesucht hat, warum die vermischten Empfindungen so angenehm sind, so anziehender sind, als die einfachen angenehmen Empfindungen; welches nur immer blos als unstreitige Erfahrung angenommen worden. —

Man stößt sich nicht an einige unförmliche Posten, welche der Bildhauer in einem unvollendeten Werke, von dem ihn der Tod abgerufen, müssen stehen lassen. Man schätzt ihn nach dem, was der Vollendung darinn am nächsten kommt.

(*) Von 1771, welche unserm Verfasser nicht zu Gesichte gekommen.

Zur Geschichte und Litteratur

Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel

Vierter Beytrag

von

Gotthold Ephraim Lessing.

1777.

Braunschweig, im Verlage der Buchhandlung des Fürstl. Waysenhauses.
1777. gr. 8.

XX.

Ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten, die Offenbarung betreffend.

Das Fragment eines Ungenannten von Duldung der Deisten, im vorigen Beytrage, hat bey einem und dem andern meiner Leser, um dessen Beyfall mir es nicht am wenigsten zu thun ist, einen besondern Eindruck gemacht. Je weniger man hier so etwas erwartete, desto angenehmer war es; „gleich einem grünen Platze, auf den man unvermu„thet in einer Sandwüste stößt." Das Gleichniß ist nicht mein eigen, wie man wohl denken kann. Es gehöret einem von gedachten meinen Lesern, der mich schriftlich damit belohnen und aufmuntern wollen. Denn er setzt hinzu, daß er es für wahre bibliothekarische Pedanterey erklären werde, wenn ich deswegen, weil dreyssigjährige Papiere etwa noch nicht unleserlich und vermodert genug seyn könnten, sie gänzlich wieder bey Seite legen wollte. Er beschwört mich sogar, dem Publico ja mit nächstem ein Mehreres, und, wo möglich, das Dreisteste und Stärkste, daraus mitzutheilen, um bey Kleingläubigen den Verdacht nicht zu erwecken, was für unbeantwortliche Dinge so geheim gehalten würden.

Nun fürchte ich jenen Spott zu sehr, und bin, was diesen Verdacht betrifft, der guten Sache zu gewiß, als daß ich im geringsten anstehen sollte, seinem Verlangen, welches, wie ich weiß, auch der Wunsch andrer seines gleichen ist, ein Genüge zu leisten. Nur dürfte ich schwerlich eben mit dem Dreistesten und Stärksten so fort aufwarten können. Die Papiere sind noch in zu großer Unordnung, und der Faden bricht oft ab,

wo man es am wenigsten erwartet. Bis ich in ihnen also besser bewandert bin, begnüge man sich mit nachstehenden Fragmenten, die ich ohne weitere Einleitung vorlege.

Zum Schlusse derselben bloß erlaube man mir, einige Winke hinzuzufügen, welche die Art und Weise betreffen, wie man, vornehmlich in unsern neuesten Zeiten, alles das abzuweisen und nichtig zu machen gewußt hat. Ich halte einen Zusatz dieser Art für meine Pflicht, so wenig ich mich auch demselben gewachsen zu seyn fühle.

Erstes Fragment.

Von Verschreyung der Vernunft auf den Kanzeln.

Zweytes Fragment.

Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben können.

Drittes Fragment.

Durchgang der Israeliten durchs rothe Meer.

Viertes Fragment.

Daß die Bücher A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren.

Fünftes Fragment.

Ueber die Auferstehungsgeschichte.

* * *

Und nun genug dieser Fragmente! — Wer von meinen Lesern mir sie aber lieber ganz geschenkt hätte, der ist sicherlich *furchtsamer*, als *unterrichtet*. Er kann ein sehr *frommer* Christ seyn, aber ein sehr *aufgeklärter* ist er gewiß nicht. Er kann es mit seiner Religion herzlich gut *meynen*: nur müßte er ihr auch mehr *zutrauen*.

Denn wie vieles läßt sich noch auf alle diese Einwürfe und Schwierigkeiten antworten! Und wenn sich auch schlechterdings nichts darauf antworten ließ: was dann? Der gelehrte Theolog könnte am Ende darüber verlegen seyn; aber auch der Christ? Der gewiß nicht. Jenem höchstens könnte es zur Verwirrung gereichen, die Stützen, welche er der Religion unterziehen wollen, so erschüttert zu sehen; die Strebepfeiler so niedergerissen zu finden, mit welchen er, wenn Gott will, sie so schön verwahret hatte. Aber was gehen dem Christen dieses Mannes Hypothesen, und Erklärungen und Beweise an? Ihm ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem er sich so selig *fühlet*. — Wenn

der Paralyticus die wohlthätigen Schläge des Elektrischen Funkens erfährt: was kümmert es ihn, ob Nollet, oder ob Franklin, oder ob keiner von beyden Recht hat? —

Kurz: der Buchstabe ist nicht der Geist; und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben, und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Denn die Bibel enthält offenbar Mehr als zur Religion gehöriges: und es ist bloße Hypothes, daß sie in diesem Mehrern gleich unfehlbar seyn müsse. Auch war die Religion, ehe eine Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum, in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits sich so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwol noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf Uns gekommen: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gänge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Dieses also wäre die allgemeine Antwort auf einen großen Theil dieser Fragmente, — wie gesagt, in dem schlimmsten Falle. In dem Falle, daß der Christ, welcher zugleich Theolog ist, in dem Geiste seines angenommenen Systems, nichts Befriedigendes darauf zu antworten wisse. Aber ob er das weiß, woher soll er selbst die Erfahrung haben, woher sollen wir es ihm zutrauen, wenn es nicht erlaubt seyn kann, alle Arten von Einwürfen frey und trocken herauszusagen? Es ist falsch, daß schon alle Einwürfe gesagt sind. Noch falscher ist es, daß sie alle schon beantwortet wären. Ein großer Theil wenigstens ist eben so elend beantwortet, als elend gemacht worden. Seichtigkeit und Spötterey der einen Seite, hat man nicht selten mit Stolz und Naserümpfen auf der andern erwiedert. Man hat sich sehr beleidiget gefunden, wenn der eine Theil

Religion und Aberglauben für eins genommen: aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem, was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszuschreyen. Dort hat man jeden Gottesgelehten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesleugner herabgewürdiget. So hat der eine und der andere seinen Gegner zu einem Ungeheuer umgeschaffen, um ihn, wenn er ihn nicht besiegen kann, wenigstens vogelfrey erklären zu dürfen.

Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen, der Mann, welcher die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidiget, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfodert. Mit alle den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernste! — Stürme auf einzelne Bastionen wagen und abschlagen, heißt weder belagern noch entsetzen. Und gleichwol ist bisher noch wenig mehr geschehen. Kein Feind hat noch die Feste ganz eingeschlossen; keiner noch einen allgemeinen Sturm auf ihre gesammten Werke zugleich gewagt. Immer ist nur irgend ein Aussenwerk, und oft ein sehr unbeträchtliches angegriffen, aber auch nicht selten von den Belagerten mit mehr Hitze als Klugheit vertheidiget worden. Denn ihre gewöhnliche Maxime war, alles Geschütz auf den einzigen angegriffenen Ort zusammen zu führen; unbekümmert, ob indeß ein anderer Feind an einem andern Orte den entblößten Wall übersteige oder nicht. Ich will sagen: ein einzelner Beweis ward oft, zum Nachtheil aller andern, ja zu seinem eigenen, überspannt; Ein Nagel sollte alles halten, und hielt nichts. Ein einzelner Einwurf ward oft so beantwortet, als ob er der einzige wäre, und oft mit Dingen, die ihren eignen Einwürfen noch sehr ausgesetzt waren. Noch ein unbesonneneres Verfahren war es, wenn man das angegriffene Werk ohne alle Gegenwehr verließ, dem Feinde mit Verachtung Preis gab, und sich in ein anderes zog. Denn so hat man sich nach und nach aus allen Werken nicht vertreiben, sondern verscheuchen lassen, und wird nun bald genöthiget seyn, sich wieder in das zuerst verlassene zu werfen. Wer in den neuesten Schriften für die Wahrheit der christlichen Religion ein wenig belesen ist, dem werden die Exempel zu jedem Gliede dieser Allegorie leicht beyfallen.

Wie nahe unser Verfasser dem Ideale eines echten Bestreiters der Religion gekommen, läßt sich aus diesen Fragmenten zwar einigermaßen schliessen, aber nicht hinlänglich erkennen. Raum genug scheinet er mit

seinen Laufgräben eingenommen zu haben, und mit Ernst gehet er zu Werke. — Möchte er bald einen Mann erwecken, der dem Ideale eines echten Vertheidigers der Religion nur eben so nahe käme!

Und nicht diesem Manne vorzugreifen, sondern blos urtheilen zu lassen, wie vieles nun Er erst zu sagen haben würde, und hiernächst dem ersten Panischen Schrekken zu steuren, das einen kleinmüthigen Leser befallen könnte, eile ich, jedem Fragmente insbesondere einige Gedanken beyzufügen, die sich mir aufgedrungen haben. Wenn ich aber damit mehr thue, als ich gleich anfangs thun zu dürfen um Erlaubniß bat, so geschieht es, weil ich den Ton der Verhöhnung verabscheue, in den ich leicht fallen könnte, wenn ich nur jenes thun wollte. Freylich giebt es der Männer genug, welche itzt die Religion so vertheidigen, als ob sie von ihren Feinden ausdrücklich bestochen wären, sie zu untergraben. Allein es wäre Verleumdung der Religion, wenn ich zu verstehen geben wollte, daß gleichwohl diese Männer nur noch allein vor dem Riß stünden. Ja woher weiß ich, ob nicht auch diese Männer die besten Absichten von der Welt haben? Wann sie nicht ihre Absichten schützen sollen, was wird mich schützen, wenn ich das Ziel eben so weit verfehle?

I.

Das erste Fragment bestreitet eine Sache, die nichts weniger, als das Christenthum annehmlich zu machen, vermögend ist. Wenn es also Theologen gegeben, die darauf gedrungen, so müssen sie wol von der Nothwendigkeit derselben sich sehr lebendig überzeugt gefühlt haben. Würden sie sonst unter das Thor, in welches sie einzugehen ermunterten, Fußangel vor aller Augen haben streuen wollen?

Und allerdings hat es dergleichen Theologen gegeben: allein wo giebt es deren denn noch? Hat man den Mantel nicht längst auf die andere Schulter genommen? Die Kanzeln, anstatt von der Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens zu ertönen, ertönen nun von nichts, als von dem innigen Bande zwischen Vernunft und Glauben. Glaube ist durch Wunder und Zeichen bekräftigte Vernunft, und Vernunft raisonnirender Glaube geworden. Die ganze geoffenbarte Religion ist nichts, als eine erneuerte Sanction der Religion der Vernunft. Geheimnisse giebt es entweder darinn gar nicht; oder wenn es welche giebt, so ist es doch gleichviel, ob der Christ diesen oder jenen oder gar keinen Begriff damit verbindet.

Wie leicht waren jene Theologaster zu widerlegen, die außer einigen mißverstandenen Schriftstellen nichts auf ihrer Seite hatten, und durch Verdammung der Vernunft die beleidigte Vernunft im Harnisch erhielten! Sie brachten alles gegen sich auf, was Vernunft haben wollte, und hatte.

Wie kitzlich hingegen ist es, mit diesen anzubinden, welche die Vernunft erheben und einschläfern, indem sie die Widersacher der Offenbarung als Widersacher des gesunden Menschenverstandes verschreyen! Sie bestechen alles, was Vernunft haben will, und nicht hat.

Gleichwol muß ohnstreitig die Wahrheit auch hier liegen, wo sie immer liegt; zwischen beiden Extremen. Ob eine Offenbarung seyn kann, und seyn muß, und welche von so vielen, die darauf Anspruch machen, es wahrscheinlich sey, kann nur die Vernunft entscheiden. Aber wenn eine seyn kann, und eine seyn muß, und die rechte einmal ausfindig gemacht worden: so muß es der Vernunft eher noch ein Beweis mehr für die Wahrheit derselben, als ein Einwurf darwider seyn, wenn sie Dinge darinn findet, die ihren Begriff übersteigen. Wer dergleichen aus seiner Religion auspoliret, hätte eben so gut gar keine. Denn was ist eine Offenbarung, die nichts offenbaret? Ist es genug, wenn man nur den Namen beybehält, ob man schon die Sache verwirft? Und sind das allein die Ungläubigen, welche den Namen mit der Sache aufgeben?

Eine gewisse Gefangennehmung unter den Gehorsam des Glaubens beruht also gar nicht auf dieser oder jenen Schriftstelle: sondern auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Unser Verfasser mag immerhin jene Schriftstellen besser verstanden haben; und ich wüßte mehr als einen würdigen Ausleger, der eben nicht mehr darinn gefunden. Er mag immerhin sehr Recht gegen die armseligen Homileten haben, welche zu dem kläglichen Sündenfalle der ersten Aeltern ihre Zuflucht nehmen, eine Sache zu beweisen, die dieses Beweises gar nicht bedarf. Die Mosaische Geschichte davon, erkennet er selbst für unschuldig an solchem Mißbrauche. Aber wie es nicht wahr ist, daß daraus ein nachheriges Verderben der menschlichen Vernunft zu folgern: so scheinet mir doch auch Er nicht völlig eingesehen zu haben, was darin liegt. Wenn er nehmlich sagt: „daß, „nach Anleitung derselben, die Prediger, als wahre Seelsorger, vielmehr „schuldig wären, ihren Zuhörern die gesunde Vernunft und den Gebrauch „derselben als eine untrügliche Richtschnur der göttlichen Erkenntniß und

„eines frommen Wandels zu empfehlen; indem unsere ersten Aeltern eben „darum gefallen wären, weil sie ihrer Vernunft sich nicht bedienet hätten: so erschöpft er die Sache nur zur Hälfte. Denn über dieses wird auch noch die Ursache darinn angedeutet, wie und warum ihre Vernunft unwirksam geblieben. Mit einem Worte; die Macht unsrer sinnlichen Begierden, unsrer dunklen Vorstellungen über alle noch so deutliche Erkenntniß ist es, welche zur kräftigsten Anschauung darinn gebracht wird. Von dieser Macht berichtet die Mosaische Erzählung entweder die erste traurige Erfahrung, oder ertheilet das schicklichste Beyspiel. Factum oder Allegorie: in dieser Macht allein liegt die Quelle aller unserer Vergehungen, die dem Adam, des göttlichen Ebenbildes unbeschadet, eben sowohl anerschaffen war, als sie uns angebohren wird. Wir haben in Adam alle gesündiget, weil wir alle sündigen müssen: und Ebenbild Gottes noch genug, daß wir doch nicht eben nichts anders thun, als sündigen; daß wir es in uns haben, jene Macht zu schwächen, und wir uns ihrer eben sowohl zu guten als zu bösen Handlungen bedienen können. Dieser lehrreichen Auslegung wenigstens ist das so oft verhöhnte Märchen Mosis sehr fähig, wenn wir die Accommodationen, welche ein späteres System davon machte, nur nicht mit hinein tragen, und Accommodationen Accommodationen seyn lassen.

Wie gesagt: eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruhet blos auf dem wesentlichen Begriffe einer Offenbarung. Oder vielmehr, — denn das Wort Gefangennehmung scheinet Gewaltsamkeit auf der einen, und Widerstreben auf der andern Seite anzuzeigen, — die Vernunft giebt sich gefangen, ihre Ergebung ist nichts, als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dieß also, dieß ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß; und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter herauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinausziehet, daß man es alsdann mit diesen Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde. Was man damit retten will, geht um so viel unwiederbringlicher verloren; und es ist bloßer Fallstrick, den die Widersacher der christlichen Religion, durch Uebertreibung des Unbegreiflichen in derselben, denjenigen von ihren Vertheidigern legen, die ihrer Sache so ganz gewiß

nicht sind, und vor allen Dingen die Ehre ihres Scharfsinns in Sicherheit bringen zu müssen glauben.

Ein anderer Fallstrick, den man selbst Theologen von der bessern Art legt, ist der, daß man sich mit den bisherigen katechetischen Lehrbüchern so unzufrieden bezeigt, und es ihrer fehlerhaften Einrichtung zuschreibt, daß die Religion nicht mehr Eingang finde. Nun will ich zwar gar nicht leugnen, daß an diesen Büchern nicht manches zu verbessern seyn sollte: aber man sehe doch wohl zu, ehe man mit gutherziger Uebereilung eben das daran verbessert, was gewisse Leute so gern verbessert haben möchten, zu welchen selbst unser Verfasser gehöret, wenn er ihnen „den Mangel an einer vernünftigen Religion und an einem vernünftigen Uebergange von derselben zur Offenbarung" vorwirft.

Ich denke: dieser Mangel ist Theils kein Mangel, und Theils würde es äußerst gefährlich seyn, ihm abzuhelfen; ihm wirklich abzuhelfen. Denn davon kann doch nur die Rede seyn; weil blos so obenhin daran künsteln, die lieben Bücherchen ja erst recht schal und kahl machen würde.

Die geoffenbarte Religion setzt im geringsten nicht eine vernünftige Religion voraus: sondern schließt sie in sich. Wann sie dieselbe voraussetzte, daß ist, wann sie ohne dieselbe unverständlich wäre: so wäre der gerügte Mangel der Lehrbücher ein wahrer Mangel. Da sie aber dieselbe in sich schließt; da sie alle Wahrheiten enthält, welche jene lehret, und sie blos mit einer andern Art von Beweisen unterstützt: so ist es noch sehr die Frage, ob die Einförmigkeit der Beweisart, in Lehrbüchern für Kinder und gemeine Leute, nicht bequemer und nützlicher ist, als eine genaue Absonderung der vernünftigen und geoffenbarten Lehrsätze, einen jeden aus der ihm eigenthümlichen Quelle erwiesen.

Wenigstens ist es gewiß, daß der Uebergang von bloßen Vernunftswahrheiten zu geoffenbarten, äußerst mißlich ist, wenn man sich durch die eben so scharfen als faßlichen Beweise der erstern verwöhnt hat. Man erwartet und fodert sodann bey den Beweisen der andern ebendieselbe Schärfe und Faßlichkeit, und hält, was nicht eben so erwiesen ist, für gar nicht erwiesen. In erinnere mich hierbey, was mir in meiner Jugend begegnete. Ich wollte Mathematik studiren, und man gab mir des ältern Sturms Tabellen in die Hände, in welchen noch die Chiromantie mit unter den mathematischen Wissenschaften abgehandelt ist. Als ich auf diese kam, wußte ich gar nicht, wie mir geschahe. Mein kleiner

Verstand kam auf einmal aus aller seiner Wirksamkeit; und obschon eine Kunst, die mich mit meinem künftigen Schicksale bekannt zu machen versprach, keinen geringen Reiz für mich hatte: so war mir doch, als ob ich schales Zuckerwasser auf lieblichen Wein tränke, wenn ich aus der Geometrie in sie herüber blickte. Ich wußte nicht, was ich von dem Manne denken sollte, der so disparate Dinge in Ein Buch vereiniget hatte: ich gab ihm seinen Abschied, und suchte einen andern Lehrer. Hätte ich aber glauben müssen, daß dieser Mann unfehlbar gewesen: so würden die erbetenen Grundsätze der Chiromantie, deren Willkührlichkeit mir so auffallend war, mich mit Furcht und Mißtrauen gegen die mathematischen Wahrheiten erfüllt haben, die meinem Verstande so sehr behagten, ob ich sie gleich zum Theil nur noch blos mit dem Gedächtnisse gefaßt hatte. Unmöglich hätte ich beide, Geometrie und Chiromantie, für gleich gewiß halten können: aber möglich wäre es gewesen, daß ich mich gewöhnt hätte, Chiromantie und Geometrie als gleich ungewiß zu denken.

Ich halte es kaum der Mühe werth, mich vor dem Verdachte zu bewahren, als wolle ich hiermit zu verstehen geben, daß die Beweise für die Offenbarung und die Beweise für die Chiromantie von einerley Gewichte wären. Sie sind freylich nicht von einerley Gewichte; ihre specifiquen Gewichte haben schlechterdings kein Verhältniß gegen einander: aber beider Beweise sind doch aus der nehmlichen Klasse; sie gründen sich beide auf Zeugnisse und Erfahrungssätze. Und das Abstechende der stärksten Beweise dieser Art gegen Beweise, die aus der Natur der Dinge fliessen, ist so auffallend, daß alle Kunst, dieses Auffallende zu vermindern, dieses Abstechende durch allerley Schattirungen sanfter zu machen, vergebens ist.

II.

Das zweyte Fragment sagt eine Menge vollkommen richtiger, ganz ungezweifelter Dinge. Es mag nichts als solche Dinge enthalten! Der Beweis, daß eine Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten, unmöglich sey, sey mit aller Strenge geführt. Und er ist es wirklich.

Führt er aber seine Beantwortung nicht gleich mit sich? Wenn eine solche Offenbarung unmöglich ist, — nun freylich: so hat sie auch Gott nicht möglich machen können. Allein, wenn nun gleichwohl eine Offenbarung nützlich und nöthig ist: sollte Gott dem ohngeachtet lieber gar

keine ertheilen, weil er keine solche ertheilen konnte? Sollte Gott dem ganzen menschlichen Geschlechte diese Wohlthat vorenthalten, weil er nicht alle Menschen zu gleicher Zeit, in gleichem Grade daran Theil nehmen lassen konnte? Wer hat das Herz, hierauf mit Ja zu antworten?

Genug, wenn die höchste Weisheit und Güte bey Ertheilung der Offenbarung, die sie in jener Allgemeinheit und Allklarheit nicht gewähren konnte, nur denjenigen Weg gewählet hat, auf welchem in der kürzesten Zeit die meisten Menschen des Genusses derselben fähig wurden. Oder getraut sich jemand zu zeigen, daß dieses nicht geschehen? daß die Offenbarung, zu einer andern Zeit, einem andern Volke, in einer andern Sprache ertheilet, mehrere Menschen in kürzerer Zeit mit den Wahrheiten und den Bewegungsgründen zur Tugend hätte ausrüsten können, deren sich itzt die Christen, als Christen, rühmen dürfen?

Wer sich dieses getraut, der nenne mir vorläufig doch nur erst ein Volk, in dessen Händen das anvertraute Pfund der Offenbarung wahrscheinlicher Weise mehr gewuchert haben würde, als in den Händen des Jüdischen. Dieses unendlich mehr verachtete als verächtliche Volk ist doch, in der ganzen Geschichte, schlechterdings das erste und einzige, welches sich ein Geschäft daraus gemacht, seine Religion mitzutheilen und auszubreiten. Wegen des Eifers, mit welchem die Juden dieses Geschäft betrieben, bestrafte sie schon Christus, verlachte sie schon Horaz. Alle andere Völker waren mit ihren Religionen entweder zu geheim und zu neidisch, oder viel zu kalt gegen sie gesinnt, als daß sie für derselben Ausbreitung sich der geringsten Mühwaltung hätten unterziehen wollen. Die christlichen Völker, die den Juden in diesem Eifer hernach gefolgt sind, überkamen ihn blos, in so fern sie auf den Stamm des Judenthums gepfropft waren.

Wenn denn nun aber gleichwol, würde unser Verfasser insistiren, eine gegründete Kenntniß der Offenbarung, die alle Menschen unmöglich haben können, allen Menschen zur Seligkeit unumgänglich nöthig ist: wie kommen die Millionen dazu —?

Laßt uns einen so grausamen Gedanken auch nicht einmal ausdenken! — Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn nichts diesem Gedanken entgegen zu setzen, als etwa, — daß der Verfasser die Summe gezogen, ehe die Rechnung noch geschlossen, und man zu ihm sagen könnte: „das „Christenthum ist auf ewige Zeiten; es gewinnt alle Jahre neuen Boden, „obgleich weder Missionen noch gelehrte Erweise seiner Wahrheit diesen

„neuen Boden gewinnen helfen; wenn schon in den letzten Jahrhunderten „der christlichen Völker nicht viel mehr geworden, so sind unter diesen „christlichen Völkern doch gewiß mehr Christen geworden; die Zeit muß „kommen, da dieses unmerkliche Wachsthum der Welt mit Erstaunen in „die Augen leuchten wird; der glückliche Windstoß muß kommen, welcher „die noch zerstreueten Flammen in Einen alles umfassenden Brand verei„niget; so daß am Ende die Zahl der Verlornen sich zu der Zahl der „Geretteten eben so verhalten wird, als noch itzt die Zahl der Geretteten „sich zu der Zahl der Verlornen verhält." —

Weh dem menschlichen Geschlechte, wenn nur dieses — oder etwa noch irgend ein armseliges Distinctiönchen, es trösten soll! — Daß man zwischen der Offenbarung und den Büchern der Offenbarung einen Unterschied machen müsse; daß jene nur eine einzige sehr faßliche Wahrheit sey, deren Geschichte in diesen enthalten; daß die Seligkeit nicht an die mühsame Erforschung dieser, sondern an die herzliche Annahme jener gebunden sey, welches in den einzeln Posten der Rechnung große Ausfälle machen müsse. —

Denn Weh dem menschlichen Geschechte, wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht. An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte seyn können. Und welche Seligkeit ist so überschwänglich, die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte?

Aber wozu dieser Parenthyrsus? — Eine so unverschuldete Niederlage der Menschen, ein von Gott selbst der Hölle so in die Hände gespielter Sieg, ist ein elendes Hirngespinnst. Man gehe dem blinden Lärmen nur auf den Grund. Ein Wort: und er ist beygelegt.

Daß nehmlich die Offenbarung auch für diejenigen Menschen zur Seligkeit nöthig sey, die gar keine, oder doch keine gegründete Kenntniß davon erlangen können: ist weder die Lehre Christi, noch jemals die allgemein anerkannte Lehre der Kirche gewesen. Selbst die, die sich, in allen den verschiedenen Gemeinden derselben, am härtesten darüber ausgedrückt haben, die jener allgemeinen Nothwendigkeit nichts vergeben zu dürfen geglaubt, sind den traurigen Folgerungen doch ausgewichen, und haben mit der andern Hand wiedergegeben, was sie mit der einen genommen. Es ist gleichviel, mit wie guter oder schlechter Art sie dieses gethan; wie unphilosophisch sie dabey gedacht; wie treu oder nicht treu sie ihrem eignen System dabey geblieben: genug, sie haben es doch gethan.

und haben es gern und freudig gethan. Ihr bloßer Wunsch rechtfertiget ihr Herz: und ihr Geständniß, daß Gott dispensiren könne, wo es der Theolog nicht könne, daß Gott Auswege wissen werde, wo es auch nicht einmal der Dispensation bedürfe, versöhnet mit ihrem System.

Und hier ist es, wo ich die allgemeine Anmerkung gegen unsern Verfasser, die ich schon angedeutet, ausdrücklich wiederholen muß; die ihm aber eben so wohl zur Entschuldigung als zum Tadel gereicht. Er nimmt alles, was ein gewisses in gewissen symbolischen Büchern vorgetragenes System des Christenthums begreift, für das einzig wahre, eigentliche Christenthum. Sätze, ohne welche das Christenthum nicht bestehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehret worden, und Sätze, welche man blos zur bessern Verbindung jener eingeschaltet, oder aus ihnen folgern zu müssen vermeynet, sind ihm Eins. Gleichwohl ist billig und recht, daß bey Bestreitung des Christenthums alle Secten für Einen Mann zu stehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Christenthum für gültig zu achten, als worauf keine von allen diesen Secten antworten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nicht, weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen, gegen welche er in dem ersten Fragmente so gutes Spiel hatte; noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit, auf welche dieses zweyte Fragment hinaus läuft; noch auch die Lehre von der Theopnevstie, wie er sie (S. 358.) vorträgt, aber freylich auch vortragen mußte, um allen seinen Einwürfen, selbst den geringfügigsten, einen gleich hohen Grad des Belangs zu verschaffen. — So wenigstens muß ich aus dem, was vor uns liegt, urtheilen.

III.

Der Einwurf des dritten Fragments ist schon oft gemacht, und oft beantwortet worden. Aber wie ist er beides? Sicherlich ist er noch nie so gründlich, so ausführlich, allen Ausflüchten so vorbeugend gemacht worden, als hier. Und nun versuche man, wie viel die Antworten eines Clericus, eines Calmet, eines Saurin, eines Lilienthals dagegen verschlagen. Ich fürchte, sehr viel wohl nicht. Nothwendig wird der Orthodox also ganz auf etwas Neues denken müssen, wenn er sich auf seinem Posten nicht zu behaupten weiß, und seiner Sache doch nichts vergeben will.

Er wird ihr aber nicht wenig zu vergeben glauben, wenn er die Unmöglichkeit, daß eine so große Menge in so kurzer Zeit einen so großen Weg machen können, eingestehen und sich damit zu retten suchen wollte, daß also wohl in dem Texte die Zahl des ausziehenden Volks verschrieben seyn möge; daß anstatt sechs mal hundert tausend streitbarer Mann, nur deren sechzig tausend, nur sechs tausend ausgezogen. — Ich nun freylich wohl wüßte nicht, was ein solcher Schreibfehler, wenn er auch noch so wissentlich wäre begangen worden, eben verderben würde. In den ältesten Zeiten verband man mit großen Summen noch sehr undeutliche Begriffe, und es geschah wol oft ganz unschuldiger Weise, wenn man eine sehr große Zahl bald durch diese, bald durch eine andere Anzahl ausdrückte. Man hätte viel zu bezweifeln, wenn man an allen den alten Schlachten zweifeln wollte, bey welchen die Zahl der gebliebenen Feinde von dem einen Schriftsteller so, von dem andern anders, und von allen weit größer angegeben wird, als sich mit andern zugleich erzählten Umständen reimen läßt. Warum sollte man mit Wundern es genauer nehmen wollen, bey welchen auf die Zahl derer, zu deren Besten oder zu deren Züchtigung sie geschehen, weit weniger ankömmt, — ganz und gar nichts auf ihr beruhet? Denn ob Moses mit seinem Stabe das Meer theilet, und Millionen trocknes Fußes hindurchführet, oder ob Elisa mit dem Mantel seines Meisters das nehmliche an dem Jordan thut, und blos für seine Person hindurchgehet: ist dieses nicht ein eben so gutes Wunder, als jenes?

So freylich würde ich denken. Aber allerdings kann der Orthodox so nachgebend nicht wohl seyn, so lange noch eine Möglichkeit unversucht ist, die Sache bis in den kleinsten Buchstaben zu retten. — Wie vielleicht hier. — Denn wie, wenn das Wunder folgender Gestalt erfolgt wäre? — Als die Israeliten an einen Arm des Arabischen Meerbusens gelangt waren, durch welchen sie nothwendig mußten, wenn sie ihren Verfolgern nicht in die Hände fallen wollten: so trieb ein starker Wind — man nehme die Ebbe zu Hülfe, wenn man will — das Wasser aus diesem Arme M e e r ein, und hielt es so lange zurück, bis sie mit aller Gemächlichkeit hindurch gegangen waren. Indeß suchte das oberwärts gestauchte Wasser einen andern Ablauf, brach hinter den Israeliten durch, stürzte sich einen neuen Weg wieder L a n d e i n, und in diesem neuen Arme war es, wo die Aegyptier ihren Untergang fanden. Was könnte

ungezwungener seyn, als diese Vorstellung? Ist es nicht die Natur des Wassers, daß es, in seinem gewöhnlichen Ablaufe gehindert, die erste die beste schwache oder niedrige Stelle des Ufers übersteigt oder durchreißt, und ein neues Bette sich wühlet? Und welche Schwierigkeit unsers Fragments bleibt durch diese Vorstellung noch ungehoben? Die Israeliten, deren so viel seyn mögen, als man will, brauchen nun nicht zu eilen; sie können mit Rindern und Kindern, mit Sack und Pack nun so langsam ziehen, als sie nur immer nöthig haben; sind sie gleich beym Eintritte der Morgenwache schon eben nicht über den ganzen breiten ausgetrockneten Arm, so ist das Wasser dieses Armes doch nun schon hinter ihnen, und ihre Feinde ersaufen in eben dem Wasser, auf dessen Boden sie ihnen entkommen.

Ich wüßte nicht, daß irgend ein Ausleger sich eine ähnliche Vorstellung gemacht, und den Text darnach behandelt hätte, der sich gewiß in sehr vielen Stellen ihr ungemein fügen würde; ihr in allen besser fügen würde, als jeder andern Vorstellung. Ja, die Sache noch so genau genommen, sehe ich nur ein ein einziges Wort in der Mosaischen Erzählung Luthers, das ihr entgegen zu seyn scheinet. Nehmlich: und das Meer kam wieder für Morgens in seinen Strom: oder wie es Hr. Michaelis übersetzt: da kam das Wasser um die Morgenzeit wieder, und hielt seine gewöhnliche Fluth. Wenn es sein Strom war, in welchen das Meer zurückkam; wenn es seine gewöhnliche Fluth war, mit welcher es zurückkam; so scheinet ein neuer Arm, ein neuer Ausfluß freylich mehr als eigenmächtig angenommen zu seyn. Luther zwar hat ganz das Ansehen, hier mehr der Vulgata als dem Grundtexte gefolgt zu seyn, welche sagt: mare reuersum est primo diluculo ad priorem locum; und Hr. Michaelis dürfte leicht ein wenig zu viel von seiner Hypothes in den Text getragen haben. Denn nach den Worten heißt es in diesem doch nur: und das Meer kam wieder am Morgen in seine Stärke; so daß es noch nicht einmal entschieden ist, ob das Meer in seiner Stärke wiedergekommen, oder ob es wiederkam, als der Morgen in seiner Stärke war.

Doch dem sey, wie ihm wolle. Meine Auslegung lasse sich, oder lasse sich nicht vertheidigen: ich bin weit entfernt, zu glauben, daß der Orthodox genöthiget sey, zu einem Einfalle von mir seine Zuflucht zu nehmen. Er braucht, wie gesagt, nur auf seinem Posten sich zu behaupten,

und er kann alle die sinnreichen Einfälle entbehren, mit welchen man ihm zu Hülfe zu kommen den Schein haben will, und in der That ihn nur aus seiner Verschanzung heraus zu locken sucht.

Ich nenne aber seinen Posten, den kleinen, aber unüberwindlichen Bezirk, außer welchem ihn gar keine Anfälle beunruhigen müßten; die Eine befriedigende Antwort, die er auf so viele Einwürfe ertheilen kann, und soll. Als hier. „Wenn denn nun aber, darf er blos sagen, der „ganze Durchgang ein Wunder war? Wenn das Wunder nicht blos „in der Auftrocknung des Meerbusens bestand, wenn auch die Geschwin„digkeit, mit welcher eine solche Menge in so kurzer Zeit herüberkam, „mit zu dem Wunder gehört? — Ich habe gar nichts dawider, daß man „bey dem ersten Stücke dieser wunderbaren Begebenheit auch natürliche „Ursachen wirksam seyn läßt; nicht den Wind blos, dessen die Schrift „selbst gedenket; sondern auch die Ebbe, von der die Schrift nichts sagt: „und wenn man an einer Ebbe nicht genug hat, meinetwegen auch zwey „auf einander folgende Ebben, Ebbe auf Ebbe, von welcher weder die „Schrift, noch die Admiralitäts Lohtsen in Cuxhafen etwas wissen(*). „Ich gebe es gern zu, daß es zu einem Wunder genug ist, wenn diese „natürlichen Ursachen nur nicht itzt, oder itzt nicht so und so wirksam ge„wesen wären, und ihre dermalige so beschaffene Wirksamkeit, die unmit„telbar in dem Willen Gottes gegründet ist, gleichwohl vorhergesagt wor„den. Ich gebe das gern zu: nur muß man mit dem, was ich zugebe, „mich nicht schlagen wollen; nur muß man das, wovon ich zugebe, daß „es bey einem Wunder, dem Wunder unbeschadet, seyn könne, nicht zu „einer unumgänglichen Erforderniß des Wunders überhaupt machen; man „muß ein Wunder, weil sich keine natürlichen Kräfte angeben lassen, deren „sich Gott dazu bedienet, nicht platterdings verwerfen. Die Auftrocknung „des Meerbusens geschahe durch Ebbe und Wind; gut: und war doch ein „Wunder. Die Geschwindigkeit, mit der das Volk herüber kam, ward „— freylich weiß ich nicht wie bewirkt: aber ist sie darum weniger ein „Wunder? Sie ist gerade Wunders um so viel mehr. Es klingt aller„dings ganz sinnreich, wenn sich euer Verfasser (S. 372.) verbittet, daß „man den Israeliten und ihren Ochsen und Karren nur keine „Flügel gebe. Indeß sagt doch Gott selbst, daß er die Israeliten auf

(*) S. Niebuhrs Beschreibung von Arabien, S. 414.

„Adlersflügeln (2. Mos. 19. 4.) aus Aegypten getragen habe: und „wenn die Sprache nun kein Wort hat, die Art und Weise dieser wun„derbaren Geschwindigkeit auszudrücken, als diese Metapher? Erlaubt „mir immer, daß ich auch in einer Metapher, die Gott braucht, mehr „Wirkliches sehe, als in allen euren symbolischen Demonstrationen.

Und wenn der Orthodox so antwortet, wie will man ihm beykommen? Man kann die Achseln zucken über seine Antwort, so viel man will; aber stehen muß man ihn doch lassen, wo er steht. Das ist der Vortheil, den ein Mann hat, der seinen Grundsätzen treu bleibt, und lieber nicht so ausgemachten Grundsätzen folgen, als ihnen nicht consequent reden und handeln will. Diese Consequenz, vermöge welcher man voraussagen kann, wie ein Mensch in einem gegebnen Falle reden und handeln werde, ist es, was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt; diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich, daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handeln kann, ohne es wahrzunehmen, wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken, ob ihm ein richtiges Einmaleins beywohnet oder nicht.

Nicht also die Orthodoxie, sondern eine gewisse schielende, hinkende, sich selber ungleiche Orthodoxie ist so ekel! So ekel, so widerstehend, so aufstoßend! — Das wenigstens sind die eigentlichen Worte für meine Empfindung.

IV.

Das Alte Testament weiß von keiner Unsterblichkeit der Seele, von keinen Belohnungen und Strafen nach diesem Leben. Es sey so. Ja, man gehe, wenn man will, noch einen Schritt weiter. Man behaupte, das A. T. oder doch das Israelitische Volk, wie wir es in den Schriften des A. T. vor den Zeiten der Babylonischen Gefangenschaft kennen lernen, habe nicht einmal den wahren Begriff von der Einheit Gottes gehabt. Wenn man das Volk meinet, und einzelne erleuchtetere Seelen, dergleichen die heiligen Schriftsteller selbst waren, davon ausnimmt: so kann auch die Behauptung zu einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit getrieben werden. Gewiß ist es wenigstens, daß die Einheit, welche das Israelitische Volk seinem Gotte beylegte, gar nicht die transcendentale metaphysische Einheit war, welche itzt der Grund aller natürlichen Theologie ist. Bis zu der Höhe hatte sich der gemeine menschliche Verstand in so

frühen Zeiten noch nicht erhoben, am wenigsten unter einem Volke erhoben, dem Künste und Wissenschaften so unangelegen waren, und das sich aller Gemeinschaft mit unterrichtetern Völkern so hartnäckig entzog. Bey dem wahren ächten Begriffe eines einigen Gottes, hätte dieses Volk unmöglich so oft von ihm abfallen, und zu andern Göttern übergehen können. Es würde die falschen Götter nicht des nehmlichen Nahmens gewürdiget haben; es würde den wahren Gott nicht so ausschließungsweise seinen Gott, den Gott seines Landes, den Gott seiner Väter genannt haben. Kurz, der Einige hieß bey ihm nichts mehr, als der Erste, der Vornehmste, der Vollkommenste in seiner Art. Die Götter der Heiden waren ihm auch Götter; aber unter so vielen Göttern konnte doch nur einer der mächtigste und weiseste seyn, und dieser mächtigste und weiseste war sein Jehova. So lange es keinen Grund fand, an der Macht und Weisheit, in welchen sein Gott den Göttern aller andern Völker überlegen war, zu zweifeln: so lange hing es ihm an. Kaum aber glaubte es zu erkennen, daß dieses oder jenes benachbarte Volk, durch Vorsorge seines Gottes, irgend eines Wohlstandes genoß, der ihm abging, den ihm also sein Jehova nicht gewähren konnte, oder nicht gewähren wollte: so wich es hinter ihm ab, und hurte mit den Göttern des vermeinten glücklichern Volks, von welchen es nicht eher wieder zurück kam, als bis es seine Lust gebüßet hatte, und durch den Verlust größerer Güter, durch Verwahrlosung des wesentlichern Wohlstandes gebüßt hatte. Nur als es in der Babylonischen Gefängniß seinen Verstand ein wenig mehr hatte brauchen lernen; als es ein Volk näher hatte kennen lernen, das sich den Einigen Gott würdiger dachte; als nun erst selbst die Schriften seines Gesetzgebers und seiner Propheten unter ihm gemeiner wurden; als es sahe, wie viel große unerkannte Wahrheiten in diesen Schriften lagen, oder sich hineinlegen ließen; als es erkannte, wie selbst nach diesen Schriften, seinem Jehova eine weit erhabnere Einheit zukomme, als die, welche ihn blos an die Spitze aller andern Götter setzte: ward es auf einmal ein ganz andres Volk, und alle Abgötterey hörte unter ihm auf. Wenn diese plötzliche Veränderung, die kein Mensch leugnen kann, nicht durch den veredelten Begriff zu erklären, den es sich nun von seinem eignen Gotte machte: so ist sie durch nichts zu erklären. Man kann einem Nationalgott untreu werden, aber nie Gott, sobald man ihn einmal erkannt hat.

Wie gesagt; man thue, über die Einwürfe des vierten Fragments, auch noch diesen Schritt hinaus, und füge hinzu: daß, so wie Moses selbst im Anfange seiner Sendung von dem Unendlichen keinen Begriff hatte, — würde er ihn sonst nach seinem Namen gefragt haben? — sich Gott zu ihm herabließ, und sich ihm nicht als den Unendlichen, sondern blos als eine von den besondern Gottheiten ankündigte, unter welche der Aberglaube Länder und Völker vertheilet hatte. Gott ward der Gott der Ebreer; und wenn die Ebreer ihren Gott nun einmal satt hatten, was war natürlicher, als daß sie es mit einem andern versuchen wollten?

Auch so noch — wenn man dem alten Israelitischen Volke, selbst diesen großen mehr hergebrachten als erwiesenen Vorzug, den einigen wahren Gott gekannt zu haben, mit Grunde streitig machen könnte — auch so noch getraute ich mir die Wege Gottes mit ihm zu rechtfertigen.

Auf die Göttlichkeit der Bücher des A. T. ist aus dergleichen Dingen wenigstens gar nichts zu schliessen. Denn diese muß ganz anders, als aus den darinn vorkommenden Wahrheiten der natürlichen Religion erwiesen werden. Wahrheiten, die allerdeutlichsten, die allererhabensten, die allertiefsten von dieser Art, kann jedes andere eben so alte Buch enthalten, wovon wir itzt die Beweise haben; Beweise, welche so manchen gelehrten Sorites für die Göttlichkeit der Bibel fehlerhaft machen, in welchem die allein in dem A. T. gelehrte Einheit Gottes ein Glied ist. Die heiligen Bücher der Braminen müssen es an Alter und an würdigen Vorstellungen von Gott mit den Büchern des A. T. aufnehmen können, wenn das Uebrige den Proben entspricht, die uns itzt erst zuverlässige Männer daraus mitgetheilet haben. Denn obschon der Menschliche Verstand nur sehr allmälig ausgebildet worden, und Wahrheiten, die gegenwärtig dem gemeinsten Manne so einleuchtend und fasslich sind, einmal sehr unbegreiflich, und daher unmittelbare Eingebungen der Gottheit müssen geschienen haben, und als solche auch damals nur haben angenommen werden können: so hat es doch zu allen Zeiten und in allen Ländern privilegirte Seelen gegeben, die aus eignen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größern Lichte entgegen eilten, und andern ihre Empfindungen davon, zwar nicht mittheilen, aber doch erzählen konnten.

Was sich also von dergleichen Männern herschreiben kann, deren noch itzt von Zeit zu Zeit einige aufstehen, ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt, das kann zu keinem Beweise eines unmittelbar göttlichen Ursprungs gebraucht werden. Kann es diesen Ursprung aber nicht erweisen, da wo es vorhanden ist: so kann es diesen Ursprung auch nicht widerlegen, da wo es mangelt; und Bücher können gar wol von Gott seyn, durch eine höhere Eingebung Gottes verfaßt seyn, ob sich schon nur wenige, oder gar keine, Spuren von der Unsterblichkeit der Seelen und der Vergeltung nach diesem Leben, darinn finden. Diese Bücher können sogar eine seligmachende Religion enthalten: das ist, eine Religion, bey deren Befolgung sich der Mensch seiner Glückseligkeit so weit versichert halten kann, als er hinausdenkt. Denn warum dürfte eine solche Religion sich nicht nach den Grenzen seiner Sehnsucht und Wünsche fügen? Warum müßte sie nothwendig erst die Sphäre dieser Sehnsucht und Wünsche erweitern? Freylich wäre eine solche seligmachende Religion nicht die seligmachende Christliche Religion. Aber wenn denn die Christliche Religion nur erst zu einer gewissen Zeit, in einem gewissen Bezirke erscheinen konnte, mußten deswegen alle vorhergehende Zeiten, alle andere Bezirke keine seligmachende Religion haben? Ich will es den Gottesgelehrten gern zugeben, daß aber doch das *Seligmachende* in den verschiednen Religionen immer das *Nehmliche* müsse gewesen seyn: wenn sie mir nur hinwiederum zugeben, daß darum nicht immer die Menschen den *nehmlichen Begriff* damit müssen verbunden haben. Gott könnte ja wol in allen Religionen die guten Menschen in der *nehmlichen Betrachtung*, aus den *nehmlichen Gründen* selig machen wollen: ohne darum allen Menschen von dieser Betrachtung, von diesen Gründen die *nehmliche Offenbarung* ertheilt zu haben. —

Unter einem gewissen Zirkel von Freunden ist vor einiger Zeit ein kleiner Aufsatz in der Handschrift herum gegangen, welcher die ersten Linien zu einem ausführlichen Buche enthielt, und überschrieben war: *Die Erziehung des Menschengeschlechts.* Ich muß bekennen, daß ich von einigen Gedanken dieses Aufsatzes bereits wörtlich Gebrauch gemacht habe. Was hindert mich also, oder vielmehr, was ist also schicklicher, als daß ich den Anfang desselben in seinem ganzen Zusammenhange mittheile, der sich auf den Inhalt unsers *vierten Fragments* so genau beziehet? Die Indiscretion, die ich damit begehe, weiß ich zu

verantworten; und von der Lauterkeit der Absichten des Verfassers bin ich überzeugt. Er ist auch bey weitem so heterodox nicht, als er bey dem ersten Anblicke scheinet, wie ihm auch die schwierigsten Leser zugestehen werden, wenn er einmal den ganzen Aufsatz, oder gar die völlige Ausführung desselben, bekannt zu machen, für gut halten sollte. Hier ist indeß, wie gesagt, der Anfang, — des verwandten und genutzten Inhalts wegen.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.[1]

* * *

Und so gelangt der Verfasser zu dem zweyten großen Schritte in der Erziehung des Menschengeschlechts. Auf die kindischen Bewegungsgründe zum Gehorsam, folgen die ungleich mehr anspornenden Aussichten des Jünglings. Künftige Ehre, künftiges Wohlleben, tritt an die Stelle der gegenwärtigen Näscherey, des gegenwärtigen Spielzeugs. Doch alle diese fernern Spekulationen gehören nicht zu unserer Sache, und ich breche ab. Auch giebt man einen Vorschmack nicht mit der ganzen Schüssel.

V.

Ueber die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte, welche das fünfte Fragment uns so nahe legt, dächte ich nun so.

§. Die Zeugen der Auferstehung Christi sind nicht die nämlichen Personen, die uns die Nachricht von der Aussage dieser Zeugen überliefert haben. Denn wenn schon in einem und dem andern beide Charaktere zusammen kommen, so ist doch unwidersprechlich, daß kein einziger Evangelist bey allen und jeden Erscheinungen Christi gegenwärtig gewesen.

§. Folglich sind zweyerley Widersprüche hier möglich. Widersprüche unter den Zeugen, und Widersprüche unter den Geschichtschreibern der Aussage dieser Zeugen.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden? — Dergleichen könnten nur seyn, wenn ein Evangelist über den einzeln Fall, bey welchem er selbst Augenzeuge gewesen, sich selbst widerspräche: oder wenigstens,

[1] Hier folgen die ersten 53 Paragraphen, die später vermehrt unter dem Titel: Die Erziehung des Menschengeschlechts 1780; erschienen sind.

wenn mehrere Evangelisten über den nehmlichen einzeln Fall, bey welchem jeder gegenwärtig gewesen, sich unter einander widersprächen. Dergleichen Widersprüche sind mir unbekannt.

§. Sind Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? — Anscheinende: warum nicht? Denn die Erfahrung giebt es, und es kann schlechterdings nicht anders seyn; als daß von mehrern Zeugen nicht jeder die nehmliche Sache, an dem nehmlichen Orte, zu der nehmlichen Zeit, anders sehen, anders hören, folglich anders erzählen sollte. Denn eines jeden Aufmerksamkeit ist anders gestimmt. Ich halte es sogar für unmöglich, daß der nehmliche Zeuge von dem nehmlichen Vorfalle, den er mit aller vorsetzlichen Aufmerksamkeit beobachtete, zu verschiedenen Zeiten die nehmliche Aussage machen könne. Denn die Erinnerung des Menschen von der nehmlichen Sache ist zu verschiedenen Zeiten verschieden. Er müßte denn seine Aussage auswendig gelernt haben: aber alsdann sagt er nicht, wie er sich der Sache itzt erinnerlich ist, sondern wie er sich derselben zu der Zeit, als er seine Aussage auswendig lernte, erinnerlich war.

§. Sind wahre Widersprüche unter den Zeugen vorhanden gewesen? solche, die bey keiner billigen Vergleichung, bey keiner nähern Erklärung verschwinden? — Woher sollen wir das wissen? Wir wissen ja nicht einmal, ob jemals die Zeugen gehörig vernommen worden? Wenigstens ist das Protokoll über dieses Verhör nicht mehr vorhanden; und wer Ja sagt, hat in diesem Betracht eben so viel Grund für sich, als wer Nein sagt.

§. Nur daß, wer Nein sagt, eine sehr gesetzliche Vermuthung für sich anführen kann, die jener nicht kann. Diese nehmlich. Der grosse Proceß, welcher von der glaubwürdigen Aussage dieser Zeugen abhing, ist gewonnen. Das Christenthum hat über die Heidnische und Jüdische Religion gesiegt. Es ist da.

§. Und wir sollten geschehen lassen, daß man uns diesen gewonnenen Proceß nach den unvollständigen, unconcertirten Nachrichten von jenen, wie aus dem Erfolge zu schliessen, glaubwürdigen und einstimmigen Zeugnissen, nochmals nach zwey tausend Jahren revidiren wolle? Nimmermehr.

§. Vielmehr: so viel Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten, als man will! — Es sind nicht die Widersprüche der Zeugen,

sondern der Geschichtschreiber; nicht der Aussagen, sondern der Nachrichten von diesen Aussagen.

§. Aber der heilige Geist ist bey diesen Nachrichten wirksam gewesen. — Ganz recht; nehmlich dadurch, daß er jeden zu schreiben getrieben, wie ihm die Sache nach seinem besten Wissen und Gewissen bekannt gewesen.

§. Wenn sie nun dem einen so, dem andern anders bekannt war, bekannt seyn mußte? — Sollte der heilige Geist in dem Augenblicke, da sie die Feder ergriffen, lieber ihre verschiedenen Vorstellungen einförmig, und eben durch diese Einförmigkeit verdächtig machen, oder sollte er zugeben, daß die Verschiedenheit beybehalten wurde, auf die itzt gar nichts mehr ankömmt?

§. Sagt man, Verschiedenheiten sind keine Widersprüche? — Was sie nicht sind, das werden sie in dem zweyten und dritten Munde. Was Verschiedenheit bey den Augenzeugen war, wird Widerspruch bey denen, welche die Sache nur von Hörensagen haben.

§. Nur ein fortdauerndes Wunder hätte es verhindern können, daß in den 30 bis 40 Jahren, ehe Evangelisten schrieben, solche Ausartungen der mündlichen Erzählung von der Auferstehung sich nicht eräugnet hätten. Aber was für Recht haben wir; dieses Wunder anzunehmen? Und was dringt uns, es anzunehmen?

§. Wer sich irgend einen solchen Drang muthwillig schafft, der hab es. Aber er wisse auch, was ihm sodann obliegt: alle die Widersprüche zu heben, die sich in den verschiedenen Erzählungen der Evangelisten finden; und sie auf eine leichtere, natürlichere Art zu heben, als es in den gewöhnlichen Harmonieen geschehen ist.

§. Daß er dabey sich ja nicht auf dieses und jenes Werk zu sehr verlasse, dessen vielversprechender Titel ihm etwa nur bekannt ist. Ditton hat freylich die Wahrheit der christlichen Religion aus der Auferstehung demonstrativisch erwiesen. Aber er hat die Widersprüche der Evangelisten ganz übergangen; entweder weil er glaubte, daß diese Widersprüche schon längst auf die unwidersprechlichste Weise gehoben wären, — woran ich zweifle; oder weil er dafür hielt, daß seine Demonstration, ohngeachtet aller dieser Widersprüche, in ihrer ganzen Stärke bestehen könne, — wie auch mich dünkt.

§. Eben so ist Th. Sherlok in seiner gerichtlichen Prüfung der

Zeugen der Auferstehung verfahren. Er erhärtet, daß die eigentlichen Zeugen allen Glauben verdienen; aber auf die Widersprüche in den Erzählungen der Evangelisten läßt er sich nicht ein.

§. Der einzige Gilbert West hat diese Widersprüche zum Theil mit in seinen Plan ziehen zu müssen geglaubt. Wen indeß seine ewige Vervielfältigung der nehmlichen Personen und Erscheinungen beruhigen kann, der muß so schwer eben nicht zu beruhigen seyn.

§. Folglich findet der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in jedem Worte behauptet, auch hier noch unbearbeitetes Feld genug. Er versuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers Fragments. Aber er beantworte sie alle. Denn diesem und jenen nur etwas wahrscheinliches entgegen setzen, und die übrigen mit triumphirender Verachtung übergehen, heißt keinen beantworten.

Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

— δια τας τεραςιους δυναμεις, ἁς κατασκευαςεον γεγονεναι και ἐκ πολλων μεν ἀλλων, και ἐκ του ἰχνη μεν ἀυτων ἐτι σωζεσθαι, παρα τοις κατα το βουλημα του λογου βιουσι.

Ωριγενης. κ. Κ.

An den Herrn Director Schumann, zu Hannover.

1777.

Braunschweig, 1777. 8.

Mein Herr,

Wem konnte es angelegner seyn, Ihre neue Schrift sofort zu lesen, als mir? — Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichton, alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht. — Wenn sie mit diesem Bogen es eben so machen: so sind wir, einer des andern Mann. Ich bin mit der Hochachtung, welche Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen, sich nie entbrechen,

Ihr rc.

— — —

Ein andres sind erfüllte Weissagungen, die ich selbst erlebe: ein andres, erfüllte Weissagungen, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen erlebt haben.

Ein andres sind Wunder, die ich mit meinen Augen sehe, und selbst zu prüfen Gelegenheit habe: ein andres sind Wunder, von denen ich nur historisch weiß, daß sie andre wollen gesehn und geprüft haben.

Das ist doch wohl unstreitig? Dagegen ist doch nichts einzuwenden?

Wenn ich zu Christi Zeiten gelebt hätte: so würden mich die in seiner Person erfüllten Weissagungen allerdings auf ihn sehr aufmerksam gemacht haben. Hätte ich nun gar gesehen, ihn Wunder thun; hätte ich keine Ursache zu zweifeln gehabt, daß es wahre Wunder gewesen: so würde ich zu einem, von so langeher ausgezeichneten, wunderthätigen Mann, allerdings so viel Vertrauen gewonnen haben; daß ich willig meinen Verstand dem Seinigen unterworfen hätte; daß ich ihm in allen Dingen geglaubt hätte, in welchen eben so ungezweifelte Erfahrungen ihm nicht entgegen gewesen wären.

Oder; wenn ich noch itzt erlebte, daß Christum oder die christliche Religion betreffende Weissagungen, von deren Priorität ich längst gewiß gewesen, auf die unstreitige Art in Erfüllung gingen; wenn noch itzt von gläubigen Christen Wunder gethan würden, die ich für echte Wunder erkennen müßte: was könnte mich abhalten, mich diesem Beweise des Geistes und der Kraft, wie ihn der Apostel nennet, zu fügen?

In dem letztern Falle war noch Origenes, der sehr Recht hatte zu sagen, daß die christliche Religion an diesem Beweise des Geistes und der Kraft einen eigenen göttlichern Beweis habe, als alle griechische Dialektik gewähren könne. Denn, noch war zu seiner Zeit, „die Kraft wunderbare Dinge zu thun, von denen nicht gewichen," die nach Christi Vorschrift lebten; und wenn er ungezweifelte Beyspiele hiervon hatte, so mußte er nothwendig, wenn er nicht seine eigenen Sinne verleugnen wollte, jenen Beweis des Geistes und der Kraft anerkennen.

Aber ich, der ich auch nicht einmal mehr in dem Falle des Origenes bin; der ich in dem 18ten Jahrhunderte lebe, in welchem es keine Wunder mehr giebt; wenn ich anstehe, noch itzt, auf den Beweis des Geistes und der Kraft, etwas zu glauben, was ich auf andre meiner Zeit angemessenere Beweise glauben kann: woran liegt es?

Daran liegt es: daß dieser Beweis des Geistes und der Kraft itzt weder Geist noch Kraft mehr hat; sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken ist.

Daran liegt es: daß Nachrichten von erfüllten Weissagungen nicht erfüllte Weissagungen; daß Nachrichten von Wundern nicht Wunder sind. Diese, die vor meinen Augen erfüllten Weissagungen, die vor meinen Augen geschehenen Wunder, wirken unmittelbar. Jene aber, die Nachrichten von erfüllten Weissagungen und Wundern, sollen durch ein Medium wirken, das ihnen alle Kraft benimmt.

Den Origenes anführen, und ihn sagen lassen, „daß der Beweis „der Kraft wegen der erstaunlichen Wunder so heisse, die zur Bestätigung „der Lehre Christi geschehen:" ist nicht allzuwohl gethan, wenn man das, was unmittelbar bey dem Origenes darauf folgt, seinen Lesern verschweigt. Denn die Leser werden den Origenes auch aufschlagen, und mit Befremden finden, daß er die Wahrheit jener bey der Grundlegung des Christenthums geschehenen Wunder, *ἐκ πολλων μεν ἀλλων*, und also aus der Erzählung der Evangelisten wohl mit, aber doch vornehmlich und namentlich aus den Wundern erweiset, die noch damals geschahen.

Wenn nun dieser Beweis des Beweises itzt gänzlich weggefallen; wenn nun alle historische Gewißheit viel zu schwach ist, diesen weggefallenen augenscheinlichen Beweis des Beweises zu ersetzen: wie ist mir denn zuzumuthen, daß ich die nehmlichen unbegreiflichen Wahrheiten, welche Leute vor 16 bis 18 hundert Jahren auf die kräftigste Veranlassung glaubten, auf eine unendlich mindere Veranlassung eben so kräftig glauben soll?

Oder ist, ohne Ausnahme, was ich bey glaubwürdigen Geschichtschreibern lese, für mich eben so gewiß, als was ich selbst erfahre?

Das wüßte ich nicht, daß es jemals ein Mensch behauptet hätte: sondern man behauptet nur, daß die Nachrichten, die wir von jenen Weissagungen und Wundern haben, eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können. — Und freylich, fügt man hinzu, könnten historische Wahrheiten nicht demonstriret werden: aber dem ohngeachtet müsse man sie eben so fest glauben, als demonstrirte Wahrheiten.

Hierauf nun antworte ich. Erstlich; wer leugnet es, — ich nicht — daß die Nachrichten von jenen Wundern und Weissagungen eben so zuverlässig sind, als nur immer historische Wahrheiten seyn können? —

Aber nun: wenn sie nur eben so zuverlässig sind, warum macht man sie bey dem Gebrauche auf einmal unendlich zuverlässiger?

Und wodurch? — Dadurch, daß man ganz andere und mehrere Dinge auf sie bauet, als man auf historisch erwiesene Wahrheiten zu bauen befugt ist.

Wenn keine historische Wahrheit demonstriret werden kann: so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstriret werden.

Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftswahrheiten nie werden.

Ich leugne also gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllet worden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen:) mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürfen. Diese anderweitigen Lehren nehme ich aus anderweitigen Gründen an.

Denn zweytens: was heißt einen historischen Satz für wahr halten? eine historische Wahrheit glauben? Heißt es im geringsten etwas anders: als diesen Satz, diese Wahrheit gelten lassen? nichts darwider einzuwenden haben? sich gefallen lassen, daß ein andrer einen andern historischen Satz darauf bauet, eine andre historische Wahrheit daraus folgert? sich selbst vorbehalten, andere historische Dinge darnach zu schätzen? Heißt es im geringsten etwas anders? etwas mehr? Man prüfe sich genau!

Wir alle glauben, daß ein Alexander gelebt hat, welcher in kurzer Zeit fast ganz Asien besiegte. Aber wer wollte, auf diesen Glauben hin, irgend etwas von großem dauerhaften Belange, dessen Verlust nicht zu ersetzen wäre, wagen? Wer wollte, diesem Glauben zu Folge, aller Kenntniß auf ewig abschwören, die mit diesem Glauben stritte? Ich wahrlich nicht. Ich habe itzt gegen den Alexander und seine Siege nichts einzuwenden: aber es wäre doch möglich, daß sie sich eben so wohl auf ein bloßes Gedicht des Choerilus, welcher den Alexander überall begleitete, gründeten, als die zehnjährige Belagerung von Troja sich auf weiter nichts, als auf die Gedichte des Homers gründet.

Wenn ich folglich historisch nichts darwider einzuwenden habe, daß

Christus einen Todten erweckt: muß ich darum für wahr halten, daß Gott einen Sohn habe, der mit ihm gleiches Wesens sey? In welcher Verbindung steht mein Unvermögen, gegen die Zeugnisse von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit etwas zu glauben, wogegen sich meine Vernunft sträubet?

Wenn ich historisch nichts dawider einzuwenden habe, daß dieser Christus selbst von dem Tode auferstanden: muß ich darum für wahr halten, daß eben dieser auferstandene Christus der Sohn Gottes gewesen sey?

Daß der Christus, gegen dessen Auferstehung ich nichts Historisches von Wichtigkeit einwenden kann, sich deswegen für den Sohn Gottes ausgegeben; daß ihn seine Jünger deswegen dafür gehalten: das glaube ich herzlich gern. Denn diese Wahrheiten, als Wahrheiten einer und eben derselben Klasse, folgen ganz natürlich aus einander.

Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andre Klasse von Wahrheiten herüber springen, und von mir verlangen, daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll; mir zumuthen, weil ich der Auferstehung Christi kein glaubwürdiges Zeugniß entgegen setzen kann, alle meine Grundideen von dem Wesen der Gottheit darnach abzuändern: wenn das nicht eine *μεταβασις ἐις ἀλλο γενος* ist; so weiß ich nicht, was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden.

Man sagt freylich: aber eben der Christus, von dem du historisch mußt gelten lassen, daß er Todte erweckt, daß er selbst vom Tode erstanden, hat es selbst gesagt, daß Gott einen Sohn gleiches Wesens habe, und daß Er dieser Sohn sey.

Das wäre ganz gut! Wenn nur nicht, daß dieses Christus gesagt, gleichfalls nicht mehr als historisch gewiß wäre.

Wollte man mich noch weiter verfolgen und sagen, „O doch! das „ist mehr als historisch gewiß; denn inspirirte Geschichtschreiber versichern „es, die nicht irren können:“

So ist auch das, leider, nur historisch gewiß; daß diese Geschichtschreiber inspirirt waren, und nicht irren konnten.

Das, das ist der garstige breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thu es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn. Er verdienet ein Gotteslohn an mir.

Und so wiederhole ich, was ich oben gesagt, mit den nehmlichen

Worten. Ich leugne gar nicht, daß in Christo Weissagungen erfüllt worden; ich leugne gar nicht, daß Christus Wunder gethan: sondern ich leugne, daß diese Wunder, seitdem ihre Wahrheit völlig aufgehöret hat, durch noch gegenwärtig gangbare Wunder erwiesen zu werden; seitdem sie nichts als Nachrichten von Wundern sind, (mögen doch diese Nachrichten so unwidersprochen, so unwidersprechlich seyn, als sie immer wollen:) mich zu dem geringsten Glauben an Christi anderweitige Lehren verbinden können und dürffen.

Was verbindet mich denn dazu? — Nichts, als diese Lehren selbst, die vor 18 hundert Jahren allerdings so neu, dem ganzen Umfange damals erkannter Wahrheiten so fremd, so uneinverleiblich waren, daß nichts geringers als Wunder und erfüllte Weissagungen erfordert wurden, um erst die Menge aufmerksam darauf zu machen.

Die Menge aber auf etwas aufmerksam machen, heißt, den gesunden Menschenverstand auf die Spur helffen.

Auf die kam er; auf der ist er: und was er auf dieser Spur rechts und links aufgejaget, das, das sind die Früchte jener Wunder und erfüllten Weissagungen.

Diese Früchte sähe ich vor mir reiffen und gereift, und ich sollte mich damit nicht sättigen dürfen? weil ich die alte fromme Sage, daß die Hand, die den Saamen dazu ausgestreuet, sich siebenmal bey jedem Wurfe in Schneckenblute waschen müssen — nicht etwa leugnete, nicht etwa bezweifelte — sondern blos an ihren Ort gestellt seyn liesse? — Was kümmert es mich, ob die Sage falsch oder wahr ist: die Früchte sind trefflich.

Gesetzt es gäbe eine grosse nützliche mathematische Wahrheit, auf die der Erfinder durch einen offenbaren Trugschluß gekommen wäre: — (Wenn es dergleichen nicht giebt: so könnte es doch dergleichen geben.) — leugnete ich darum diese Wahrheit, entsagte ich darum, mich dieser Wahrheit zu bedienen, wäre ich darum ein undankbarer Lästerer des Erfinders, weil ich aus seinem anderweitigen Scharfsinne nicht beweisen wollte, es für beweislich daraus gar nicht hielt, daß der Trugschluß, durch den er auf die Wahrheit gestoßen, kein Trugschluß seyn k ö n n e? —

— Ich schliesse und wünsche: möchte doch alle, welche das Evangelium Jahannis trennt, das Testament Johannis wieder vereinigen! Es ist freylich apokryphisch, dieses Testament: aber darum nicht weniger göttlich.

Das Testament Johannis.

— qui in pectus Domini recubuit et de purissimo fonte hausit rivulum doctrinarum.

Hieronymus.

Ein Gespräch.

1777.

Braunschweig, 1777. 8.

Er und Ich.

Er.

Sie waren sehr fix mit diesem Bogen: (*) aber man sieht es diesem Bogen auch an.

Ich.

So?

Er.

Sie pflegen sonst deutlicher zu schreiben.

Ich.

Die größte Deutlichkeit, war mir immer die größte Schönheit.

Er.

Aber ich sehe: Sie lassen sich auch fortreissen. Sie fangen auch an,

(*) Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft.

zu glauben, nur immer auf Umstände anspielen, die unter hundert Lesern nicht einem bekannt sind; die Ihnen selbst vielleicht nur erst seit gestern oder ehegestern bekannt geworden —

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Lasse gelehrt.

Ich.

Zum Exempel?

Er.

Ihre Räthsel, womit Sie schliessen. — Ihr Testament Johannis. Ich habe meinen Grabius und Fabricius vergebens darnach durchblättert.

Ich.

Muß denn auch alles ein Buch seyn?

Er.

Es ist kein Buch dieses Testament Johannis? — Nun, was ist es denn?

Ich.

Der letzte Wille Johannis; — die letzten merkwürdigen, einmal über das andere wiederholten Worte des sterbenden Johannis. — Die können ja auch ein Testament heissen? Nicht?

Er.

Können freylich. — Aber so bin ich schon weniger darauf neugierig. — Indeß doch: wie lauten sie denn? — Ich bin in dem Abdias, oder wo sie sonst stehen mögen, nicht eben sehr belesen.

Ich.

Bey einem minder verdächtigen Schriftsteller stehen sie nun doch. — Hieronymus hat sie uns aufbehalten, in seinem Commentar über den Paulinischen Brief an die Galater. — Da schlagen sie nur nach. — Ich denke kaum, daß sie Ihnen gefallen werden.

Er.

Wer weiß? — Sagen Sie doch nur.

Ich.

Aus dem Kopfe? Mit den Umständen, die mir itzt erinnerlich sind, oder wahrscheinlich dünken?

Er.

Warum nicht?

Ich.

Johannes, der gute Johannes, der sich von seiner Gemeinde, die er in Ephesus einmal gesammelt hatte, nie wieder trennen wollte: dem diese Eine Gemeinde ein genugsam grosser Schauplatz seiner lehrreichen Wunder, und wunderthätigen Lehre war; Johannes war nun alt, und so alt —

Er.

Daß die fromme Einfalt glaubte, er werde nie sterben.

Ich.

Da ihn doch jeder von Tag zu Tag immer mehr und mehr sterben sahe.

Er.

Der Aberglaube trauet den Sinnen bald zu viel, bald zu wenig. — Selbst da, als Johannes schon gestorben war, hielt noch der Aberglaube dafür, daß Johannes nicht sterben könne: daß er schlafe, nicht todt sey.

Ich.

Wie nahe der Aberglaube oft der Wahrheit tritt!

Er.

Erzählen Sie nur weiter. Ich mag Sie nicht dem Aberglauben das Wort sprechen hören.

Ich.

So zaudernd eilig, als ein Freund sich aus den Armen eines Freundes windet, um in die Umarmungen seiner Freundin zu eilen, — trennte sich allmälig sichtbar Johannis reine Seele, von dem eben so reinen, aber verfallenen Körper. — Bald konnten ihn seine Jünger auch nicht einmal zur Kirche mehr tragen. Und doch versäumte Johannes auch keine Collecte gern; ließ keine Collecte gern zu Ende gehen, ohne seine Anrede an die Gemeinde, welche ihr tägliches Brod lieber entbehrt hätte, als diese Anrede.

Er.

Die öfters nicht sehr studiret mag gewesen seyn.

Ich.

Lieben Sie das Studierte?

Er.

Nachdem es ist.

Ich.

Ganz gewiß war Johannis Anrede das nie. Denn sie kam immer ganz aus dem Herzen. Denn sie war immer einfältig und kurz; und wurde immer von Tag zu Tag einfältiger und kürzer, bis er sie endlich gar auf die Worte einzog — —

Er.

Auf welche?

Ich.

Kinderchen, liebt euch!

Er.

Wenig und gut.

Ich.

Meynen Sie wirklich? — Aber man wird des Guten, und auch des Besten, wenn es alltäglich zu seyn beginnt, so bald satt! — In der ersten Collecte, in welcher Johannes nicht mehr sagen konnte, als Kinderchen, liebt euch! gefiel dieses, Kinderchen, liebt euch! ungemein. Es gefiel auch noch in der zweyten, in der dritten, in der vierten Collecte: denn es hieß, der alte schwache Mann kann nicht mehr sagen. Nur als der alte Mann auch dann und wann wieder gute heitere Tage bekam, und doch nichts mehr sagte, und doch nur die tägliche Collecte mit weiter nichts, als einem Kinderchen, liebt euch! beschloß; als man sahe, daß der alte Mann nicht blos, nur so wenig sagen konnte; als man sahe, daß er vorsetzlich nicht mehr sagen wollte; ward das Kinderchen, liebt euch! so matt, so kahl, so nichtsbedeutend! Brüder und Jünger konnten es kaum ohne Ekel mehr anhören; und erdreisteten sich endlich den guten alten Mann zu fragen: Aber, Meister, warum sagst du denn immer das nehmliche?

Er.

Und Johannes? —

Ich.

Johannes antwortete: Darum, weil es der Herr befohlen. Weil das allein, das allein, wenn es geschieht, genug, hinlänglich genug ist. —

Er.

Also das? Das ist Ihr Testament Johannis?

Ich.

Ja!

Er.

Gut, daß Sie es apokryphisch genennet haben!

Ich.

In Gegensatz des kanonischen Evangelii Johannis. — Aber göttlich ist mir es denn doch.

Er.

Etwa, wie Sie auch wohl Ihre Schöne göttlich nennen würden.

Ich.

Ich habe nie eine Schöne göttlich genannt, und bin nicht gewohnt, dieses Wort so zu mißbrauchen. — Was ich hier göttlich nenne, nennt Hieronymus dignam Ioanne sententiam.

Er.

Ah Hieronymus!

Ich.

Augustinus erzählt, daß ein gewisser Platoniker gesagt habe, der Anfang des Evangelii Johannis Im Anfang war das Wort u. s. w. verdiene in allen Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden.

Er.

Allerdings! der Platoniker hatte sehr recht. — O die Platoniker! Und ganz gewiß, Plato selbst hätte nichts Erhabeners schreiben können, als dieser Anfang des Evangelii Johannis ist.

Ich.

Mag wohl seyn. — Gleichwohl glaube ich, der ich aus der erhabenen Schreiberey eines Philosophen eben nicht viel mache, daß mit weit mehrerm Rechte in allen unsern Kirchen, an dem sichtbarsten in die Augen fallendsten Orte, mit goldnen Buchstaben angeschrieben zu werden verdiente — das Testament Johannis.

Er.

Hm!

Ich.

Kinderchen, liebt euch!

Er.

Ja! ja!

Ich.

Dieses Testament Johannis war es, worauf ehedem ein gewisses Salz der Erde schwur. Itzt schwört dieses Salz der Erde, auf das Evangelium Johannis: und man sagt, es sey nach dieser Abänderung ein wenig dumpfig geworden.

Er.

Auch ein Räthsel?

Ich.

Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Er.

Ja, ja, ich, merke nun wohl.

Ich.

Was merken Sie?

Er.

So ziehen immer gewisse Leute den Kopf aus der Schlinge. — Genug, daß sie die christliche Liebe beybehalten: mag doch aus der christlichen Religion werden, was da will.

Ich.

Ob Sie mich mit zu diesen gewissen Leuten zählen?

Er.

Ob ich recht daran thun würde: müssen Sie von sich selbst erfragen.

Ich.

Ich darf doch also ein Wort für diese gewisse Leute sprechen?

Er.

Wenn Sie sich fühlen.

Ich.

Aber ich versteh Sie auch wohl nicht. — So ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?

Er.

Ja und Nein.

Ich.

Wie Nein?

Er.

Denn ein anders sind die Glaubenslehren der christlichen Religion,

und ein anders das Praktische, welches sie auf diese Glaubenslehren will gegründet wissen.

Ich.

Und wie Ja?

Er.

In so fern nur das wahre christliche Liebe ist, die auf christliche Glaubenslehren gegründet wird.

Ich.

Aber welches von beiden möchte wohl das Schwerere seyn? — Die christliche Glaubenslehren annehmen und bekennen? oder die christliche Liebe ausüben?

Er.

Es würde Ihnen nichts helfen, wenn ich auch einräumte, daß das Letztere bey weitem das Schwerere sey.

Ich.

Was soll es mir denn helfen?

Er.

Denn es ist um so lächerlicher, daß sich jene gewisse Leute den Weg zur Hölle so sauer machen.

Ich.

Wie so?

Er.

Wozu das Joch der christlichen Liebe auf sich nehmen, wenn es ihnen durch die Glaubenslehren weder sanft noch verdienstlich wird?

Ich.

Ja freylich: diese Gefahr müßten wir sie nun schon laufen lassen. Ich frage also nur: ist es von andern gewissen Leuten klug gehandelt, dieser Gefahr wegen, welche jene gewisse Leute mit ihrer unchristlichen christlichen Liebe lauffen, ihnen den Namen der Christen abzusprechen?

Er.

Cui non competit definitio, non competit definitum. Habe ich das erfunden?

Ich.

Aber wenn wir gleichwohl die Definition ein wenig weiter fassen könnten? Und das nach dem Ausspruche jenes guten Mannes: Wer

nicht wider uns ist, der ist für uns. — Sie kennen ihn doch, den guten Mann?

Er.

Recht wohl. Es ist eben der, der an einem andern Orte sagt: Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich.

Ich.

Ja so! Allerdings; das bringt mich zum Stillschweigen. — O, Sie allein sind ein wahrer Christ! — Und belesen in der Schrift wie der Teufel.

Hieronymus

in Epist. ad Galatas, c. 6.

Beatus Ioannes Evangelista, cum Ephesi moraretur usque ad ultimam senectutem, et vix inter discipulorum manus ad Ecclesiam deferretur, nec posset in plura vocem verba contexere, nihil aliud per singulas solebat proferre collectas, nisi hoc: Filioli diligite alterutrum. Tandem discipuli et fratres qui aderant, taedio affecti, quod eadem semper audirent, dixerunt: Magister, quare semper hoc loqueris? Qui respondit dignam Ioanne sententiam: Quia praeceptum Domini est, et si solum fiat, sufficit.

Eine Duplik.

Contestandi magis gratia, quam aliquid ex oratione promoturus.

Dictys Cret.

1778.

Braunschweig, in der Buchhandlung des Fürstl. Waysenhauses. 1778. 8.

Ich habe alle Achtung gegen den frommen Mann, der sich in seinem Gewissen verbunden gefühlt hat, die Auferstehungsgeschichte gegen das Fragment meines Ungenannten zu retten. Wir handeln alle nach dem Maaße unsrer Einsichten und Kräfte; und es ist immer rührend, wenn auch der schwache abgelebte Nestor sich dem ausfordernden Hektor stellen will, Falls kein jüngrer und stärkrer Grieche mit ihm anzubinden sich getrauet.

Auch will ich mir nicht herausnehmen, bey diesem Kampfe Wärtel zu seyn, und meine Stange dazwischen zu werfen, wenn von der einen oder der andern Seite ein gar zu hämischer und unedler Streich geführet würde. Der Kampfwärtel war eine Gerichtsperson; und ich richte niemanden, um von niemanden gerichtet zu seyn.

Aber ich darf nicht vergessen, was ich mir selbst schuldig bin. Ich laufe Gefahr, daß meine Absicht verkannt, und meine vorgeschlagnen Austräge gemißdeutet werden. Ein Wort kann diesem Uebel noch vorbauen: und wer wird mir dieses Wort nicht erlauben, oder verzeihen?

Lessing.

Erst wollen wir den Standort gehörig erwägen, auf dem jeder von uns hält; damit wir um so redlicher Licht und Wetter theilen können. Denn nicht genug, daß wir alle mit gleichen Waffen fechten. Ein Sonnenstrahl, der des einen Auge mehr trifft, als des andern; ein strenger Luftzug, dem dieser mehr ausgesetzt ist, als jener: sind Vortheile, deren sich kein ehrlicher Fechter wissendlich bedienet. — Besonders bewahre uns GOtt alle vor der tödtlichen Zugluft heimlicher Verläumdung!

Mein Ungenannter behauptet: die Auferstehung Christi ist auch darum nicht zu glauben, weil die Nachrichten der Evangelisten davon sich widersprechen.

Ich erwiedere: die Auferstehung Christi kann ihre gute Richtigkeit haben, ob sich schon die Nachrichten der Evangelisten widersprechen.

Nun kömmt ein Dritter und sagt: die Auferstehung Christi ist schlechterdings zu glauben, denn die Nachrichten der Evangelisten davon widersprechen sich nicht.

Man gebe auf dieses auch darum, auf dieses obschon, auf dieses denn wohl Acht. Man wird finden, daß auf diesen Partikeln gerade nur nicht alles beruhet.

I.

Der Ungenannte, so viel ich nun von seinen Papieren näher weiß, hat nichts geringers als einen Hauptsturm auf die christliche Religion unternommen. Es ist keine einzige Seite, kein einziger noch so versteckter Winkel, dem er seine Sturmleitern nicht angeworfen. Freylich hat er diese Sturmleitern nicht alle mit eigner Hand neu geschnitzt; die meisten davon sind schon bey mehrern Stürmen gewesen; einige derselben sind sogar ein wenig sehr schadhaft, denn in der belagerten Stadt waren auch Männer, die zerschmetternde Felsenstücke auf den Feind herabwarfen. — Doch was thut das? Heran kömmt, nicht wer die Leiter machte, sondern wer die Leiter besteigt; und einen behenden kühnen Mann trägt auch wohl eine morsche Leiter.

Folglich mußte er nothwendig, als er zur Auferstehungsgeschichte kam, alles mitnehmen, was man von jeher wider die historische Glaubwürdigkeit derselben eingewendet hat, oder einwenden hätte können; wenn anders über eine so abgedroschene Materie itzt noch etwas einzuwenden seyn möchte, dessen sich nicht schon seit siebzehnhundert Jahren einer oder der andere sollte bedacht haben. Was nun schon, vor kurz oder lang,

einmal eingewendet worden, darauf wird, wie leicht zu glauben, auch wohl seyn geantwortet worden. Aber der Ungenannte dachte ohne Zweifel: ein andres ist auf etwas antworten; ein andres, etwas beantworten. Daher bot er alles auf, was ungefehr noch dienen konnte: Altes und Neues; mehr oder weniger Bekanntes, Argumente und Argumentchen. Und das mit seinem guten Rechte. Denn der zwanzigmal geschlagene Soldat kann endlich doch einmal siegen helffen.

Wenn man aber nun schon, da ich aus dem Werke des gründlichen und bündigen Mannes — (gründlich und bündig kann man seyn, wenn man von der Wahrheit auch noch so weit entfernt bleibt —) nichts als Fragmente mittheilen können und wollen; wenn man, sage ich, nun schon mit höhnischen Achselzucken, mit halb mitleidiger halb ärgerlicher Mine, über ihn herfährt, von aufgewärmtem Brey spricht, und das Schicksal der Theologen beklagt, die noch immer auf Dinge antworten sollen, die auf Treu und Glauben ihrer Lehrer und ihrer Lehrer Lehrer, längst beantwortet sind: so muß ich freundschaftlich rathen, den grellen Ton ein wenig sanfter zu halten, dieweil es noch Zeit ist. Denn man möchte sonst sich ganz lächerlich gemacht haben, wenn man endlich erfährt, wer der ehrliche unbescholtene Mann ist, über den man so christmilde gespöttelt; wer der unstreitige Gelehrte ist, den man so gern zum unwissenden muthwilligen Laffen erniedriget hätte.

Das ist nichts als Gerechtigkeit, die ich seiner Person wiederfahren lasse. Die Gerechtigkeit seiner Sache steht auf einem ganz andern Blatte. Ein Mann, der Unwahrheit, unter entgegengesetzter Ueberzeugung, in guter Absicht, eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth, als ein Mann, der die beste edelste Wahrheit aus Vorurtheil, mit Verschreyung seiner Gegner, auf alltägliche Weise vertheidiget.

Will es denn Eine Klasse von Leuten nie lernen, daß es schlechterdings nicht wahr ist, daß jemals ein Mensch wissendlich und vorsetzlich sich selbst verblendet habe? Es ist nicht wahr, sag ich; aus keinem geringern Grunde, als weil es nicht möglich ist. Was wollen sie denn also mit ihrem Vorwurfe muthwilliger Verstockung, geflissendlicher Verhärtung, mit Vorbedacht gemachter Plane, Lügen auszustaffiren, die man Lügen zu seyn weiß? Was wollen sie damit? Was anders, als — — Nein; weil ich auch ihnen diese Wahrheit muß zu gute kommen lassen; weil

ich auch von ihnen glauben muß, daß sie vorsetzlich und wissendlich kein falsches verleumdrisches Urtheil fällen können: so schweige ich, und enthalte mich alles Wiederscheltens.

Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgend ein Mensch ist, oder zu seyn vermeynet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen; macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worinn allein seine immer wachsende Vollkommenheit bestehet. Der Besitz macht ruhig, träge, stolz —

Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!

II.

Noch einmal: es ist ledig meine Schuld, wenn der Ungenannte bis itzt so beträchtlich nicht scheinet, als er ist. Man lasse ihn diese fremde Schuld nicht entgelten.

Was kann er dafür, daß ich nur Fragmente seiner Arbeit fand; und aus Fragmenten gerade nur eben diese bekannt machte? Er selbst würde, um sich in seinem besten Vortheile zu zeigen, vielleicht ganz andere Proben ausgesucht haben; wenn er sich nicht vielmehr alles Probegeben verbeten hätte.

Denn wie kann man auch von einer weitläuftigen zusammengesetzten Maschine, deren kleinste Theile auf eine einzige große Wirkung berechnet sind, eine Probe geben? Ein Vorbild wohl: ein Modell wohl. Aber wer hat jemals ein Gewicht oder eine Unruh, eine Feder oder ein Rad zur Probe von einer Uhr gegeben?

Auch fühle ich wohl, daß in diesem Betracht — aber auch nur in diesem — ich selbst mit meinen Proben besser zu Hause geblieben wäre. Und warum blieb ich nicht auch? Weil ich das nehmliche damals noch nicht fühlte? oder weil mich die Güte der Proben selbst verführte?

Das leztere, wenn ich die Wahrheit bekennen soll; das leztere. Ich gab ein Rad, eine Feder, nicht als Probe der Uhr; sondern als Probe ihres gleichen. Das ist: ich glaubte allerdings, daß auch in den einzeln Materien, in welche die gelieferten Fragmente schlagen, noch nicht besseres

und gründlichers geschrieben worden, als eben diese Fragmente. Ich glaubte allerdings, daß z. E. außer dem Fragmente von der Auferstehungsgeschichte, noch nie und nirgends die häufigen Widersprüche der Evangelisten, die ich für wahre Widersprüche erkannte, so umständlich und geflissendlich ins Licht gesetzt worden.

Das glaubte ich; das glaub ich noch. — War ich aber, bin ich aber darum völlig des Ungenannten Meynung? Wollte ich darum, will ich darum eben dahinaus, wo er hinaus wollte?

Mit nichten! — Ich gab den Vordersatz zu; und leugnete die Folge.

Ich gab den Vordersatz zu; weil ich nach vielfältigen aufrichtigen Versuchen, ihn nicht zugeben zu dürfen, mich überzeugte, wie schlecht es mit allen evangelischen Harmonieen bestellt sey. Denn, überhaupt von ihnen zu reden, getraue ich mir, nach eben den Regeln, welche sie zum Grunde legen, schlechterdings ohne Ausnahme alle und jede verschiedne Erzählungen der nehmlichen Begebenheit in nicht mindere Uebereinstimmung zu setzen. Wo Geschichtschreiber nur in der Hauptsache übereinkommen, bietet die Methode unsrer evangelischen Harmonisten allen übrigen Schwierigkeiten Trotz. Man soll sie so toll nicht erdenken können: ich will sie gar bald in Ordnung haben, und mein jedesmaliges Verfahren mit ihnen, mit dem Verfahren irgend eines berühmten Harmonisten belegen. —

Aber ich leugnete meinem Ungenannten die Folge. — Und wer hat sich je in der Profangeschichte die nehmliche Folgerung erlaubt? Wenn Livius und Polybius und Dionysius und Tacitus eben dieselbe Eräugnung, etwa eben dasselbe Treffen, eben dieselbe Belagerung, jeder mit so verschiedenen Umständen erzählen, daß die Umstände des einen die Umstände des andern völlig Lügen strafen: hat man darum jemals die Eräugnung selbst, in welcher sie übereinstimmen, geleugnet? Hat man sich nie getrauet, sie eher zu glauben, als bis man Mittel und Wege ausgesonnen, jene widerspänstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stössigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen müssen?

Das wahre Bild unsrer harmonischen Paraphrasen der Evangelisten! denn leider bleiben die Böcke darum doch immer stössig, wenden darum doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander, und reiben sich, und drängen sich. — Ey mag auch! Genug, daß der unverträglichen Böcke

eben so viele in dem engen Stalle sind, als der geduldigen einverstandnen Schafe nur immer hineingehen würden.

O der schönen Eintracht! — Ohne eine solche immer gährende, brausende, aufstossende Harmonie, sollten Livius und Polybius, Dionysius und Tacitus nicht glaubwürdige Geschichtschreiber seyn können? —

„Possen! denkt der freye offene Leser, der sich nicht muthwillig durch kleine Sophistereyen um den Nutzen und das Vergnügen der Geschichte bringen will, Possen! Was kümmert mich der Staub, der unter jedes Schritten auffliegt? Waren sie nicht alle Menschen? Hier hatte nun dieser oder jener nicht so gute Nachrichten, als der dritte! Hier schrieb der eine vielleicht etwas hin, worüber er gar keinen Gewährsmann hatte. Nach Gutdünken! Nach seinem besten Ermessen! So ein Umstand war ihm just noch nöthig, um einen Uebergang zu haben, um eine Periode zu runden. Nun dann, da steht er! — Kann ich verlangen, daß gleiche Schritte auch gleichen Staub erregen?"

So denkt, sag ich, der freye offene Kopf, der die Schranken der Menschheit und das Gewerbe des Geschichtschreibers ein wenig näher kennt. — Kreuzige und segne dich immer darüber, gute ehrliche Haut, die du beredet worden, ich weiß nicht welche Untrieglichkeit bis in der kleinsten Faser eines guten Geschichtschreibers zu suchen! Hast du nie gelesen, was ein Geschichtschreiber (*) selbst, und zwar einer von den allerpünktlichsten, sagt? Neminem scriptorum, quantum ad historiam pertinet, non aliquid esse mentitum. Vollständige Begebenheiten freylich nicht; ganze Thatsachen freylich nicht: aber so von den kleinen Bestimmungen welche, die der Strom der Rede, auch wohl ganz unwillkührlich, aus ihm herausspielet. Welcher Geschichtschreiber wäre jemals über die erste Seite seines Werks gekommen, wenn er die Beläge aller dieser kleinen Bestimmungen jedesmal hätte bey der Hand haben müssen? Nordberg straft in solchen kleinen Bestimmungen Voltairen hundertmal Lügen: und doch ist es das noch lange nicht, was Voltairen zum romanhaften Geschichtschreiber macht. So straff den Zügel in der Hand, kann man wohl eine Chronik zusammenklauben! aber wahrlich keine Geschichte schreiben.

Wenn nun Livius und Dionysius und Polybius und Tacitus so frank und edel von uns behandelt werden, daß wir sie nicht um jede

(*) Vopiscus.

Sylbe auf die Folter spannen: warum denn nicht auch Matthäus und Marcus und Lucas und Johannes?

Ich habe mich schon erklärt, daß ihr besondrer Vorzug, durch einen nähern Antrieb des h. Geistes geschrieben zu haben, hier nichts verschlägt. Aber wer darauf bestehet, verräth, warum es ihm zu thun ist. — Nicht um die Glaubwürdigkeit der Auferstehung, die unter unauflöslichen Widersprüchen der Evangelisten leiden möchte: sondern um seine einmal eingesogenen Begriffe von der Theopnevstie. Nicht um das Evangelium: sondern um seine Dogmatik.

Und doch, selbst die crudesten Begriffe von der Theopnevstie angenommen, getraue ich mir zu beweisen, daß, wenn die Evangelisten einmal, einander widersprechende Nachrichten von der und jener bey der Auferstehung vorgefallnen Kleinigkeit hatten, (sie konnten sie aber so leicht haben, sie konnten sie fast so unmöglich nicht haben, weil sie so spät hernach schrieben, weil sie von dem wenigsten oder von gar nichts Augenzeugen gewesen waren) daß, sag ich, der h. Geist ihnen diese widersprechende Nachrichten nothwendig lassen mußte.

Der Orthodoxist — (Nicht der Orthodox. Der Orthodox tritt auf meine Seite. Auch mache ich den Unterschied zwischen Orthodox und Orthodoxist, nicht zuerst:) der Orthodoxist sagt ja selbst, daß es der Weisheit des h. Geistes nicht unanständig gewesen, anscheinende Widersprüche in die Erzählungen der Evangelisten mit einfliessen zu lassen, damit so weniger der Verdacht der Abredung, den eine gar zu sichtliche Uebereinstimmung erwecken würde, auf sie fallen könne.

Ganz recht! Aber warum denn nur anscheinende Widersprüche? — So hätte wahrlich der h. Geist auch nur ein anscheinendes Mittel gebraucht, jenen Verdacht von den Evangelisten abzulenken! Denn was sind anscheinende Widersprüche? Sind es nicht Widersprüche, die sich endlich in die vollkommenste Uebereinstimmung auflösen lassen? — Nun da ist sie ja wieder, die vollkommene Uebereinstimmung, die der h. Geist vermeiden wollte, weil sie so sehr nach Verabredung schmeckt. Der ganze Unterschied wäre ja nur, daß die Evangelisten in diesem Falle, ihre Verabredung meisterlich hätten zu verstecken gewußt. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten ihre Erzählung, damit sie nicht nach vorläufiger Vereinständniß geschrieben zu haben scheinen möchten. Sie verwirrten und verwickelten und verstümmelten sie aber so, daß ihnen auch kein

Widerspruch zur Last fallen konnte. Unsre nächsten Nachkommen, dachten sie, die dem Dinge noch auf die Spur kommen könnten, wie alle die Bäche doch nur aus einer Quelle geflossen, lassen sich durch das Labyrinth unserer Erzählung von dieser Nachsuchung abhalten. Und wenn dergleichen Nachsuchung nicht mehr möglich ist, so wird man schon den Faden zu unserm Labyrinthe finden, und diese versteckte Eintracht wird ein neuer Beweis unsrer Wahrhaftigkeit werden.

Ich wette eine Million Jahre von meiner Seligkeit, daß die Evangelisten so nicht gedacht haben! Aber daß diese Spitzfindigkeit doch einem einfallen kann; daß man sich so etwas doch als möglich denken muß: was veranlaßt offenbar dazu, als unsre kunstreichen Harmonieen?

Sollte man sich nicht erst erkundiget haben, ob in dem ganzen weiten Umfange der Geschichte ein einziges Exempel anzutreffen, daß irgend eine Begebenheit von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet, (wenn sie in ein ähnliches Detail kleiner Umstände gehen wollen, als womit wir die Auferstehungsgeschichte ausgeschmückt finden) ohne die offenbarsten unauflöslichsten Widersprüche erzählt worden? Ich biete aller Welt Trotz, mir ein einziges solches Exempel zu zeigen. Nur merke man die Bedingungen wohl: von Mehrern, die weder aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft, noch sich einer nach dem andern gerichtet. — Ich bin von der Unmöglichkeit eines solchen Exempels eben so gewiß überzeugt, als von meinem eignen Daseyn.

Wenn sich nun in der ganzen unendlichen Weltgeschichte ein solches Exempel nie gefunden, nie finden wird, nie finden kann: warum verlangt man denn, daß uns gerade die Evangelisten dieses Exempel sollen geliefert haben?

Weil sie der h. Geist trieb? darum? — Weil freylich arme Menschen dem Irrthume unterworfen sind; aber nicht der h. Geist? darum?

Nimmermehr, nimmermehr! — Denn der h. Geist, um sich als den zu zeigen, der er ist, hat schlechterdings nichts thun können, was eben so wohl die Wirkung der feinsten Büberey seyn **könnte**. Auch nur **könnte**. Nicht das, was die Aegyptischen Zauberer dem Moses nachthun konnten, (wahr oder nur zum Schein nachthun konnten) sondern was Moses allein thun konnte, bekräftigte seine Sendung.

Noch hat sich, so viel ich weiß, kein Orthodox einfallen lassen, daß

der Antrieb des h. Geistes die Evangelisten allwissend gemacht habe. Das ist: was die Evangelisten vor diesem Antriebe nicht wußten, das wußten sie auch unter und nach diesem Antriebe nicht. Erfuhren sie also durch den Antrieb des h. Geistes nichts mehr, so erfuhren sie auch nichts besser. Denn man kann gar nichts besser erfahren, ohne etwas mehr zu erfahren; indem alle unsere falschen Urtheile nur daher entstehen, weil wir Erkenntnißgründe nicht genug haben, und aus Abgang der wahren, uns mit angenommnen behelfen?

Mitwirkung des h. Geistes genug, wenn er nur den zum Schreiben antrieb, in dem er die wenigsten und unerheblichsten Mißbegriffe erkannte; nur über dessen Schrift besonders wachte, der diese wenigen unerheblichen Mißbegriffe von geschehnen Dingen in keine nothwendige Verbindung mit seinen Lehrsätzen gebracht hatte. Der gesunde Verstand, der sich damit nicht begnügt, wird des Dinges bald so viel haben, daß er sich lieber mit gar nichts begnügen will. In diesem Verstande kann man sagen, daß niemand mehr Unglaubige gemacht hat, als der sogenannte Rechtgläubige.

Allerdings ward die neue Religion auf damalige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi gegründet, welche Ueberzeugung sich auf die Glaubwürdigkeit und Eintracht der Augenzeugen gründen mußte. Nun haben wir, die wir itzt leben, diese Augenzeugen nicht mehr unter uns; haben nur Geschichtschreiber von den Aussagen dieser Augenzeugen, in welchen Geschichtschreibern sich nur das allgemeine Resultat von den Aussagen dieser Augenzeugen unverfälscht erhalten konnte: und gleichwohl soll unsere itzige Ueberzeugung von der Auferstehung Christi nicht gegründet genug seyn, wenn sie sich bloß auf jenes Resultat der Aussagen gründet, und sich nicht zugleich auf die völlige Uebereinstimmung der Geschichtschreiber von diesen Aussagen gründen kann? — Da wären wir, die wir itzt leben, schön daran!

Und gleichwohl möchte ich gar zu gern behaupten, daß wir, die wir itzt leben, auch in diesem Punkte besser daran sind, als die, zu deren Zeiten die Augenzeugen noch vorhanden waren. Denn der Abgang der Augenzeugen wird uns reichlich durch etwas ersetzt, was die Augenzeugen nicht haben konnten. Sie hatten nur den Grund vor sich, auf den sie, in Ueberzeugung seiner Sicherheit, ein großes Gebäude aufzuführen wagten. Und wir, wir haben dieses große Gebäude selbst, aufgeführt vor

uns. — Welcher Thor wühlet neugierig in dem Grunde seines Hauses, bloß um sich von der Güte des Grundes seines Hauses zu überzeugen? — Setzen mußte sich das Haus freylich erst, an diesem und jenem Orte. — Aber daß der Grund gut ist, weiß ich nunmehr, daß das Haus so lange Zeit steht, überzeugender, als es die wissen konnten, die ihn legen sahen.

Ein Gleichniß, welches mir hier einfällt, wird nichts verderben. Gesetzt, der Tempel der Diana zu Ephesus stünde noch in seiner ganzen Pracht vor uns. Nun fände sich in alten Nachrichten, daß er auf einer Grundlage von Kohlen ruhe; sogar der Name des weisen Mannes wäre noch bekannt, der zu einer so sonderbaren Grundfeste den Rath gegeben. Eine Grundlage von Kohlen! von morschen zerreiblichen Kohlen! Doch darüber wäre ich hinweg; ich begriffe sogar, daß Theodorus wohl so uneben nicht geurtheilt haben möchte, daß Kohlen, wenn sie die Holznatur abgelegt, den Anfällen der Feuchtigkeit widerstehen müßten. Sollte ich wohl, bey aller dieser wahrscheinlichen Vermuthung a priori, an der ganzen historischen Aussage deswegen zweifeln, weil die verschiednen Urheber derselben über die Kohlen selbst etwa nicht einig wären? Weil Plinius etwa sagte, es wären ölbäumene Kohlen gewesen; Pausanias aber von ellernen, und Vitruvius von eichenen Kohlen spräche? O der Thoren, die diesen Widerspruch, so Widerspruch als er ist, für wichtig genug hielten, den Grund an zwanzig Orten aufzugraben, um doch nur eine Kohle herauszuziehen, in deren vom Feuer zerrütteten Textur eben sowohl der Oelbaum, als die Eiche und Eller zu erkennen wäre! O der Erzthoren, die lieber über eine vieldeutige Textur von Kohlen streiten, als die großen Ellenmaaße des Tempels bewundern wollten!

Ich lobe mir, was über der Erde steht, und nicht, was unter der Erde verborgen liegt! — Vergieb es mir, lieber Baumeister, daß ich von diesem weiter nichts wissen mag, als daß es gut und fest seyn muß. Denn es trägt, und trägt so lange. Ist noch keine Mauer, keine Säule, keine Thüre, kein Fenster aus seinem rechten Winkel gewichen: so ist dieser rechte Winkel freylich ein augenscheinlicher Beweis von dem unwandelbaren Grunde: aber er ist doch darum nicht die Schönheit des Ganzen. An dieser, an dieser will ich meine Betrachtungen weiden; in dieser, in dieser will ich dich preisen, lieber Baumeister! Preisen; auch wenn es möglich wäre, daß die ganze schöne Masse gar keinen Grund hätte, oder doch nur auf lauter Seifenblasen ruhete.

Daß die Menschen so ungern sich mit dem befriedigen, was sie vor sich haben! — Die Religion ist da, die durch die Predigt der Auferstehung Christi über die heydnische und jüdische Religion gesieget hat: und diese Predigt soll gleichwohl damals nicht glaubwürdig genug gewesen seyn, als sie siegte? Ich soll glauben, daß sie damals nicht glaubwürdig genug befunden ward, weil ich itzt nicht mehr ihre völlige Glaubwürdigkeit beweisen kann? —

Nicht viel anders ist es mit den Wundern, durch welche Christus und seine Jünger die Religion gepflanzet. — Mögen doch die itzigen Nachrichten von ihnen noch so zweifelhaft, noch so verdächtig seyn: sie wurden ja nicht für uns Christen gethan, die wir itzt leben. Genug, daß sie die Kraft der Ueberzeugung gehabt haben, die sie haben sollten! Und daß sie die gehabt haben, beweiset das noch immer fortdaurende Wunder der Religion selbst. Die wunderbare Religion muß die Wunder wahrscheinlich machen, die bey ihrer ersten Gründung sollen geschehen seyn. Aber auf die historische Wahrscheinlichkeit dieser Wunder die Wahrheit der Religion gründen: wenn das richtig, wenn das auch nur klug gedacht ist! — — Es sey herausgesagt! Wenn ich jemals so richtig, so klug zu denken fähig bin, so ist es um meinen Verstand geschehen. Das sagt mir mein Verstand itzt. Und habe ich jemals einen andern Verstand: so hatte ich nie einen.

Die Wunder, die Christus und seine Jünger thaten, waren das Gerüste, und nicht der Bau. Das Gerüste wird abgerissen, sobald der Bau vollendet ist. Den muß der Bau wenig interessiren, der seine Vortrefflichkeit nur aus dem abgerissenen Gerüste beweisen zu dürfen glaubt, weil die alten Baurechnungen vermuthen lassen, daß ein eben so großer Meister zu dem Gerüste müsse gehört haben, als zu dem Baue selbst. — Kann wohl seyn! — Aber borgen und wagen will ich doch im geringsten nichts auf diese Vermuthung; noch weniger will ich, durch dieses Vorurtheil von dem Gerüste, mich im geringsten abhalten lassen, den Bau selbst nach den eingestandenen Regeln einer guten Architektur zu prüfen. —

Wann wird man aufhören, an den Faden einer Spinne nichts weniger als die ganze Ewigkeit hängen zu wollen! — Nein: so tiefe Wunden hat die scholastische Dogmatik der Religion nie geschlagen, als die historische Exegetik ihr itzt täglich schlägt.

Wie? Es soll nicht wahr seyn, daß eine Lüge historisch ungezweifelt

bewiesen werden könne? Daß unter den tausend und tausend Dingen, an welchen zu zweifeln uns weder Vernunft noch Geschichte Anlaß geben: daß unter diesen tausend und tausend Dingen auch wohl ungeschehene Sachen mit unterlaufen könnten? Es soll nicht wahr seyn, daß unendliche Fakta, wahre unstreitige Fakta gewesen, für die uns dennoch die Geschichte zu wenige, zu unwichtige Zeugnisse hinterlassen, als daß wir sie ohne Leichtsinn glauben könnten?

Das soll nicht wahr seyn? — Freylich, wenn es wahr ist: wo bleiben alle historische Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion? — Wo sie wollen! Wäre es denn ein großes Unglück, wenn sie endlich einmal wieder in den Winkel des Zeughauses gestellt würden, in welchem sie noch vor funfzig Jahren standen?

III.

Bey dieser meiner Gesinnung von der historischen Wahrheit, die weder aus Scepticismus entstehet, noch auf Scepticismus leitet, war es also gewiß keine ernsthafte Aufmunterung, wenn ich in meinen Gegensätzen schrieb: „Der Mann, der die Untrüglichkeit der Evangelisten in „jedem Worte behaupten wolle, finde auch hier (in der Auferstehungsge„schichte) noch unbearbeitetes Feld genug." Ich setzte freylich hinzu: „Er „versuche es nun, und beantworte die gerügten zehn Widersprüche unsers „Fragments." Aber in diesem Tone schreckt man auch ab; und das wollte ich. Abschrecken wollte ich. Denn ich sagte weiter: „Nur beantworte er „sie alle, diese gerügten Widersprüche. Blos diesem und jenem etwas „wahrscheinliches entgegen setzen, und die übrigen mit triumphirender Ver„achtung übergehen, heißt keinen beantworten."

Nun habe ich nie erwartet, daß man auf meine Ermunterung irgend etwas thun, oder auf meine Abschreckung irgend etwas unterlassen müsse. Mein Gewissen giebt mir das Zeugniß, daß ich so eitel zu seyn nicht fähig bin. Alles, was ich mir in diesem Punkte selbst vorwerfen kann, ist dieses: daß es mich aber doch ein wenig befrembet, wenn auf meine Ermunterung etwas zu thun, gerade das nehmliche unterlassen; und auf meine Abschreckung etwas zu unterlassen, gerade das nehmliche gethan wird.

Doch auch diese Befremdung ist wahrlich nicht Stolz; ist wahrlich nicht Unleidlichkeit, von meinem guten Nachbar Ja für Nein, und Nein für Ja zu hören. Ich kann mir nur nicht gleich einbilden, daß ich meinen guten Nachbar, oder daß mich mein guter Nachbar gehörig

verstanden. — So horche ich denn noch einmal hin, — und denn auf ewig nicht mehr. —

Wahrhaftig also, lieber Nachbar? wahrhaftig? — Auf alle, auf alle die gerügten Widersprüche hast du dir getrauet, zu antworten? befriedigend zu antworten? — Und glaubst wirklich nun nicht weniger geleistet zu haben, als du dir getrauet? —

So würde ich freundschaftlich meinem Nachbar unter vier Augen zusprechen, wenn ich ihn kennte; wenn ich seinen Namen zuverlässig wüßte, und ich mir seine Bekanntschaft durch Offenherzigkeit und Wahrheitsliebe zu erwerben hoffen dürfte. Aber ich weiß seinen Namen nicht; und er weiß meinen.

Er weiß ihn; ob er ihn schon nicht genannt hat. Er hat mich namentlich ganz aus diesem Streite gelassen; es ist ihm keine einzige nachtheilige Beziehung auf mich entfahren. Er hat mich für das genommen, was ich bin. Für einen Aufseher von Bücherschätzen, der (wie diese Leute einmal sind!) sich unbekümmert läßt, ob das Seltene, das er mittheilet, auch in allem Betracht gut ist, oder nicht; wenn es nur selten ist. Dafür hat er mich genommen; und ich danke ihm aufrichtig, daß er mich wenigstens für nichts Schlimmers genommen.

Nur bedaure ich zugleich, daß ich mich bey seiner Darstellung auf eine vermeynte Herausfoderung in derjenigen Entfernung nicht halten kann, in welcher mich zu halten, er mir so gütig freystellen wollen. Und das zwar aus folgender Ursache nicht.

Wenn es wahr ist, daß mein Ungenannter ein eben so unwissender, als boshafter Mann ist; wenn es wahr ist, daß alle seine Einwürfe, alle seine gerügten Widersprüche, unzähligmal schon gemacht und gerügt, aber auch bereits eben so oft abgewiesen und beantwortet worden; wenn es wahr ist, daß er schnurstraks wider einander laufende Behauptungen in der Auferstehungsgeschichte gefunden, blos weil er sie finden wollen, nicht weil er das Unglück gehabt, sie wirklich dafür zu halten; wenn es wahr ist, daß man blos seine Schmähschrift in die eine und die Bibel in die andere Hand nehmen darf, um beiden Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen; wenn alles das wahr ist: — (der Spruch ist gerecht! Ich spreche ihn über mich selbst aus; breche über mich selbst den Stab!) so bin ich, ich sein von ihm ungebetener Herausgeber, nicht allein eben so strafbar, sondern noch weit strafbarer, als er selbst.

Und das, das sollte ich — (Mit dem Seyn hat es keine Noth. Daß ich das nicht bin, braucht nur Einer zu wissen. Der weiß es.) — das sollte ich ruhig auch nur scheinen wollen? Ich müßte nicht wissen, daß die Welt mehr darauf achtet, was man scheinet, als was man ist. Und einmal muß ich doch mit der Welt leben; und will mit ihr leben.

Mein Ungenannter vielleicht hatte das Zeug einmal im hitzigen Fieber hingeschrieben; aber Gott hatte ihn wieder zu gesunder und kalter Ueberlegung kommen lassen; er war nur verhindert worden, den Bettel ganz zu vertilgen. Nun komme ich, ich der ich doch wohl auch wissen könnte und sollte, worauf sich der Ungenannte blos im hitzigen Fieber nicht zu besinnen vermochte; nehmlich, daß alles das nichts als abgedroschenes und längst den Flammen überantwortetes Stroh sey: nun komme ich, und vollführe eine Sünde, die ich auszuhecken und zu entwerfen, nicht einmal den Verstand hatte; vollführe eine Sünde, damit der arme Teufel ja nichts einbüßt, blos um eine Sünde zu vollführen, und Aergerniß zu geben. — Daß ich sage: ich räumte nur seinen Vordersatz ein, und leugnete die Folgerung: das macht meine Sache nicht um ein Haar besser. Denn die Leute, die ich ärgere, halten es für eben so wichtig, den Vordersatz zu leugnen, als die Folgerung nicht zuzugeben. Ja sie glauben die Folgerung nur, weil und sofern das Gegentheil des Vordersatzes seine Richtigkeit hat.

Aber wie? Weil ich sehe und überzeugt bin, daß man meinem Ungenannten nicht die Gerechtigkeit wiederfahren läßt, die ihm gebühret; weil ich finde, daß man es sich eben so leicht macht, ihn zu widerlegen, als mich es schwer dünkt; weil ich bemerke, daß man ihm die Karten in die Hand prakticiret, die man sich am besten zu stechen getraut: muß ich darum überhaupt sein Vorfechter werden? Das will ich denn auch wohl bleiben lassen! Wer mit solchen Fuscheleyen spielt, und glauben kann, er habe sein Geld gewonnen und nicht gestohlen; der glaub es immerhin! Der Zuschauer, der auf die Finger zu gut Acht gab, thut am besten, er schweigt.

Schweigt? — Aber wenn er nun auf die Hand des betrogenen Spielers gewettet hat? — So kann er freylich nicht schweigen, wenn er sein Geld nicht muthwillig verlieren will. Dann ist der Fall kitzlich. Er gehe mit seinem Muthe zu Rathe; und wette wenigstens nicht weiter. — —

Nun so schränke ich mich denn auch, in dem Ueberreste dieser Duplik,

lediglich auf das ein, was ich von den Behauptungen des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; auf die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte der Evangelisten.

Von diesen habe ich behauptet, und behaupte noch: sie nirgends so kräftig auf einander gehäuft, nirgends so deutlich aus einander gesetzt zu wissen. Irre ich mich: so nenne man mir doch den Mann oder das Buch, wo eben das, eben so gut zu lesen ist. Meine Verwunderung, ein solches Werk nicht gekannt zu haben, kann nur durch die andere Verwunderung übertroffen werden, wenn man mir zugleich auch ein Werk nennt, worin das alles schon seine Abfertigung erhalten, welches ich eben so wenig gekannt hätte. Auch eben so wenig noch kenne. Denn daß, seit heute und gestern, wenigstens die Unterredungen meines guten Nachbars dieses Werk nicht geworden, will ich mit seiner Erlaubniß nunmehr näher zeigen.

Wie weit mich meine Geduld auf diesem Wege begleiten wird, weiß ich wahrlich noch selbst nicht. Ob bis ans Ende; ob durch alle zehn Widersprüche und ihre vermeynten Beantwortungen: das stehet dahin! Ich traue es ihr kaum zu. Wozu auch? denn wenn ich nur an einem einzigen Widerspruche zeige, daß er weder durch die gegebene, noch durch irgend eine andere in der Welt zu gebende Antwort, sich heben läßt: so habe ich, nach meiner vorläufigen Erklärung, verthan. Wo Ein Widerspruch ist, können deren hundert seyn; genug, daß auch deren tausend das nicht beweisen, was mein Ungenannter daraus beweisen will. — Also, ohne weitres, zur Sache! Was ich sonst noch zu sagen hätte, wird sich auch finden.

Erster Widerspruch.

„Lucas (XXIII, 56.) läßt die frommen Weiber, welche den Leich„nam Christi salben wollten, die Specereyen dazu am Freytage gegen „Abend, vor Eintritt des Sabbaths oder ersten Ostertages, einkauffen: und Marcus, (XVI, 1.) am Sonnabende des Abends, nach unsrer Art zu reden, als der Sabbath vorbey war.

Daß man in diesen verschiednen Behauptungen vorlängst einen Widerspruch gefunden, erhellet daraus, daß man vorlängst versucht hat, entweder den Marcus nach dem Lucas, oder den Lucas nach dem Marcus umzustimmen.

Die den Marcus nach dem Lucas umstimmen wollen, sagen, daß in den Worten, *διαγενομενου του σαββατου ἠγορασαν ἀρωματα*, das *ἠγορασαν* auch wohl jam empta habebant heissen könne, indem öftrer die unbestimmte Zeit anstatt der längst vergangenen gebraucht werde. Sie übersetzen also: „Als der Sabbath vergangen war, hatten „die Weiber bereits vorher Specereyen gekauft;" und ich darf wohl sagen, daß dieses unter den protestantischen Gottesgelehrten die angenommenere Auslegung bisher gewesen.

Mein Ungenannter hatte also Recht, sich blos an diese Auslegung zu halten, gegen welche er, ein wenig pedantisch zwar, aber doch vollkommen gründlich erwieß, daß die duo genitivi consequentiam designantes hier nicht zuließen, das *ἠγορασαν* in der längstvergangnen Bedeutung zu nehmen. Der ungenannte Gegner meines Ungenannten muß auch — (Aber wie soll ich diese zwey Ungenannte in der Folge am schicklichsten und kürzesten bezeichnen? Der Ungenannte bleibe der Ungenannte, und weil ich den ungenannten Gegner meines Ungenannten einmal meinen Nachbar zu nennen, veranlaßt worden: so bleibe er mein Nachbar. Sollte er diese Benennung übel nehmen? Wie könnte ich in ihm einen Mann besser bezeichnen, mit dem ich gern in Ruh und Friede leben möchte, als durch das Wort Nachbar?) Mein Nachbar also, muß auch weder beym Glassius noch beym Wolf, auf die wir von dem deutschen Ausgeber des englischen Bibelwerks verwiesen werden, ein Exempel fürs Gegentheil gefunden haben: sonst er wohl darauf bestanden, und nicht eine so gefährliche Volte geschlagen haben würde.

Denn wahrlich, wenn das keine gefährliche Volte ist: so giebt es gar keine. Weil Marcus sich nicht nach dem Lucas umstimmen läßt: so will er nun mit aller Gewalt den Lucas nach dem Marcus umstimmen. Da Marcus nicht gemeynt haben kann, daß die frommen Weiber die Specereyen schon gekauft hatten, ehe der Sabbath vergangen war: so soll nun Lucas gemeynt haben, daß sie sie nicht eher gekauft, als bis der Sabbath vergangen war. „Ey freylich! dachte mein guter Nachbar, der nun einmal für allemal überzeugt war, daß wenn das Schloß nicht rechts aufgehen will, es nothwendig links aufgehen müsse: „Ey freylich! das ist ja auch ganz leicht zu erweisen. Denn einmal sagt doch Lucas nicht mit ausdrücklichen Worten, daß die Specereyen den Freytag Abend gekauft worden: sondern er sagt nur, daß sie von den Weibern gekauft worden,

nachdem sie den Freytag Abend von dem Grabe zurückgekommen. Nun kann zwar, wie jeder weiß, *ὑποςρεψασαι ἡτοιμασαν ἀρωματα*, nicht wohl anders verstanden werden, als daß sie die Specereyen unmittelbar nach ihrer Zurückkunft bereitet: doch da folgt bald darauf ein *μεν*, das im Deutschen nicht ausgedrückt ist, und von dem mir die guten Leute, für die ich schreibe, schon auf mein Wort glauben werden, daß es nachdem inzwischen bedeute, (denn *μεν* bloß durch zwar gegeben, will nicht langen,) und der Evangelist also sichtbar der Meynung damit vorbeugen wollen, daß die Zubereitung der Specereyen Freytag Abend vorgenommen worden. Getrost also den Versikel, *ὑποςρεψασαι δε ἡτοιμασαν ἀρωματα και μυρα και το μεν σαββατον ἡσυχασαν κατα την ἐντολην*, übersetzt: zurückgekommen vom Grabe, bereiteten sie die Specereyen und Salben, nachdem sie inzwischen (zwischen dem Zurückkommen und Bereiten, zwischen dem participio und verbo; denn das bedeutet das *μεν* hier sichtbar) den Sabbath nach dem Gesetze geruhet hatten."

Ist es möglich, lieber Nachbar, ist es möglich, daß sich Ihre Feder — (denn daß Ihr Verstand mit fortmußte, begreiffe ich —) nicht sichtbar sträubte, als Sie dieses niederzuschreiben im Begriff waren? — Wenigstens, will ich hoffen, haben Sie sich nachher um den Beweis von der sichtbaren Bedeutung Ihres theuern, von keinem einzigen Uebersetzer noch bemerkten *μεν*, umgethan; haben nachher ein Paar Stellen aufgesucht, wo *μεν* möglicherweise, obschon mit eben so wenig Grunde, diese sichtbare Bedeutung haben könnte. Das will ich hoffen; das muß ich hoffen: denn Sie sind ein ehrlicher Mann; Sie haben sich nicht auf einen Belag stillschweigend bezogen, von dem Sie wußten, daß Sie ihn nicht haben könnten; sondern Sie haben bloß einen Belag stillschweigend vorausgesetzt, von dem Sie annahmen, daß er Ihnen nicht fehlen könnte. Aber nun, lieber Nachbar, heraus damit! — heraus damit! ob ich schon voraus sehe, daß er eine Revolution in der ganzen Geschichte anrichten wird, die nicht klein ist. Denn welche Folge von Begebenheiten ist gegen dieses erwiesene *μεν* gekettet genug? Welche Wirkung läßt sich nicht dadurch zur Ursache, welche Ursache nicht zur Wirkung machen? Es giebt keine Hysteraprotera mehr, wenn dieses *μεν* erwiesen wird.

Immerhin! nur heraus mit dem Beweise — Denn wissen Sie, lieber Nachbar, wenn Sie ihn mißgünstig zurückbehalten, wissen Sie, was

man alsdenn sagen wird, und muß? — Daß Sie ihre Leser zum Besten gehabt; daß Sie lieber den Originaltext des N. T. für eine wächserne Nase erklären, als einen Widerspruch in ihm zugeben wollen, der von ganz und gar keiner Erheblichkeit ist. — Keines von beiden möchte ich, um alles in der Welt, nicht von mir sagen lassen, wenn ich ein Theolog wäre.

Aber sind Sie denn einer, lieber Nachbar? — Woher weiß ich denn, daß Sie einer sind? — Wie man doch gewisse Dinge so leicht annehmen kann! Erst nun fange ich an, gerade das Gegentheil anzunehmen. Denn nur so sind Sie entschuldiget; und ich möchte Sie gar zu gern entschuldigen.

Ein Theolog, denke ich nun, hätte mir die Blösse gewiß nicht gegeben, die mir dieser gutmeynende Laye giebt. Auch werden die Theologen gewiß gegen diese Blösse protestiren. Wie können sie auch anders? Das Feuer ist ja noch nicht so nahe, daß man schon zum Fenster herabspringen muß. Ich selbst, der ich kein Theolog bin, wüßte noch eine ganz andre Antwort, wenn mir so viel daran gelegen wäre, diesen ersten Widerspruch zu heben.

Und welche? Ohne erst lange nachzusuchen, ob schon vor mir jemand auf eben den Einfall gekommen, will ich ihn hersetzen. Ist er zu brauchen: desto besser! Ich behaupte nur in Thesi, daß es in den Erzählungen der Evangelisten, ihrer Glaubwürdigkeit unbeschadet, Widersprüche geben könne; aber in Hypothesi, ob dieses und jenes wirklich ein Widerspruch sey, behalte ich mir alles Recht vor, die Sache noch erst genauer zu untersuchen. Dergleichen einzelne Untersuchungen mögen ausfallen, wie sie wollen: ich verliere und gewinne nichts dabey. Und wenn ich etwas dabey sagen kann, wodurch ein andrer, der nicht wie ich denkt, etwas zu gewinnen vermeynet: warum soll ich ihm die Freude nicht machen? Auch ist es aufrichtiger, für seinen Gegner mit zu sehen.

So denn also! — Wie wenn man den Evangelisten allen beiden Recht geben könnte? Nicht zwar dadurch, daß man den einen und den andern, auf der grammatischen Folter, das nehmliche sagen ließe. Auch nicht dadurch, daß man, wie jemand gemeynet hat, die frommen Weiber zu zwey verschiedenen malen Specereyen kauffen läßt; den Freytag nur so viel, als sie in der Geschwindigkeit noch haben konnten, und den Sonnabend Abend das übrige. So hätte es ihnen allenfalls in einem

kleinen Städtchen ergehen können, aber schwerlich wohl in Jerusalem. Sondern dadurch: daß man auf das *ἑτοιμαζειν* des Lucas aufmerksam mache, und es in seiner weitern Bedeutung hier gelten lasse. Wenn denn einmal die Weiber, als sie den Freytag gegen Abend vom Grabe zurückkamen, durchaus nicht mehr Zeit sollen gehabt haben, die Specereyen zu kauffen, mit baarer klingender Münze zu bezahlen: sagt denn das auch Lucas von ihnen? Er sagt ja nur *ἡτοιμασαν ἀρωματα;* und nicht *ἠγορασαν*. Aber, wird man sagen, wie kann man Specereyen bereiten, die man noch nicht gekauft hat, und doch kauffen muß? Das ist es eben: *ἑτοιμος* heißt nicht blos *προχειρος,* der gleich bey der Hand ist; der gleich zur Hand schafft; sondern auch nur *προθυμος*, der gleich willig und entschlossen ist, etwas zur Hand zu schaffen. Folglich heißt auch *ἡτοιμασαν* nicht blos praeparabant *manibus*, sie machten zurecht, durch eine Art von Handarbeit, sondern auch praeparabant *animo*, curabant ut praeparata haberent, sie thaten sich um, sie sorgten, daß sie sie in Bereitschaft haben möchten. Sie gingen nicht in die Gewölber der Specereyhändler, die freylich wohl schon geschlossen waren, und kaufften: sondern sie nahmen sich nur vor zu kauffen, erkundigten sich nur, wo sie am besten zu kauffen wären; denn sie waren fremd. Und das durften sie thun, wenn auch der Sabbath schon längst angegangen war; das war ihnen, durch das Gebot am Sabbath zu ruhen, im geringsten nicht untersagt. — So wie auch den heutigen Juden, noch nicht. Denn wäre ihnen mit dem Kauffen, auch das Denken an das Kauffen am Sabbath verboten: so würde der Sabbath wohl blutselten gehörig von ihnen gefeyert. Kauffen und versteigern sie nicht selbst am Sabbath, nicht selbst in der Synagoge, nicht selbst die Ehre, die Gesetzrolle an irgend einem feyerlichen Tage aus ihrem Schranke nehmen und auf das Pult des Vorlesers tragen zu dürfen? Genug, wenn sie das Geld dafür nicht am Sabbath erlegen! — Kurz, man übersetze, *ἡτοιμασαν ἀρωματα,* durch destinabant aromata, providebant aromatibus: und was ist denn noch zu erinnern? — Daß auch *ἑτοιμαζειν* im N. T. an mehrern Orten nichts als destinare heißt, davon hat Grotius bereits die Exempel gesammelt; nur sehe ich keinen Grund, es mit ihm einzig auf destinationem divinam einzuschränken. — Und nun weiter!

Zweyter Widerspruch.

„Johannes, bey welchem Joseph von Arimathia und Nicodemus „den Leichnam Christi in allen Stücken nach der Weise der Juden be„statten; Johannes sagt nicht, daß die Weiber ihn salben wollen. Aber „Marcus und Lucas, welche nur melden, daß Joseph von Arimathia „den Leichnam blos in feine Leinewand gewickelt, also nicht gesalbet habe; „Marcus und Lucas sagen, daß die Weiber, die diese tumultuarische un„vollständige Bestattung des Joseph von Arimathia mit angesehen hatten, „nach Verlauf des Sabbaths den Leichnam Christi auch salben wollen. „Beym Johannes thun Joseph und Nicodemus alles; und die Weiber „thun nichts, und wollen nichts thun. Beym Marcus und Lucas thut „Joseph von Arimathia nicht alles: und die Weiber wollen nur spät her„nach thun, was Joseph zu thun vergaß, oder nicht Zeit hatte. So einig „also Johannes mit sich selbst ist; so einig Marcus und Lucas mit sich „selbst sind: so sehr widerspricht Marcus und Lucas dem Johannes; und „Johannes dem Marcus und Lucas.

Und das, dächte ich, wäre klar. Wenigstens ist mir es noch klar, nachdem ich alles sorgfältig erwogen, was mein guter Nachbar darwider vorbringt, und fast ein wenig zu grämlich vorbringt. Denn er nennt diesen Widerspruch gerade zu einen erträumten Widerspruch, und sagt: „Eine Sache thun wollen, die ein andrer schon gethan hat, die sich aber auch zweymal thun läßt, das streitet offenbar nicht mit einander.“ Freylich nicht, lieber Nachbar. Aber ist denn die völlige Bestattung eines Leichnams, wobey nicht vergessen worden, was die Gebräuche des Landes und Volks erfordern, dergleichen nach dem Johannes die Bestattung des Joseph und Nicodemus gewesen, ist denn die etwas, was sich zweymal thun läßt? von vernünftigen Leuten zweymal thun läßt? Gründet sich bey dem Marcus und Lucas denn nicht offenbar die vorgehabte Balsamirung der Weiber, auf die nicht völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia? So wie die völlige Bestattung durch Joseph von Arimathia und Nicodemus beym Johannes doch wohl der Grund ist, warum er von einer vorgehabten Balsamirung der Weiber nichts sagt? Völlige Bestattung, und nicht völlige: das widerspricht sich doch? — Gestehen Sie, lieber Nachbar, Sie haben gar nicht einmal eingesehen, worauf es

hier eigentlich ankömmt! — Wenn bey Einem Evangelisten alles beides stünde; wenn Ein Evangelist sagte, daß Joseph und Nicodemus die Leiche auch gesalbt hätten, und ebenderselbe sagte nicht weniger, daß ihn die Weiber ebenfalls salben wollen; und man wollte alsdenn diesen Evangelisten in Widerspruch mit sich selbst setzen: so käme Ihre Antwort noch ein wenig zu Passe. Denn alsdenn wäre es durch diesen Evangelisten selbst festgesetzt, daß die Salbung eines Leichnams zweymal geschehen könne, und wir müßten uns alle mit blos möglichen Gründen begnügen, warum sie zum zweytenmale unternommen worden. Da aber kein Evangelist von so einer doppelten Salbung spricht: da diese vorgehabte doppelte Salbung nur in der Harmonie steht, und doch wohl nicht auch die Harmonie von dem h. Geiste eingegeben ist: so ist es blos gefabelt, guter Nachbar, wenn Sie sagen, daß vielleicht die erste Salbung den lieben accuraten Weiberchen nicht gut genug gewesen; daß vielleicht die hebräischen Weiber in Galiläa andre Salbungsgebräuche gehabt, als in Jerusalem üblich waren; daß es vielleicht ein doppeltes Salbungsgeschäft gegeben, eines vor Fäulniß und Verwesung, welches die Männer besorgen müssen, und eines vor Wohlgeruch, womit sich die Weiber abgaben. Alles das ist blos gefabelt, lieber Nachbar; und ohne allen Grund in der Geschichte gefabelt. Besonders Ihr Einfall von dem doppelten Balsamirungsgeschäfte, der dem Hrn. A. so sehr gefällt, hätte doch wohl erst müssen anderweits aus der Geschichte erwiesen werden; damit er nicht einzig und allein aus eben dem Umstande abgesondert scheine, zu dessen Beglaubigung Sie ihn anwenden. Nicht?

Doch die Grundlosigkeit dieses Einfalls vom doppelten Salbungsgeschäfte, ist noch bey weitem nicht seine schlimmste Seite. Wenn wir ihn gelten lassen, lieber Nachbar, sehen Sie denn nicht, daß er den Johannes offenbar Lügen straft? Johannes sagt, daß Joseph und Nicodemus den Leichnam Christi so begraben, ganz so, w i e d i e J u d e n z u b e g r a b e n p f l e g e n. Und Sie sagen mit Ihrem raren Einfalle: nein, nicht so, nicht ganz so; denn sie hatten nur die eine Hälfte der Salbung, die Salbung wieder die Fäulniß vollzogen, und die andre Hälfte, des Wohlgeruchs wegen, war noch übrig, und wie billig, den frommen Weibern übrig gelassen worden, deren Nase so eckel ist.

O der trefflichen Harmonie, die zwey widersprechende Nachrichten, die wörtlich bey den Evangelisten stehen, nicht anders vereinigen kann,

als durch Erdichtung einer dritten Nachricht, von der kein einziger Evangelist eine Sylbe sagt!

O der erbaulichen Harmonie, die einen Evangelisten von dem armseligen elenden Widerspruche eines andern Evangelisten (armselig und elend, wegen der Unbeträchtlichkeit des Umstandes) auf keine andre Weise retten kann, als daß sie diesen oder jenen an einem andern Orte zum Lügner macht!

Dritter Widerspruch.

„Matthäus sagt, daß vor den Augen der Maria Magdalena, und „der andern Maria, geschehen sey, was die übrigen Evangelisten sie, bey „Annäherung des Grabes, bereits geschehen finden lassen."

Mein Ungenannter gründet sich auf das ἰδου ἐγενετο beym Matthäus; und es könnte wohl seyn, daß es Matthäus so verstanden habe. Doch Sie haben Recht, lieber Nachbar; ἰδου ist öfters blos eine Partikel der Aufmunterung für den Leser, und zeigt nicht immer an, daß die Sache in Gegenwart der dabey gedachten Personen geschehen sey. *Εγενετο* mag auch immerhin heissen, es war geschehen. — Aber warum liessen Sie es nun bey dieser Antwort bewenden? Warum wollten Sie ihren Gegner nicht blos schlagen, sondern vernichten? Warum muß er Ihnen nun gleich ein Mann seyn, der Abend und Morgen nicht unterscheiden wolle?

Die Strafe dieser Unbarmherzigkeit ist Ihnen auf dem Fuße gefolgt. Denn Sie haben sich dadurch in eine weitere Auflösung verwickelt, deren Folge Sie unmöglich gehörig können überdacht haben. Ich meyne die Sätze, (S. 131,) die Ihnen so klar und richtig scheinen, daß die Verwirrung derselben Vorsatz werden muß. — Vorsatz, die Wahrheit nicht für Wahrheit zu erkennen! Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen! Ich wüßte keinen Vorwurf, über welchen ich mehr schaudern würde, als diesen, wenn ich ihn objective als möglich denken könnte. Daß er subjective möglich ist, höre ich leider. Aber Sie müssen ganz etwas anders dabey denken, als ich: oder Sie könnten die schmähsüchtige Grausamkeit nicht haben, ihn so wiederhohlt zu machen.

Nun lassen Sie uns doch die Sätze näher betrachten, die so klar und richtig seyn sollen. — Mir graulet, eine Menge unnöthiger Worte machen zu müssen. Aber vielleicht, daß mir andere wohl noch unnöthigere

Worte, deren ich mich in meinem Leben schuldig gemacht, darum vergeben werden!

Ihr erster Satz also: „den Sonnabend spät Abends giengen die „beyden Marien nach Christi Grabe, bloß zuzusehen, ob es noch ungestört sey, kamen aber allem Ansehen nach zu ihrem Zwecke nicht, weil „es schon zu spät war. Matth. XXVIII."

Und das ist einer von den Sätzen, die man nicht in Zweifel ziehen kann, ohne den Vorsatz zu haben, sich zu irren? So hat Grotius denn auch schon diesen unseligen Vorsatz gehabt. Denn er schreibt (*) ausdrücklich: **Apud Matthaeum vero hoc loco agi de aliqua itione vespertina, qua nihil relatu dignum acciderit, matutinam ad quam sequentia omnia pertineut silentio omitti, nihil habet probabilitatis.** — Lassen Sie doch einen Mann, lieber Nachbar, weil er nicht denkt wie Sie, sondern wie Grotius, nicht gleich einen von den Elenden seyn, die Licht und Finsterniß nicht unterscheiden wollen. Freylich; nicht unterscheiden können, das sieht nun freylich dem Grotius wohl ähnlich. Ich will mich hüten, Ihnen auch über mich ein solches Urtheil abzulocken. Sie sollen Recht haben.

Es folgt Ihr zweyter Satz, mit welchem ich den dritten sogleich verbinde: „Den Sonntag Morgen sehr früh giengen sie in Gesellschaft „verschiedner anderer Weiber wieder dahin, in der Absicht, seinen Leib „zu salben. Marc. XVI, 2. Luc. XXIV, 1. Auf diesem Wege wurden „sie gewahr, daß der Stein vor dem Grabe weg, und es folglich ge„öffnet war. Marc. XVI, 3. 4. Luc. XXIV, 2."

Die Weiber giengen wieder dahin? Was haben Sie denn, lieber Nachbar, für Grund zu diesem Wieder? Matthäus sagt ja nicht, daß auf jenen unfruchtbaren Abendbesuch ein neuer gefolgt sey. Und die übrigen Evangelisten sagen ja nicht, daß vor dem frühen Morgenbesuche der Weiber schon ein andrer vorhergegangen sey. Woher wissen Sie denn also das Wieder? — Was wissen zwar? — Die Bedürfniß Ihrer Harmonie erfordert, es anzunehmen. Das ist genug! Allerdings.

Kömmt Ihr vierter Satz: „Maria Magdalena, die unruhigste „unter ihnen, sahe es, weil sie voraus gieng, am ersten, und kehrte so„gleich, ohne weiter bis zum Grabe zu gehen, um, dem Petrus und

(*) ad Matth. c. XXVIII, v. 2.

„Johannes die Nachricht, welche sie für ganz gewiß hielt, zu bringen, daß „der Leib Christi weggenommen sey. Joh. **XX, 1. 2.**“

Die arme Maria Magdalena! — Läuft nicht schon genug Thorheit und Böses auf ihrer Rechnung? Muß sie auch noch so eine Närrin werden; der lieben Harmonie zu gefallen? — Wie? Maria konnte blos daher, weil sie von weiten den Stein vom Grabe abgewälzt sahe, blos daher schliessen, daß der Leichnam Christi nicht mehr darinn befindlich sey? Vergaß sie denn in dem Augenblicke, in welcher Absicht sie selbst herkam? Sie wollte mit ihren Gespielinnen ja auch den Stein vom Grabe wälzen. Sie war ja schon darum besorgt gewesen, wer ihnen wälzen hülfe. Und doch wollte sie den Leichnam Christi nicht verschleppen; sie wollte ihn nur salben. Und ihr fiel nicht erst ein, daß ihr andere in eben dieser Absicht wohl schon könnten zuvorgekommen seyn? Sie sahe nicht erst hin, ob es nicht so wäre? Sie schließt nur — wenn das anders schließen heissen kann: der Stein ist weg; also ist auch der Leichnam weg? So schließt sie, und läuft und läuft; sonst möchten Petrus und Jahannes nicht zeitig genug erfahren, was für eine unbesonnene Närrin sie ist. — O gewiß, wenn diese Maria Magdalena hier, so schliessen, so handeln können: — wie kann man noch zweifeln? — so war sie Magdalene die Sünderinn; das ist, die Hure. Denn nur eine Erzhure kann so leichtsinnig schließen. Nur durch solche leichtsinnige Schlüße, werden Mädchen zu Huren. — Auch war sie ohne Zweifel die nehmliche Maria Magdalena, aus welcher Christus sieben Teufel austrieb. Ein achter Teufel, bey dem sich die übrigen länger zu wohnen schämten, war in ihr zurückgeblieben: der alberne Teufel der Unbesonnenheit. Ohne den dümmsten von allen Teufeln konnte sie nicht so schließen. — Und doch läßt man sie so schließen; der lieben Harmonie zu gefallen. — Wahrlich, wenn die Nachricht, die Maria Magdalena auf diese Weise dem Petrus und Johannes brachte, die erste Verkündigung der Auferstehung Christi seyn sollen: so ist diese erste Verkündigung eine große Armseligkeit gewesen!

Man sage nicht: daß man sich nicht darum zu bekümmern, oder daran zu ärgern habe, wie voreilig und unbesonnen Maria Magdalena hier erscheine; genug, daß sie Johannes nicht anders schildere. Und was sagt Johannes? — D a s i e s i e h t, d a ß d e r S t e i n v o m G r a b e h i n w e g w a r: d a l ä u f t s i e, u n d k o m m t z u S i m o n P e t r o, u n d

zu dem andern Jünger, welchen Jesus lieb hatte. — Sie läuft, und sieht wirklich nicht erst in das Grab? Johannes will wirklich nicht, daß wir das dabey in Gedanken ergänzen sollen? Er ließ es nicht aus, weil es sich von selbst versteht? Er ließ es aus, weil es wirklich nicht geschehen war? — Nun, so ist Maria Magdalena nicht nur eine unbesonnene Närrinn, sondern noch dazu eine unverschämte Lügnerinn. Denn sie spricht zu den Jüngern: Sie haben den Herrn weggenommen aus dem Grabe, und wir wissen nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Wie konnte sie das sagen, wenn sie nicht einmal zugesehen hatte, ob er auch wirklich weggenommen wäre? Sagt sie nicht mit diesen nehmlichen Worten, daß sie wirklich zugesehen habe? — Nur darum, weil sie es hier selbst sagt: hielt Johannes für überflüssig, es die Zeile vorher von ihr zu sagen. — Oder ist das kein Lügner, der seine Vermuthungen für **Facta** ausgiebt?

Doch ich will auf dieser Verleumdung der armen Maria Magdalena — es ist eine wahre, wahre Verleumdung — nicht weiter bestehen. Es soll auch damit seyn, wie mein Nachbar es haben will. Denn ich will seine Sätze hier gar nicht widerlegen: ich will sie vielmehr annehmen, und mich mit ihnen nur zum Matthäus wenden, um zu sehen, wie dieser dabey wegkommt.

Präge dir, mein geduldiger Leser, diese vier Sätze wohl ein, und lies nunmehr mit mir bey dem Matthäus: Am Abend aber des Sabbaths, welcher anbricht am Morgen des ersten Feyertages der Sabbathen, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu besehen. Und siehe, es geschah ein groß Erdbeben. Denn der Engel des Herrn kam vom Himmel herab, trat hinzu, und wälzete den Stein von der Thüre, und setzte sich darauf, und seine Gestalt war wie der Blitz, und sein Kleid weiß, wie der Schnee. Die Hüter aber erschracken für Furcht, und wurden, als wären sie todt. Aber der Engel antwortete und sprach: fürchtet euch nicht! —

Und so weiter! Es ist genug, mein Leser. Aber wissen muß ich, ob du es auch recht begriffen hast, wie viel Du in diesen wenigen Worten des Matthäus gelesen? — Und sieh; da fällt denn folgendes Gespräch unter uns vor:

Ich. Wie viel also, freundlicher Leser, hast du itzt bey dem Matthäus gelesen?

Du. Wie viel? hm!

Ich. Ha! ich errathe dich. Es ist wahr; ich muß nicht fragen, wie viel? Sondern: wie vielerley?

Du. Das sollt ich meynen!

Ich. Also wie vielerley?

Du. Wie willst du; daß ich dir antworte? Nach dem gesunden Menschenverstande? Oder nach den Sätzen deines Nachbars?

Ich. Ich hoffe ja, daß beides einerley seyn wird.

Du. Mit nichten! Denn nach dem gesunden Menschenverstande habe ich nur einerley gelesen; indem alles ja vollkommen so fortlief, als ob es nur Ein Anfang, nur Ein Fortgang, und nur Ein Ende Einer und eben derselben Begebenheit wäre. Ich nehme an, wir hätten ausgelesen.

Ich. So laß den gesunden Menschenverstand ein wenig schlafen; und antworte mir auf die andere Weise. Wie vielerley, nach den Sätzen meines Nachbars?

Du. Dreyerley. Erst: einen vorgehabten und angefangnen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was. Zweytens: eine Erscheinung, erschienen ich weiß nicht wem. Drittens: einen Morgenbesuch, welcher anfieng, ich weiß nicht wie.

Ich. Warum sagst du: einen Abendbesuch, aus welchem ward, ich weiß nicht was?

Du. Weil ihm das Ende fehlt, und dein Nachbar selbst nicht weiß, was daraus geworden. Es geht damit bis auf die Worte: sie kamen, das Grab zu besehen. Sie kamen, übersetzt dein Nachbar durch, sie giengen. Sie giengen also, sagt er: „aber das Thor war entweder „schon zu, oder sie wurden von der Wache gewarnt, nicht weit zu gehen, „wenn sie vor dem Thorschluße wieder in die Stadt wollten.“ Kurz, sie machten was man nennt, einen Fleischergang. Und diesen Fleischergang hielt dennoch der h. Geist für wichtig genug, ihn aufzeichnen zu lassen. Denn er kam aus herzlicher Liebe zu Jesu.

Ich. Recht hübsch für eine Predigt! — Aber warum sagtest du: eine Erscheinung, erschienen ich weiß nicht wem?

Du. Weil sie den Weibern nicht geschehen seyn soll, und die Hüter,

welche darüber erschracken, und vor Furcht wurden, als wären sie todt, auch nicht viel davon abbekommen haben können.

Ich. Endlich warum sagtest du: ein Morgenbesuch, welcher anfieng ich weiß nicht wie?

Du. Weil sich dieser Morgenbesuch mitten im Gespräche mit dem Engel anfängt. Aber der Engel antwortete ihnen und sprach. So sind sie denn da, die frommen Weiber; und niemand hört sie, weder ausgehen noch ankommen. Wenn auch das antwortete des Engels nicht voraussetzt, daß sie ihn vorher gefragt: so müssen sie doch schon wenigstens da gewesen seyn, und irgend eine Mine der Bestürzung und Neugierde gemacht haben, auf die ihnen der Engel Auskunft ertheilte. Sie waren also da; und weil sie von gestern Abend nicht mehr da waren: so waren sie da, einzig und allein durch das mächtige Wollen deines Nachbars.

Ich. Spottest du seiner?

Du. Warum sollte ich nicht? — O daß ich nur recht könnte! Denn spottet auch Er nicht eines ehrlichen Geschichtschreibers, der gerade deßwegen so albern und dumm erzählen soll, weßwegen er ein Muster aller Erzähler seyn müßte, und seyn könnte; deßwegen, weil ihm der h. Geist die Feder geführt?

Ich. Ja sieh nur, lieber Leser: der h. Geist sah nicht sowohl auf das, was er jeden Evangelisten insbesondere schreiben ließ, als auf das, was man über siebzehn hundert Jahr aus den Nachrichten ihrer aller zusammensetzen würde.

Du. Und das ist es eben, was ich für Spötterey erkläre. Doch Spötterey sagt hier noch viel zu wenig. Er lästert; dein Nachbar lästert; und die einzige Entschuldigung, die ich ihm leihen kann, ist die: er weiß nicht was er sagt.

Ich. Ey, ey! lieber Leser, lieber Leser! Also willst auch du nicht begreiffen, „daß man kurz seyn müsse, wenn man verschiedne wichtige „Begebenheiten in wenig Worten erzählen will?" (*)

Du. Freylich nicht; denn wie soll ich Unsinn begreiffen wollen? Alles was ich begreiffe, ist das: daß man kurz ist, (nicht, kurz seyn müsse) wenn man verschiedne Begebenheiten in wenig Worten erzählt. Oder: daß man verschiedne wichtige Begebenheiten in wenig Worten erzählen müsse, wenn man kurz seyn will.

(*) S. Fünfte Unterredung, Seite 130.

Ich. Nun, nun; nimm es mit dem Nachbar nicht so genau. Sein Hr. A. verstand ihn doch. Und du verstehst ihn ja auch. Aber du willst ihn nicht verstehen; du willst nicht. Du willst nicht wissen, „daß jedem „Geschichtschreiber frey steht, aus einer Reihe von Begebenheiten, die er „sämmtlich zu erzählen nicht nöthig hält, diejenigen auszuheben, welche „er seiner besondern Absicht am gemässesten findet.“ (*)

Du. Das will ich nicht begreiffen? O das begreiff ich sehr wohl, und sehr gern.

Ich. Du willst nicht begreiffen, „daß der Leser nicht berechtiget „ist zu schließen: was ein Geschichtschreiber, der die Kürze liebt, und, „wie man aus andern sieht, manches ausläßt, hinter einander erzählt, „das ist unmittelbar auf einander gefolgt. (**)

Du. Das will ich nicht wissen? O das weiß ich recht wohl. Aber er, dein Nachbar, will nicht wissen, will begreiffen —

Ich. Will nicht? — Soll ich denn das Will nicht auch von Dir vertragen? Verschone mich damit! Verschone dich selbst damit, günstiger Leser, wie man dich in allen Vorreden nennt. Denn dieses Will nicht, worüber nur Gott richten muß, weil nur Gott darüber richten kann, ist so ungünstig, so garstig, so giftig! Laß es dem Nachbar, der es sich nun einmal angewöhnt hat. Wenn er wüßte, wie weh es thäte, er würde es selbst nicht brauchen. — Also, was wolltest du sagen, daß er nicht begreift? —

Du. Er begreift nicht, daß alles, was er da schwatzt, nicht zur Sache gehört. Denn ganz ein anders ist, aus mehrern Begebenheiten nur die zweckmässigsten wählen, und die andern übergehen: und ganz ein anders, aus zwey verschiednen Begebenheiten nur Eine machen. Jenes darf der Geschichtschreiber; jenes muß er oft. Aber dieses darf er schlechterdings nie. Und dieses, nicht jenes; dieses, was schlechterdings kein Geschichtschreiber thun darf, er sey von dem h. Geiste inspirirt oder nicht; dieses, was er schlechterdings nicht thun darf, wenn er nicht ein elender unzuverläßiger Geschichtschreiber, in beiden Fällen, seyn und bleiben will; dieses fällt durch die Sätze deines Nachbars dem Matthäus zur Last.

Ich. Das wäre!

Du. Wie albern du dich stellst! — Oder heißt das nicht aus zwey

(*) Ebend. S. 132.
(**) Ebend. S. 132.

Begebenheiten Eine machen, wenn man von jener den Kopf nimmt, und den Schwanz wegläßt, und von dieser den Kopf wegläßt, und den Schwanz nimmt, und Kopf von jener und Schwanz von dieser unmittelbar an einander hängt, ohne im geringsten, auch nicht durch eine einzige Partikel, anzuzeigen, daß Schwanz von jener und Kopf von dieser fehlen?

Ich. Das thäte nun freylich wohl Matthäus, nach den Sätzen meines Nachbars! — Aber wenn der Schwanz von jener, und der Kopf von dieser, nun nichts enthielt, was der Mühe des Erzählens werth war? —

Du. Nun ja doch; so konnte er sie weglassen! Aber er wußte doch, daß er sie weglasse? in seiner Seele mußte doch eine Idee davon seyn, daß jener Kopf nicht zu diesem Schwanze, und dieser Schwanz nicht zu jenem Kopfe gehöre?

Ich. Allerdings.

Du. Und du glaubst, der h. Geist hätte es sich für unanständig oder für zu schwer gehalten, diese Idee von Zusammendrängung und Verstümmelung zweyer Begebenheiten in Eine, welche in der Seele des Matthäus doch liegen mußte, durch irgend eine kleine Partikel mit anzudeuten? Hätte der h. Geist dem Matthäus die Feder ungeführt gelassen: ich bin gewiß, Matthäus selbst, Matthäus allein würde schon, auch eben so kurz, in seinen Worten zu unterscheiden gewußt haben, was so unterschieden in seinem Kopfe war. — Also, sage deinem Nachbar von meinetwegen —

Ich. Nein, nein; ich will meinem Nachbar von deinetwegen nichts sagen. Du bist zu bitter, ungeduldiger Leser. Tritt ab! tritt ab! —

— Ich will lieber von meinetwegen den Nachbar noch bitten, alles dieses — wenn es ihm schon ein wenig zu beissend sollte gesagt seyn, — wozu hilft das Salz, wenn man nicht damit salzen soll? — ruhig und sorgfältig zu überlegen, und mir bey Gelegenheit wissen zu lassen, ob er noch seine Sätze für so klar und richtig hält, daß ihre Verwirrung nur Vorsatz seyn könne? Vornehmlich beschwöre ich ihn: wohl in Erwägung zu ziehen, ob es nicht besser ist, ob es nicht ehrfurchtsvoller gegen die Schriften des N. Testaments gedacht ist, lieber von gar keiner Harmonie in solchen Dingen wissen zu wollen, als eine anzunehmen, wobey einer der Evangelisten so schändlich in den Koth getreten wird.

Vierter Widerspruch.

„Die Engel betreffend, die nach der Auferstehung Christi in und

„um dem Grabe erschienen, ist der Widerspruch der Evangelisten allge„mein. Sie sind weder in Ansehung der Anzahl derselben, noch in An„sehung des Standorts derselben, noch in Ansehung der Reden derselben, „mit einander zu vereinigen.“

Diesen Widerspruch, so vielfach er auch seyn mag, möchte ich herzlich gern meinem Nachbar Preis geben. Nicht zwar, als ob er ihn gehoben hätte; als ob er ihn ohne die grausamste Verletzung des Textes, dem er Ehrerbietung schuldig ist, gegen den er so viel Ehrerbietung zu haben vorgiebt, gehoben hätte. Ganz und gar nicht!

Denn, wenn es auch wahr wäre, daß in den Worten des Marcus, (XVI, 5.) *και εισελθουσαι εἰς το μνημειον ειδον νεανισκον καθημενον ἐν τοις δεξιοις*, nicht nothwendig läge, daß ihnen der Engel im Hereingehen innerhalb dem Grabe zur rechten Hand erschienen; wenn es auch wahr wäre, daß man den Marcus vielmehr so verstehen müsse, „die Weiber wären des Engels erst nach ihrem Eingange ins Grab, „entweder beym Heraussehen, oder beym Herausgehen aus demselben, vor „dem Grabe ansichtig geworden: entsteht sodann nicht die unbeantwortliche Frage, warum sie denn, auch nicht gleich beym Hereingehen ins Grab, den Engel linker Hand sitzen gesehen? Er saß ja schon davor auf dem Steine, den er abgewälzt hatte, ehe die Weiber noch herbeykamen. Ist denn ein Engel, dessen Gestalt wie der Blitz ist, ein Ding, das man so leicht übersieht?

Auch ist es ja aus dem Matthäus offenbar, daß die Weiber den Engel auf dem Steine vor dem Grabe sahen, ehe sie hereingiengen; daß sie nur auf seine Aufmunterung, auf sein Geheiß hereingiengen: Kommt her, und sehet die Stäte! Alles, was vor diesen Worten vorhergeht, spricht der Engel ja augenscheinlich mit den Weibern vor dem Grabe. Nur was darauf folgt, spricht er mit ihnen innerhalb dem Grabe. — Es ist ganz unglaublich, mit was für einer blinden Dreistigkeit diese Erzählung des Matthäus zur Bestätigung dessen angeführt wird, was man mit solcher Gewaltsamkeit aus den Worten des Marcus erzwungen! —(*)

Bey dem Lucas nun gar, sollen alle beide Engel draussen vor dem Grabe gesessen haben, und von den Weibern nicht eher seyn gesehen worden, als bis sie wiederum aus dem Grabe herausgekommen. Wie

(*) Fünft. Unterr. S. 133.

war denn das möglich? Waren die Weiber blind im Hereingehen? Oder waren die Engel nur erst sichtbar im Herausgehen?

Und wozu alle diese Unwahrscheinlichkeiten? alle diese Winkelzüge? Damit nirgends mehr als zwey Engel herauskommen, weil die Evangelisten deren höchstens nur zwey erwähnen? damit der Engel, der auf dem Steine vor dem Grabe sitzt, immer fein mitgezählt werden kann?

O Armseligkeit aller Armseligkeit! — für den, mit Engeln so zu knickern, dem sie Legionenweise zu Dienste stunden!

Ja, wir knickern nur so damit, höre ich meinen Nachbar sagen, um die Evangelisten bey Ehren zu erhalten!

Nicht die Evangelisten, Nachbar! sondern eure engbrüstige, lahme, schielende, thersitische Harmonie der Evangelisten. Thersitisch: denn sie ist eben so ungestalten als schmähsüchtig gegen jeden Evangelisten insbesondere. Die, die, weil sie so ganz euer Werk ist, soll nichts leiden!

Was? es wäre den Evangelisten nicht anständiger, wenn ich sagte: Kalte Widerspruchklauber! seht ihr denn nicht, daß die Evangelisten die Engel nicht zählen? Das ganze Grab, die ganze weite Gegend um das Grab wimmelte unsichtbar von Engeln. Da waren nicht nur zwey Engel, (gleich als ein Paar Grenadier, die vor der Behausung des abmarschirten Generals zurückgelassen werden, bis sein ganzes Gepäcke abgeführet worden;) da waren deren Millionen. Es erschien nicht immer der eine und eben derselbe; nicht immer die nehmlichen zwey. Bald erschien der, bald jener; bald an dieser Stelle, bald an einer andern; bald allein, bald in Gesellschaft; bald sagten sie das, bald jenes. —

Auf so eine abwechselnde, unstete, weder an ein gewisses Moment der Zeit, noch an einen gewissen Punkt des Raumes zu heftende, auch in dem nehmlichen Augenblicke, an der nehmlichen Stelle, zwey oder mehrern verschiednen Personen verschiedentlich vorkommende Erscheinung, scheinen mir die Worte zu deuten, welche Matthäus zwar nur von dem Einen herabfahrenden Engel braucht: *ην δε η ιδεα αυτου ως αςραπη;* die Idee, das Bild desselben war wie Blitz. Denn *ιδεα* ist hier wohl noch etwas anders, als *προσωπον,* und wenn damit, wie Grotius will, auf eine Stelle des Daniels nach der Uebersetzung der Siebziger gesehen würde, so wäre ja wohl auch das in dieser Stelle befindliche *προσωπον* gebraucht worden. *Ἰδεα* heißt auch sonst nirgends das

bloße Angesicht; wohl aber der totale Eindruck, den irgend etwas sichtbares Zusammengesetztes macht. Also: die Sichtbarwerdung des herabfahrenden Engels wirkte wie Blitz; und wer auf diese Wirkung jemals Acht gegeben hat, wird wissen, daß in dem erschütternden Auge der nehmliche Eindruck zurückbleibt, welchen ein starrer Blick auf gefrornen Schnee im Sonnenglanze zu verursachen pflegt; welches in den folgenden Worten, *καὶ το ἐνδυμα αὐτου λευκον ὡσει χιων*, und seine Hülle weis wie der Schnee, sehr mahlerisch ausgedrückt wird. —

Und das, das ist die Antwort — Man nenne sie immerhin mehr poetisch als wahr. — In solchen Fällen ist mir das Würdigste, das Wahrste. — Das ist die Antwort, um deren willen mir dieser ganze vierte Widerspruch so kümmerlich, so klein, so ganz in dem ängstlichen Geiste der Harmonie, die er bestreiten soll, gedacht vorkömmt, daß ich mich keinen Augenblick länger darnach umsehen mag.

Fünfter Widerspruch.

„Beym Lucas berichten Maria Magdalena und die übrigen Weiber, „dem Simon Petrus, und Johannes und übrigen Jüngern, die wirklich „geschehene Auferstehung Christi, die sie von den Engeln vernommen: „bey dem Johannes aber meldet Maria Magdalena nur allein, dem „Petrus und Johannes nur allein, nur allein daß sie das Grab geöffnet „gefunden, und der Leichnam des Herrn daraus entwendet worden."

Diesen Widerspruch hat man vorlängst damit zu heben gesucht, daß man angenommen, Maria Magdalena sey zweymal zum Petrus gekommen; habe ihm zweymal Nachrichten gebracht, (die erste, welche Johannes meldet, und die zweyte, deren Lucas gedenket;) und Petrus sey, zufolge ihrer zweymaligen Nachricht, zweymal zu dem Grabe gegangen. Mein Ungenannter aber sagt, daß der doppelte Gang des Petrus zum Grabe nicht zu erweisen stehe: indem der Hingang, von welchem Lucas (XXIV, 12.) rede, ganz ungezweifelt eben derselbe sey, dessen Johannes (XX, 2.) gedenke; welches sich durch die fast identischen Ausdrücke zu Tage lege, welche beide Evangelisten davon brauchen.

Was sagt nun mein Nachbar hierzu? Er sagt Anfangs, (*) daß dieser vermeynte Widerspruch aus dem Irrthum herrühre, „daß Magda„lena mit unter den Weibern gewesen, welche die erste Erscheinung der

(*) Fünfte Unterr. S. 136.

„Engel hatten.“ — Und war sie denn das nicht? Ist denn das so ein ausgemachter Irrthum? Weiß denn mein Nachbar nicht einmal, daß die Väter der Kirche es als eine Maxime angenommen haben, daß Maria Magdalena bey allen und jeden Erscheinungen, deren von den vier Evangelisten gedacht wird, gegenwärtig gewesen: um sogleich mit Irrthümern um sich zu werfen? Wenigstens dächte ich doch, wäre es augenscheinlich, daß der, welcher diesen angeblichen Irrthum hegt, den Worten des Matthäus mehr Gerechtigkeit wiederfahren lasse, als der den Matthäus, wie ich gezeigt habe, so unbesonnen zwey verschiedne Begebenheiten in Eine kneten läßt. Doch die Autorität des Matthäus — weil er ihr so halsbrechend doch einmal ausweichen zu müssen geglaubt, und eine Calumnie leichter gemacht als widerrufen ist, — auch bey Seite gesetzt: sagen es denn nicht auch Marcus und Lucas mit ausdrücklichen Worten, daß Maria Magdalena bey der ersten Erscheinung der Engel gegenwärtig gewesen? Freylich nennt Lucas sie nicht namentlich bey dem Hingange: aber er nennt sie doch namentlich bey der Rückkunft. (**XXIV, 10**) Oder ist das bey dem Lucas, eben angezognen Orts, nicht die erste Erscheinung der Engel, auf welche unmittelbar folgt? Es war aber Maria Magdalena, und Johanna, und Maria Jacobi, und andre mit ihnen, die solches den Aposteln sagten.

Daß mein Nachbar aber ja nicht glaube, daß ich nicht gelesen, was er an einer andern Stelle (*) über die namentliche Benennung der Maria Magdalena beym Marcus und Lucas sagt! Ich habe es gewiß gelesen; ich habe es zehnmal gelesen; ich habe es mit aller Aufmerksamkeit gelesen, deren ich fähig bin: aber Gott ist mein Zeuge, ich verstehe ihn nicht. Das ist das gelindeste, was ich hier sagen kann; und doch will ich mich den Ekel nicht abhalten lassen, seine Worte getreulich abzuschreiben. Vielleicht, daß sie mir in dem Abschreiben deutlicher werden. Ich habe mir schon öftrer etwas in das Gedächtniß und in den Verstand geschrieben. Gelingt mir das auch itzt, und ich bekenne es nicht: so möge dieses Hülfsmittel nie bey mir wieder anschlagen!

Alles, was ich noch bis itzt in den Worten meines Nachbars begreiffe, ist dieses: „daß, wie es mit dem Marcus seyn soll, so sey es „auch mit dem Lucas.“ — (**) Und wie ist es denn mit dem Marcus?

(*) Dritte Unterr. S. 90.
(**) Dritte Unterr. S. 92.

— Hier fängt mein Unverstand an. An Worten zwar, sich zu erklären, läßt es der Nachbar nicht fehlen. Schade nur, daß man manchmal, selbst vor Menge der Worte, denn Sinn nicht sehen kann. „Unter den Weibern, „sagt er, die zum Grabe Jesu, ihn zu salben, giengen, nennt Marcus „v. 1. die Maria Magdalena zuerst, ohne Zweifel, weil sie die Sache „am meisten betrieben." — Kann wohl seyn. Wer wird wider diese gründliche Vermuthung etwas haben, der schon weiß, wie gern die Marien den Herrn salbten! — „Darauf erzählt er v. 5—8. die Erscheinung des „Engels, mit Vorbeylassung des Umstandes, den wir aus dem Johannes „wissen, daß sich nehmlich Magdalena von den übrigen entfernt, und die „erste Erscheinung nicht mit gehabt habe." — Zugegeben! ob ich gleich nicht recht weiß, was ich zugebe. Ob Marcus diesen Umstand weggelassen, weil er ihn nicht wußte: oder weil er ihn der Kürze wegen, als eben nicht wichtig, übergangen. — „Wenn er nun v. 9. 10. meldet, daß „die bey dem Grabe vorgefallene Erscheinung den Jüngern treulich be„richtet sey —" — Was? wie? in diesen angezognen Versikeln soll die Erscheinung, welche die Weiber ohne die Maria gehabt, berichtet seyn? und getreulich berichtet seyn? Habe ich den rechten Marcus nicht vor mir? oder hatte ihn mein Nachbar nicht vor sich? In diesen Versikeln wird ja eine ganz andere Erscheinung, die Maria Magdalena ganz allein gehabt, von der Maria Magdalena ganz allein, den Jüngern berichtet. Und es ist so wenig wahr, daß unter der Erzählung dieser Erscheinung, welches eine Erscheinung Christi in eigner Person war, jene erste Erscheinung, welche beym Marcus und Lucas nur eine Erscheinung von Engeln ist, mit begriffen gewesen, daß sie schlechterdings nicht mit darunter begriffen seyn kann; indem Marcus in dem vorhergehenden 8ten Versikel, ausdrücklich sagt, daß die Weiber von ihrer Erscheinung der Engel k e i n e m M e n s c h e n e i n W o r t gesagt; **ὀυδενι ὀυδεν ἐιπον.** Aber hören wir den Nachbar nur erst ganz aus. „Wenn Marcus nun „v. 9. 10. meldet, daß die bey dem Grabe vorgefallene Erscheinung den „Jüngern treulich berichtet sey, so nennt er unter den Erzählern die allein, „welche er v. 1. zuerst nannte, und erwartet billig von seinen Lesern, daß „sie sie sich wieder in der schon berührten Gesellschaft denken sollen." — Aber was hilft es denn, daß der Leser so billig ist, als ihn nicht Marcus, sondern der Nachbar verlangt? Was hilft es denn? Gut, Maria ist nun wieder in der Gesellschaft der übrigen Weiber: diese übrigen Weiber

sagen ja keinem Menschen ein Wort, *οὐδενι οὐδεν*, von ihrer bey dem Grabe gehabten Erscheinung. Woher wußte denn Maria etwas davon? Wie kann sie den Jüngern etwas freulich berichten, wovon sie ganz und gar nichts weiß? Oder meynen Sie wohl, lieber Nachbar, daß das *οὐδενι οὐδεν*, keinem Menschen ein Wort, hier nicht so genau zu nehmen, weil es doch nur von Weiberchen gesagt werde; weil es ganz unglaublich, weil es moralisch unmöglich sey, daß Weiberchen von einer Erscheinung *οὐδενι οὐδεν*, keinem Menschen ein Wort sollten gesagt haben; weil Weiberchen doch immer einen guten Freund oder eine gute Freundin haben, die sie als ein zweytes Selbst betrachten, dem sie alles vertrauen können, ohne es jemand in der Welt vertraut zu haben. Meynen Sie so? Nachbar, Nachbar, Sie sind ein loser Schalk! Wenn das im Grunde auch so wäre: so muß man es aus Höflichkeit gegen das Geschlecht doch nicht sagen; am wenigsten muß man es in einer evangelischen Harmonie sagen. Freylich wird durch einen solchen erzsatyrischen Zug, durch eine solche spaßhafte Wendung, auch eine evangelische Harmonie lustiger zu lesen: aber doch auch nichts weiter als lustiger; gründlicher nicht um ein Haar. — — Gott! Gott! ist es möglich, daß ein vernünftiger Mensch mit einem Texte, welchen er von dir eingegeben zu seyn glaubt, so umgehen kann! — Doch wir haben den Nachbar noch nicht ganz ausgehört. „Hat Marcus gut gefunden, kurz zu seyn, wie „er denn sichtbar der allerkürzeste ist, und daher den mehr erwähnten Um„stand von der Entfernung der Magdalena vorbey zu lassen, so konnte „er nicht anders sprechen, als: Jesus erschien ihr in Gesellschaft der „übrigen, ohne welche er sie nicht aufführt, zuerst." — Höre ich einen Menschen im Schlafe sprechen: oder was höre ich? Weil Marcus sichtbar der kürzeste ist; denn er hat sichtbar die wenigsten Kapitel: so darf er Dinge für wahr ausgeben, die nur alsdenn wahr wären, wenn das, was er der Kürze wegen übergeht, auch ganz und gar nicht geschehen wäre? Erwachen Sie doch, Nachbar, und lassen Sie uns unsre fünf Sinne nur ein wenig zusammen nehmen! Ich schüttle Sie, und frage: Wußte Marcus den Umstand, den er übergieng, und den wir aus dem Johannes wissen; oder wußte er ihn nicht? — Ich nehme den letzten Fall zuerst. Wußte er ihn nicht; glaubte er vielmehr das Gegentheil; glaubte er, daß Maria Magdalena sich nie von den übrigen Weibern entfernt habe: nun freylich, so konnte er ungefehr so schreiben, als Sie

ihn schreiben lassen. Ich sage, ungefehr so: nicht ganz so. Denn er konnte nur sagen, daß Magdalena mit unter den Ersten gewesen, denen Christus nach seiner Auferstehung erschienen: nicht aber, daß Maria Magdalena schlechtweg die erste gewesen, die Christus dieses Vorzugs gewürdiget. (Daß er sie schlechtweg, vorzugsweise, sie allein, die erste nennet: das muß also in einer ganz andern Rücksicht geschehen, wie ich weiterhin erklären will.) Allein, worüber streiten wir denn sodann, lieber Nachbar? — Schlafen Sie mir nicht wieder ein, weil Sie hören, daß wir um nichts streiten! — Worüber streiten wir dann? Wenn Marcus einen Umstand der Auferstehungsgeschichte nicht wußte, den Johannes wußte; wenn er diesem seinen Nichtwissen gemäß schrieb und schreiben durfte: war es denn möglich, daß er nicht in Widerspruch mit dem fiel, der den nehmlichen Umstand wußte, und diesem seinen Wissen gemäß schrieb und schreiben durfte? Jeder baute ja weiter auf das, was er wußte, oder nicht wußte; und was der Eine nicht wußte, nahm er ja als nicht geschehen an. Sie geben die Quelle aller Widersprüche zu, Nachbar: und wollen nur, daß sie nicht fließen soll. Sie halten, wie ein spielendes Kind, den Ausbruch des Strahls mit der Hand zurück: als ob Sie ihn immer mit Ihrem Händchen zurückhalten könnten; als ob der Strahl das Händchen endlich doch nicht wegpressen, und das Kindchen noch oben drein bespritzen würde! — Ha! Sie machen große Augen? Hat Sie das tändelnde Gleichniß so munter gemacht? — Da es also nur lächerlich seyn würde, wenn Sie, unter der Voraussetzung, daß die Evangelisten nicht alle die nehmliche vollständige Nachricht von dem gehabt, was bey der Auferstehung Christi vorgefallen; unter dem Eingeständniß, daß der h. Geist einen jeden nach dem Maaße seiner eingezognen Kundschaft, auf bestes Wissen und Gewissen, schreiben lassen — Da es, sag ich, nur lächerlich seyn würde, wenn Sie, unter dieser Voraussetzung, unter diesem Einverständniß, sich anmaassen wollten, alle nunmehr natürlicher und nothwendigerweise Weise unter den Evangelisten eintretende Widersprüche zu heben — — Aber wie wird Ihnen auf einmal, Nachbar? Warum so zornig? Mit stummen Grimme weisen Sie auf Ihre eigne Worte, hat Marcus für gut gefunden, den mehr erwähnten Umstand von der Entfernung der Magdalena vorbey zu lassen; und weisen nochmals auf das, hat er gut gefunden. Ich verstehe! Sie wollen sagen, daß es Ihnen nicht eingekommen,

den ersten Fall meines überflüßigen Dilemma hier abzunehmen. Marcus müsse ja wohl gewußt haben, was er für gut befunden, vorbey zu lassen. Warum ich mich also bey etwas so lange aufhalte, woran Sie nie gedacht hätten? — Nun, nun, lieber Nachbar; werden Sie nur nicht ungehalten, daß ich erst das annehmen wollen, was noch das leidlichste wäre; was mir Ihre Behauptung etwas weniger abscheulich machte. Ich wollte nicht so zufahren, und es Ihnen gleich auf den Kopf zusagen, daß Sie denn also dem Marcus nichts geringers als eine vorsetzliche Lüge Schuld geben. Denn hören Sie doch nur! — Aber daß Sie mir nicht wieder einschlafen! — Wenn Marcus, nach dem zweyten Falle des Dilemma, den Sie annehmen, den Umstand wußte, daß sich Maria Magdalena von ihren Gespielinnen abgesondert, und wieder nach der Stadt gelauffen, sobald sie das Grab eröffnet gesehen; wenn er wußte, daß Maria Magdalena bey der Erscheinung also gar nicht zugegen gewesen, die indeß ihren Gespielinnen geschah; wenn er diese Erscheinung die erste Erscheinung des auferstandenen Christus nennet: wie kann er denn gesagt und geschrieben haben, daß Maria Magdalena diese erste Erscheinung in derjenigen Erscheinung gehabt habe, bey welcher er wußte, daß sie gar nicht zugegen gewesen war? Wie kann er denn das gesagt und geschrieben haben, ohne vorsetzlich eine Unwahrheit sagen und schreiben zu wollen? Heißt denn nicht vorsetzlich lügen, vorsetzlich etwas für Wahrheit ausgeben, wovon wir gar wohl wissen, daß es nicht Wahrheit ist? Wird eine vorsetzliche Lüge denn darum weniger vorsetzliche Lüge, weil ich sie machen muß, wenn ich dem, was ich zuvor gesagt, gleichförmig bleiben will? Oder wird sie eben dadurch noch um so viel vorsetzlicher? Wer hieß dich denn, von vorne herein die Sache so mangelhaft einleiten, die Umstände so verstümmeln, daß du nothwendig eine Lüge sagen mußt, wenn man deine Verstümmlung, deine mangelhafte Einleitung nicht merken soll? — O Zeter! Der Mann ist schon wieder eingeschlafen. Nun so schlaf denn — und daß dich nie die Schande wecke, ein so alberner Calumniant eines Evangelisten gewesen zu seyn! — Und doch müssen wir nur bis ans Ende hören, was der Mann in der Töserey seiner Schlaffsucht alles schrieb und drucken ließ. „Marcus, träumet er weiter, meynt also offenbar „mit diesen Worten die erste Erscheinung, welche den Weibern sämmtlich „widerfuhr, und die nennt er mit Recht die erste, ob sie gleich, nach dem „Johannes, die Magdalena nicht mit, sondern nachher eine allein hatte."

Was einem im Traume nicht alles offenbar dünkt! Mit den Worten: Jesus aber, da er auferstanden war, früh am ersten Tage der Sabbather, erschien er am ersten der Maria Magdalena, von welcher er sieben Teufel ausgetrieben hatte; mit diesen Worten soll Marcus offenbar nicht die Erscheinung meynen, deren Johannes (XX, 14.) gedenkt, sondern die Erscheinung, von der Matthäus und Lucas sagen, von der Marcus selbst kurz vorher gesagt, daß sie die frommen Weiber zugleich gehabt? Offenbar! Wenn ich doch erfahren könnte, wem diese schöne offenbare Fratze zuerst offenbar geworden! Mit den Harmonieen des Clericus und Lamy, welche beide in dem nehmlichen Jahre 1699 herauskamen, schließt sich meyne Belesenheit in dieser Art Schriften; und bis dahin finde ich nicht die geringste Spur davon. Verzeihet mir also, ihr neuern Harmonisten, die ich nur den Namen nach kenne, wenn ich vielleicht gegen euch ungerecht bin, indem ich glaube, daß ein so seltner Pfifferling ganz allein auf meines Nachbars Miste gewachsen ist. Ich wüßte nicht, wo er sonst hätte wachsen können; es wäre denn, daß auch ihr, letzte Erben des harmonischen Geistes, Miste hättet, die eben so trefliche Schwämme hervortrieben.

Doch alle diese Höhnerey prallt auf mich selbst zurück, wenn ich nicht zeige, wie und in welchem Betracht Marcus denn sonst eine andre Erscheinung die erste nennen können, wenn ihm nicht die, welche den sämmtlichen Weibern geschahe, die erste seyn solle. — Wie? und in welchem Betracht? das wußte der Nachbar wirklich nicht? wirklich nicht? O so hat er nie das Kapitel des Marcus im Zusammenhange gelesen: und er ist ein Laye, er ist ein Laye; und kein Theolog. Nicht als ob die Layen nicht auch müßten die Kapitel im Zusammenhange lesen, aus welchen sie einen Versikel erklären wollen: es ist nur eher von einem treuherzigen Layen, der, mit Luthern zu reden, aber eben so irrherzig als treuherzig ist, zu besorgen, daß er es unterläßt; als von einem Theologen.

Mehr nehmlich braucht es schlechterdings nicht, als das Kapitel des Marcus im Zusammenhange zu lesen, um den garstigen Bliz auf des Nachbars Miste zu zertreten, an dem sich auch ein Schwein vergiften könnte. Denn wem fällt es denn nicht sogleich in die Augen, und wem ist es denn noch nicht in die Augen gefallen, daß Marcus in seinem 16ten Kapitel eine zweyfache Kundmachung der Auferstehung Christi

erzählet; eine minder avthentische und eine ganz avthentische? Die minder avthentische, ist die Kundmachung derselben durch Engel, und geht bis auf den 9ten Versikel. Die ganz avthentische fängt mit dem 9ten Versikel an, und bestehet in den persönlichen Erscheinungen Christi, deren er vornehmlich drey gedenket, unter welchen, und andern ihres gleichen, Marcus so ausdrücklich sagt, daß die der Maria Magdalena ganz allein geschehene die allererste gewesen. — Ich schäme mich vor mir selbst, daß ich scheinen muß, eine solche Catechismusmilch meinem Leser noch vorkauen zu wollen. Aber muß man nicht, jenen verzauberten Kehlen zu gefallen, die oft an einem Tropfen reiner Milch ersticken wollen, und pfündige Kieselsteine ohne Würgen herabschlucken? So mächtig kämpft ihre unglückliche Idiosynkrasie mit allem, was lauter ist, und Nahrung gewähret!

„Ja! wird mein Nachbar antworten, wer die biblischen Schriftsteller „nur so lesen dürfte, daß er blos Acht hätte, was jeder selbst sagt! „Wenn man nicht immer bey jedem auch ein Auge auf alle übrige haben „müßte! Ey freylich! so kann jeder Bauer den Marcus erklären. Aber „wir, wir Theologen — — (wenn er anders diese fallende Larve wieder „unter den Huth zu stecken wagt) wir Theologen dürfen den Marcus „durchaus nicht ohne den Matthäus erklären. Denn was hülfe es denn „nun, daß wir den Marcus so verstünden, wie ihn jedes Kind verstehen „kann: wenn Matthäus dadurch in die Enge käme? Denn erzählt Matthäus nicht ausdrücklich, daß den vom Grabe zurückkommenden Weibern, „wo sie nichts als die Botschaft der Engel vernommen, unter Weges nach „der Stadt zu, auch Christus in eigner Person erschienen sey? Diese „Erscheinung muß ja doch wohl früher gewesen seyn, als die, welche der „Maria Magdalena allein (nach Johannis **XX, 14.**) geschah, da sie den „Herrn für den Gärtner ansah. Wenn nun Marcus in seinem 9ten Versikel eben diese Erscheinung meynet, so war sie ja nicht die erste, und „er konnte nur in so fern sagen, daß Maria Magdalena die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt, als er zu verstehen gab, (aber selbst „nicht glaubte) daß Maria Magdalena immer bey den gesammten Weibern geblieben, und mit diesen zugleich auf dem Rückwege nach der „Stadt den auferstandenen Christus zuerst ganz allein gesehen hätte?" —

Dieß ist doch nach des Nachbars Meynung? Nicht? — Er schläft: aber antwortet ihr, die ihr seine Reden im Schlafe für Orakel gehalten! — Nicht?

Und nun muß ich doch erst noch einen Augenblick auf seine Seite treten, und anmerken, daß dem ohngeachtet noch Rath für seine liebe Harmonie gewesen wäre, ohne den Marcus so häßlich zu zerplacken. Wenn er es nicht weiß, wie es zu machen, daß die Erscheinung Christi beym Johannes (XX, 14.) noch immer (nach Marcus XVI, 9.) die erste bleibt, ohngeachtet Christus auch den sämmtlichen Weibern auf dem Rückwege erschienen: so lerne er es von dem Dichter. (*) — Aber freylich; was ist von einem Dichter zu lernen? Der Dichter will das mit seiner profanen Einbildungskraft zwingen, was nur mit der heiligen Exegetik gezwungen werden muß.

Doch dieser ungenutzte Vortheil ist es nicht, was ich hier meinem Nachbar zur Last zu legen gedächte. Ich gedächte vielmehr, ihm blos eine kleine Frage vorzulegen, — wenn er wache wieder ist, versteht sich — die nicht blos den gegenwärtigen einzeln Fall, sondern das ganze Harmonienwesen betrift.

Nehmlich — Denn darin sind wir ohne Zweifel doch einig? daß wenn ein einzelner weltlicher Geschichtschreiber vollkommen mit sich selbst übereinstimmt, so daß das, was er selbst sagt, zusammenhängt und natürlich aus einander fließt: man die Widersprüche, in die er durch die natürlichste Erklärung seiner Nachrichten mit andern Geschichtschreibern geräth, lieber auf seiner Rechnung stehen lassen, als durch eine minder natürliche Erklärung seiner Worte ihn mit andern vergleichen, und ihn dadurch in Widerspruch mit sich selbst bringen muß. — Ich dächte nicht, daß jemand in der Welt dieses in Abrede seyn könnte. Denn woher weiß man, ob der Geschichtschreiber, den ich so auf seine Kosten mit andern übereinstimmig machen, mit diesen andern hat übereinstimmig seyn wollen? Ob er nicht vielmehr eben da, wo er mit andern nicht übereinkömmt, diese andere stillschweigend hat widerlegen wollen? — Und nun meine Frage! — Wenn dem so ist: sollte man nicht die nehmliche Gerechtigkeit, die wir jedem weltlichen Geschichtschreiber erweisen, vor allen Dingen den Evangelisten, die doch auch Geschichtschreiber seyn sollen, und sind, wiederfahren lassen, ehe und bevor wir sie zu Werkzeugen des h. Geistes machen, der sich ihrer auf so verschiedene Art bedienen konnte?

Sollten wir das; wäre es nicht mehr als billig: wo bliebe eure Harmonie, Wortklauber, Sinnverdreher? Eure! Ich meyne nicht jene

(*) Messias, vierzehnter Gesang.

bessere, die sich begnügt, ein einstimmiges Resultat zu erhalten, und kleine Nebenumstände, die in diesem nichts verändern, so verschieden, so widersprechend seyn läßt, als sie wollen. Ich meyne nicht eine Harmonie, mit der sich die Christen zu Tatianus Zeiten begnügten. Ich meyne eine Osiandrische, oder wie die gemilderten Osiandrischen Namen haben, (denn sie sind doch alle mehr oder weniger Osiandrisch;) — kurz eine Harmonie, wie sie nur in dem Lutherthume entstanden ist, wie sie nur in dem falsch verstandenen Lutherthume entstehen können. Diese, diese Harmonie wächserner Nasen, die einen jeden Evangelisten in jeder Sylbe retten will, um aus ihnen allen ein Ding zusammen zu setzen, das kein einziger Evangelist für das Seine erkennen würde; diese Harmonie, gegen welche allein die Einwürfe meines Ungenannten gerichtet sind, die allein diese Einwürfe hervorgebracht hat: wo bleibt sie? wer braucht sie? wer mag sie? wenn wir die Evangelisten vor allererst als gesunde natürliche Menschen schreiben lassen.

Ja, denkt der Orthodoxist: die Evangelisten sind aber auch nicht gesunde natürliche Menschen; sie sind weit mehr. Nun dann; so scheue ich mich nicht zu sagen, daß ihnen dieses Mehr sehr theuer zu stehen kommt. Man hat jeden von ihnen einzeln zum elendesten Geschichtschmierer herabgewürdiget, um sie zusammen in corpore über alle menschliche Geschichtschreiber zu erheben. —

Aber dieses Allgemeine bringt mich zu weit von dem einzeln Falle, der mich hier beschäftigen soll. Zurück zu ihm. Was ich überflüssiges gesagt, habe ich auf Veranlassung der ohne allem gleichen seyenden und ewig bleibenden Mißhandlung des Marcus gesagt, deren sich mein Nachbar unterfangen. Und wohl mir, dem man leicht eine Uebertreibung Schuld geben könnte, daß der vorsichtige Nachbar seine Meynung nochmals mit andern Worten wiederhohlt. Denn auf eine Zwischenrede, deren sich sein Herr A. unterfängt, um ihm zu überlegen zu geben, ob man nicht gar sagen könne, „Marcus habe es nicht einmal gewußt, daß Magdalena eine eigene Erscheinung allein gehabt:" auf diese Zwischenrede antwortet er sehr bedächtig, wie folget. „Das wollte ich wohl nicht gern sagen" — — daß nehmlich Marcus nicht von der besondern Erscheinung gewußt, welche Maria ganz allein gehabt. Wie klug! ja nichts gegen den Marcus behaupten zu wollen, worüber wenigstens ein ganzer Versikel desselben (**XVI, 9.**) für untergeschoben und eingeflickt hätte erkläret

werden müssen! — „Sondern," fährt er fort, „dafür will ich lieber, was ich gesagt, wiederhohlen." — Nun gut, ich will es mit ihm wiederhohlen, um ganz sicher zu gehen. Denn das Herz schlägt mir noch immer von Mitleid, einen ehrlichen Mann, der ohnstreitig die beste Absicht gehabt, so etwas wüstes und wildes sagen zu lassen. Er wiederhohlt also: „Da „Marcus nicht erwähnet, daß Magdalena von den übrigen gelauffen" — (ob er es schon wußte) — „sondern sie in deren Gesellschaft nach dem „Grabe gehen" — (welches er schlechterdings nicht hätte thun müssen, da er jenes wußte) — „die Erscheinung des Engels und seinen Auftrag an „sie meldet, und der Ausrichtung desselben erwähnet:" — (Der Magdalena hatte der Engel nichts aufgetragen, denn sie war nicht dabey gewesen; und von Ausrichtung des Auftrags des Engels an die übrigen Weiber, sagt Marcus nicht ein Wort. Er sagt vielmehr ausdrücklich, daß sie diesen Auftrag nicht ausgerichtet, **ουδενι ουδεν ειπον;** denn **ουδενι** durch **nemini** *obvio* zu übersetzen, und so das allgemeine Niemand auf die ersten die besten, die ihnen begegnet, einzuschränken, denen sie ihre gehabte Erscheinung nur nicht an den Kopf werfen wollen, ist in der That lächerlicher, als die obige Spötteley zu Hülfe zu rufen. Was Marcus den gesammten Jüngern (v. 10. 11.) melden läßt, ist augenscheinlich blos und allein der Bericht der Maria Magdalena von der ihr besonders geschehenen Erscheinung. Denn Maria kömmt da ganz allein, erzählt ihnen ganz allein, daß der Herr lebe, **και εθεαθη υπ' αυτης** nicht **υπ' αυτων.** Und da dieses alles so ist: — man höre doch; denn so was treffliches kann man nicht oft genug hören! —) „so meynt Marcus die Erscheinung, welche die vereinigten Weiber hatten, und das war ganz recht die „erste." — Aber wenn diese Erscheinung, die nur Matthäus allein hat, die weder Marcus noch Lucas haben, worauf Marcus also auch keine Rücksicht nehmen wollen, noch nehmen können, so ganz recht die erste war: wie kann denn Marcus sagen, daß sie der Maria Magdalena, und der Maria Magdelena allein geschehen? Er wußte ja, daß sie ihr nicht einmal mit geschehen war. Und wäre sie ihr auch mit geschehen gewesen, hätte er aus diesem Grunde nicht eben sowohl sagen können, daß der Herr der Maria Jacobi, oder der Johanna, oder der Salome zuerst erschienen wäre? Was hätte denn Maria Magdalena für ein Vorrecht gehabt, daß er nur von ihr sagt, der Auferstandene sey ihr zuerst erschienen? —) „Jeder Leser, wiederhohlt sich mein Nachbar weiter, als ob er sich bewußt

wäre, ganz etwas ausserordentlich Kluges und Sinnreiches gesagt zu haben, „jeder Leser, der nichts vom Johannes weiß, muß ihn so verstehen, — (Widerlegt; oder es ist nie etwas in der Welt widerlegt worden!) — „und wer den Johannes gelesen, sieht leicht, warum Marcus Magda„lenens Erscheinung die erste heißt; weil er nehmlich die damit meynt, „welche den Weibern, unter denen er sie zuerst namhaft macht, gegeben „war." — Welch ein Grund! Weil Marcus die Maria Magdalena bey einer Gelegenheit zuerst namhaft macht, wo er sie gar nicht hätte namhaft machen sollen: so muß das, was er klar und deutlich und mit Bestande der Wahrheit bey einer andern Gelegenheit von ihr sagt, nicht von dieser, sondern von jener Gelegenheit zu verstehen seyn! —

Und nun wäre ich glücklich wieder da, wo ich oben meinen ersten Absprung nahm; bey den Worten des Nachbars „wie es mit dem Marcus ist, so ist es auch mit dem Lucas" — Also nur noch dieses Einzige von jenem. — Es waren auch einmal Leute, die sich in verschiednes nicht finden konnten, was Marcus von dem auferstandenen Christus erzählt, und denen besonders der 9te Versikel, *Αναςας πρωον ἐφανη Μαρια τη Μαγδαληνη*, an welchem sich der Nachbar ein so herrliches Denkmal gestiftet, ein gewaltiger Anstoß war, weil er, wie Hieronymus sagt, (*) **diversa atque contraria Evangelistis caeteris narrare videatur:** — und was thaten diese Leute? — Weil sie so fein nicht waren, als der Nachbar; weil sie so viel Exegetik und Griechisch nicht verstanden, als der Nachbar: — denken Sie einmal selbst, lieber Nachbar, — (Ich hoffe, daß Sie dieser Weyhrauch aufweckt.) — denken Sie einmal — so unterstunden sich diese unwissenden Grützköpfe, den ganzen Versikel, mit allem, was darauf folgt, für einen fremden spätern Zusatz zu erklären, und den Marcus in ihren Exemplaren mit *ἐφοβουντο γαρ* zu beschliessen. — War das nicht erschrecklich? War das nicht eine so lästerliche Verwegenheit, als nur immer eine zu denken? — Und doch, (unter uns, Nachbar!) wollte ich ebenfalls lieber nicht allein diesen einen Versikel, nicht allein den ganzen Marcus, nicht allein alle vier Evangelisten, sondern gerade zu das ganze Neue Testament, mit sammt der Offenbarung, unter das alte Eisen werfen: als mir erlauben, einem einzigen Orte darin so mitzuspielen, als Sie dem Versikel des Marcus mitzuspielen sich erdreistet. Unter uns!

(*) Man sehe die Anmerkung des Millius.

Und nun auch gar dem Lucas mitspielen wollen, „mit dem es eben „so seyn soll, wie mit dem Marcus." Denn auch er, sagen Sie: übergeht — (aber wußte doch?) „den oft genannten Umstand, den wir aus „dem Johannes wissen, und nennet unter den Erzählerinnen der Vorfälle „beym Grabe die Maria Magdalena zuerst, ob sie gleich bey der ersten „Erscheinung nicht gegenwärtig, und auch die erste Erzählerin wohl nicht „gewesen war. (Wie auch das Lucas gar wohl wußte, der wider sein besseres Wissen nur so verwirrt schreibt, weil ihm der h. Geist die Feder führt. — Kleinigkeit! Aber nun paß auf, gähnender Leser, es wird was zu lachen geben.) „Ganz allein, fährt der Nachbar fort, ganz allein hatte „Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt, (Nachbar, besinnen Sie sich! Nachbar, woher wissen Sie denn das? —) „vorzüglich voll schien „sie davon zu seyn, mehr als den andern war ihr den Jüngern zu sagen „aufgegeben, und daher wird ihr Bericht, als verschieden von dem, den „die Gesellschaft gebracht, besonders genannt, und diesem nicht unbillig „vorgesetzt, ob er gleichwohl eine Stunde später eingelaufen seyn mochte." — Fern sey es von mir, daß ich hier das seltsame Antiklimax rügen sollte, dem zu gefallen der Evangelist wissendlich und vorsetzlich ein Hysteronproteron begangen hätte. Freylich ein menschlicher Geschichtschreiber hätte eben darum, weil der Maria Magdalena mehr als den andern, den Jüngern so zu sagen, aufgetragen worden, eben darum, wenn es auch die Zeitordnung nicht erfordert hätte, ihren Bericht später beygebracht; weil man natürlicher Weise das Wenigere vorangehen läßt. Aber ein übermenschlicher, ein inspirirter Schriftsteller; ja der! — und so muß ich hiervon schweigen. Nur meine schon eingeworfene Frage muß ich in ihr völliges Licht stellen, wenn mein Leser lachen soll, — Falls er vor Gähnen dazu kommen kann." Ganz allein, sagt der Nachbar, „hatte „Maria Magdalena die erste Erscheinung gehabt." — Wirklich, Nachbar? Ums Himmels willen, wo haben Sie denn das her? Das einzige Zeugniß, daß Maria ganz allein zuerst den Auferstandenen persönlich gesehen habe, ist ja der nehmliche Versikel beym Marcus (**XVI, 9.**) den Sie von dieser Erscheinung nicht wollen gelten lassen: von dem Sie erwiesen zu haben glauben, daß darin diejenige Erscheinung die erste genannt werde, die Maria Magdalena mit den übrigen Weibern auf dem Rückwege zugleich gehabt. Der einzige Johannes, der noch eben die Erscheinung (**XX, 16.**) erzählt, von welcher ich sage, nicht Sie, daß der von Ihnen so

gemißhandelte Versikel des Marcus rede, sagt ja mit keiner Sylbe, daß sie die erste gewesen. Denn ob er schon keine andre vorher erzählt, so folgt doch daraus nicht, daß auch keine vorhergegangen. Woher wissen Sie es denn also, daß Magdalena ganz allein die erste persönliche Erscheinung Christi gehabt? Ich will doch nicht hoffen, daß Sie die nehmliche Stelle zum Beweise sowohl für die gewöhnliche, als für die neuerdings von ihnen hineingelegte Meynung brauchen wollen? Sie werden ja nimmermehr, wie jener Geizhals, das Futter wieder in der Krippe suchen, von welchem Sie wissen, daß Sie es Ihren eignen Pferden herausgestohlen? — Und doch ist es so. Wahrlich, so lange es Ausleger auf der Welt giebt, glaube ich nicht, daß Einem sein untreues Gedächtniß einen so lächerlichen Possen gespielt habe. Merken Sie sich doch, wenigstens aufs künftige, lieber Nachbar, daß, nach dem Lügner, kein Mensch unter der Sonne ein gutes Gedächtniß nöthiger hat, als — der elende Ausleger. —

Wenn ich hier, voller Verdruß und Eckel, die Feder aus der Hand würfe: wer könnte es mir verdenken? Ich bin bis an die Hälfte der Widersprüche, und habe unter allen fünfen nicht Einen widerlegt gefunden: da es schon für mich genug wäre, wenn nur Einer unwiderlegt geblieben wäre. — Dem ohngeachtet, muthig an die andre Hälfte nur auch!

Sechster Widerspruch.

„Nach dem Matthäus ist der auferstandene Jesus der Maria „Magdalena auf dem Rückwege zur Stadt erschienen: und nach dem Johannes vor der Thür des Grabes.

Legt einem unbefangenen, von keinen harmonistischen Flickereyen etwas wissenden, vernünftigen Leser den Matthäus und Johannes vor: und hört, was er sagt. Wenn sich das nicht widerspricht, so widerspricht sich nichts. Und wie? gestehen denn selbst die Harmonisten nicht, daß hier offenbar ein Widerspruch bleiben würde, wenn sie nicht zu machen wüßten, daß Matthäus das nicht sagt, was er doch sagt? Würde der Nachbar selbst den Matthäus so mißhandeln, wie ich oben gezeigt habe, daß er thut, wenn Matthäus, natürlich verstanden, mit dem Johannes zu vereinigen wäre? — Matthäus nennt die Maria Magdalena unter den Weibern, die den Leichnam Christi zu salben ausgehen, und am Grabe die

Erscheinung der Engel haben, ausdrücklich: eben das thut Marcus ausdrücklich; eben das thut Lucas ausdrücklich: und keiner von allen dreyen läßt es mit einer Sylbe vermuthen, daß sie von den übrigen Weibern, ehe sie ganz an das Grab gekommen, abgegangen. — Aber Johannes soll diesen Umstand doch haben. — Johannes? — So sagt wenigstens der Nachbar. „Daß Magdalena bey den übrigen Weibern, mit welchen „sie zum Grabe ausgieng, nicht blieb, sondern nach der Entdeckung, daß „es gröffnet sey, zurück lief, erzählt Johannes so deutlich, daß es „wirklich unbescheiden ist, ihn mit dem Matthäus in Widerspruch zu „setzen." Hier muß ich wiederum zweifeln, ob ich und der Nachbar einerley Text des Johannes haben? Unmöglich können wir ihn haben. Denn was in seinem so deutlich stehen soll, das steht in meinem gar nicht. In seinem soll deutlich stehen, „daß Magdalena bey den übrigen Weibern, mit welchen sie zum Grabe ausgieng, nicht blieb;" und in meinem steht nicht einmal, daß sie mit andern Weibern ausgegangen. Mein Johannes läßt die Magdalena ganz allein zum Grabe gehen, und weiß von keinen Begleiterinnen, die sie so übereilt, auf den ersten Anblick des eröffneten Grabes, verlassen hätte. Stünde nun in seinem Johannes nichts anders, nichts mehr: würde der Nachbar sich wohl so entscheidend ausdrücken, und seinem Gegner eine Unbescheidenheit vorwerfen, der nur Er schuldig wäre? — Doch warum nicht? — Er scheint gerade der Mann zu seyn, der sich am mausigsten macht, wenn er am wenigsten Recht hat. Mein Johannes und sein Johannes sind die nehmlichen: und der ganze Unterschied liegt nur darin, daß ich den Johannes mit blos ungetäuschten Augen, er hingegen durch die Brille seiner Harmonie lieset. In seiner Harmonie steht es, nicht im Johannes, daß Maria, so bald sie von fern das Grab eröffnet siehet, die übrigen Weiber, mir nichts dir nichts, verlassen habe, und nach der Stadt geeilet sey. Bey dem Johannes ist sie weder so unhöflich noch so unbesonnen. Oder will man sie, mit dem Dichter, lieber furchtsam als unbesonnen machen?

Und die Bewohnerin Magdala's kam, sah offen das Grabmal,
Weggewälzet den Fels, floh, riefs den andern entgegen,
Eilte zurück nach Jerusalem. Aber die Kommenden liessen
Sich nicht schrecken, und giengen heran. —

Gleich viel! Ihr Betragen ist immer gleich unbegreiflich: indem schwerlich ein Weib aus Furcht wegläuft, wo sie sieht, daß mehrere ihres Geschlechts stehen bleiben; oder auch mehr Weiber schwerlich stehen bleiben, wo sie sehen, daß Eine aus Furcht davon läuft. Aber es ist ja so sichtbar, warum Maria Magdalena eine so lächerlich furchtsame, oder eine so lächerlich unbesonnene Rolle spielen muß. Liesse man sie mit den übrigen Weibern ganz herangehen: so sähe sie mit ihnen zugleich Engel, und nach dem Johannes muß sie noch nichts, als das leere Grab gesehen haben, als sie den zwey Aposteln die erste Nachricht bringt. — Arme Magdalena! Wären die Evangelisten nichts als menschliche Geschichtschreiber: so bliebst du bey Ehren. Denn man hat noch immer einen menschlichen Geschichtschreiber lieber etwas nicht recht wissen, als eine Person, die er einführt, unnatürlich abgeschmackt handeln lassen. Aber so sind die Evangelisten göttlich; d. i. — eine schöne Göttlichkeit! — nicht sowohl das, was jeder von ihnen sagt, ist göttlich, sondern das, das ist göttlich, was wir sie alle einstimmig aus unserm hermenevtischen Sprachrohre können sprechen lassen: und du wirst darüber — arme Magdalene! — — die Harlequinin der Harmonie.

Meinen Unwillen aber über des Mannes Unverschämtheit kann ich hier kaum zurückhalten: sagt der Nachbar von meinem Ungenannten. Behüte Gott, daß meine Leser glaubten, ich selbst wäre im Stande, so etwas von meinem Nachbar zu sagen! Ich wüßte nicht, warum ich Unwillen gegen einen Mann haben sollte, mit dem ich Mitleiden habe. Und Mitleiden muß man ja wohl mit einem Manne haben, der folgendes Raisonnement für so bündig hatten kann, daß er es mit einem Trumpfe begleiten darf. „Johannes sagt klar, Jesus sey der Magdalena am Grabe erschienen, und Matthäus, er sey den Weibern auf „der Rückkehr vom Grabe begegnet. Mußte nun vernünftiger Weise nicht „erst bewiesen werden, daß Magdalena unter diesen Weibern gewesen?" — (Mußte? was braucht das erst erwiesen zu werden? Sagt es nicht Matthäus ausdrücklich? Müssen Sie nicht vielmehr beweisen, daß es Matthäus nicht sagt?) — „Dieses geschieht aber nicht, weil es nach Johann. XX, 1-18. nicht geschehen kan. — (Freylich geschieht es nicht: denn es war geschehen, so bald Matthäus schrieb. So bald Matthäus geschrieben hatte, und ehe Johannes schrieb: wem konnte es auch nur im Traume einfallen, daß Maria Magdalena unter den Weibern nicht

gewesen, unter welchen sie Matthäus zuerst nennet? und Marcus nennet; und Lucas nennet? In diesem Zeitraume war es doch wohl ausgemacht, und litte keinen Widerspruch, daß Maria Magdalena unter den Weibern gewesen, denen Christus auf dem Wege nach der Stadt erschienen war? Warum muß es denn, nur seit dem Johannes geschrieben, nicht mehr wahr seyn? — Weil es dem, was Johannes schreibt, widersprechen würde? Nun freylich. — Und nichts in den Evangelisten sich widersprechen darf? Und wir sie in allen Worten müssen vergleichen können? — Wer sagt das? Sie vergleichen, wo sie sich vergleichen lassen, ohne daß dem einen oder dem andern Weh geschieht: wer würde das nicht gern wollen? Aber sie auf Kosten eines oder mehrerer Evangelisten vergleichen, welche darüber zu nächläßigen, elenden Geschichtschreibern werden, welche darüber in Widerspruch mit sich selbst kommen, welche darüber wissendlich und vorsetzlich (wie ich erwiesen habe) Lügen niedergeschrieben haben müssen: welchem gesunden Magen ist eine solche Vergleichung nicht unverdaulicher, als alle die Widersprüche, die man damit verglichen und gehoben zu haben versichert?

„Dennoch, fährt der Nachbar fort, setzt der Ungenannte beyde Evan„gelisten in Widerspruch, wie die beyden Aeltesten in Israel, die fälschlich „wider die Susanna zeugten." — Diese Erläuterung aus der Geschichte der Susanna hat mir auch nicht gefallen. Aber warum nicht? Weil ich mich mein Tage nicht bereden können, daß Daniel die Richter nicht zu einem sehr falschen Schritte verleitet hätte, wenn sie die Aeltesten, auf den bloßen Widerspruch, in den sie fielen, verdammt hätten. Ihr eignes Bekenntniß muß dazu gekommen seyn. Der bloße Widerspruch konnte gegen sie nichts beweisen; sondern er war nur die Gelegenheit einer Ueberraschung, in der sie ihre Verleumdung gestanden. Und so, sage ich, bleibt es zwar allerdings ein eben so großer Widerspruch, wenn die nehmliche Erscheinung an zwey verschiednen Orten soll geschehen seyn, als wenn die nehmliche Sache zugleich unter einer Eiche und unter einer Linde soll vorgegangen seyn: aber derjenige, der des erstern Widerspruchs wegen, wenn er auch immer und ewig in den Evangelisten bleiben müßte, schliessen wollte, „also sind die Evangelisten Lügner, also muß man den „Evangelisten gar nichts glauben," der schließt wirklich eben so übereilt, als die Richter geschlossen haben würden, wenn sie blos darauf die Aeltesten hätten steinigen lassen, weil der eine eine Eiche für eine Linde, oder

der andre eine Linde für eine Eiche angesehen hätten, indem ihre lüstern Augen nach ganz etwas anderm sahen, als nach den Bäumen der wollüstigen Scene.

Daher mag ich dem Nachbar seinen Trumpf, der unverschämte Mann! auch kaum aufmutzen. Er sahe damit vielleicht nicht sowohl auf den Widerspruch, denn der Ungenannte zwischen dem Matthäus und Johannes fand: als auf das, was der Ungenannte aus diesem und dergleichen Widersprüchen folgern zu dürfen glaubte. Da befiel ihn denn ein heiliger Eifer; und ich bin noch sehr wohl mit ihm zufrieden, daß er in diesem heiligen Eifer nur rief, der unverschämte Mann! und nicht gar ein Gott schelte dich, Satan! ausstieß. Was unmittelbar darauf folgt, ist wenigstens so kahl, daß ein förmlicher Fluch nicht übel dazu gepaßt hätte. „Kein Christ hätte vor ihm den absurden Widerspruch, „wenn er da wäre, gesehen? Es müssen sehr stolze Leute seyn, die so „die Religion bestreiten, und sich für Generalpächter des Menschenver„standes halten." — Vors erste, lieber Nachbar, sind Sie ganz unrecht berichtet, daß dieser Widerspruch zwischen dem Matthäus und Johannes, nicht schon längst gerüget worden. Und zum andern, was wäre es denn, wenn auch das nicht wäre, und der Ungenannte ihn schlechterdings zu allererst entdeckt hätte? Es ist bis itzt in der Welt noch unendlich mehr übersehen, als gesehen worden. Nur Leute, bey denen alles so bleiben soll, wie sie es von ihrem Professor gehört haben, können sich das nicht einbilden: und diese Leute sind der Wahrheit noch viel schädlicher, als die, die Sie so sinnreich Generalpächter des Menschenverstandes, ich weiß nicht wem nach, nennen. Denn was diese gepachtet haben, das haben sie doch, und sie verkaufen es zur Zeit der Noth nur ein wenig theuer. Aber jene! Jene wollen das gar nicht in der Welt leiden, was diese nur ausschliessend gepachtet zu haben vermeynen. — Fragen Sie mich aber, lieber Nachbar, wer denn diesen Widerspruch, bey dem wir halten, vor unserm Ungenannten schon gesehen habe? So antworte ich Ihnen nur: daß Augustinus sogar schon darauf geantwortet hat. Aber freylich ganz anders geantwortet hat, als Sie. Augustinus nehmlich sagt — Lesen Sie es bey ihm selbst nach. (*) Ich würde nicht fertig, wenn ich vollends mit Ihnen in die ältesten Harmonien gehen wollte, die Sie mir so wenig zu kennen scheinen.

(*) De consensu Evangel. L. III. c. 24.

Siebenter Widerspruch.

„Bey dem Matthäus umfassen die Weiber des Auferstandenen „Füsse; beym Lucas ermuntert der Auferstandene selbst die versammelten „Eilfe, ihn zu berühren; beym Johannes befiehlt er dem Thomas, ihn „mit der Hand zu betasten: nur von der Maria Magdalena, sagt Jo„hannes, habe er sich durchaus nicht wollen berühren lassen."

Wenn sich zwey oder mehrere Evangelisten widersprechen: so bin ich, Falls ihre Vergleichung nicht nothwendig ist, falls sie nicht höchst natürlich sich ergiebt, sehr geneigt, alles so stehn zu lassen, wie es steht, und den Widerspruch lieber zuzugeben, als ihren zwar verschlissenen, aber immer noch ehrwürdigen Purpur mit meinen abstechenden Lappen zu flicken. Bey weiten aber bin ich so nachgebend nicht, wenn man mich bereden will, daß Ein Evangelist sich selbst widerspreche. Denn wie Mehrere nicht Eins sind: so ist auch Eins nicht Mehrere. Wenn der unterrichteteste, redlichste Erzähler andern, die mit ihm zugleich erzählen, nicht widersprechen soll: so muß er diesen andern, oder diese andre müssen ihm schreiben helfen; und das möchte ich nicht gern auf die Evangelisten kommen lassen. Hingegen wenn ein Geschichtschreiber sich nicht selbst widersprechen soll: so braucht er nur immer derselbe zu seyn, der er war.

Folglich, da in diesem Widerspruche nicht allein Matthäus und Lucas mit dem Johannes streiten, sondern Johannes auch mit sich selbst uneinig ist: so habe ich ihn von je her unter diejenigen gerechnet, denen mit leichter Mühe zu begegnen sey. Da nehmlich Johannes sagt, daß der Auferstandene sich den Betastungen des Thomas nicht nur nicht geweigert, sondern sie vielmehr aufgefodert; und eben dieser Johannes erzählt, daß der Auferstandene von der Maria Magdalena nicht berührt seyn wollen: so kan ich mir nicht einbilden, daß Johannes zwey widersprechende Dinge damit zu verstehen geben wollen; einmal, daß Christus durch seine Fühlbarkeit den zweifelnden Thomas überzeugen; und einmal, daß Christus durch seine Nichtfühlbarkeit die schon überzeugte Magdalena, wenn sie etwa nach ihm griffe, nicht zweifelhaft machen wollen. Denn schlechterdings hat Johannes nur eines von beiden für wahr halten können: entweder daß Christus nach seiner Auferstehung einen fühlbaren körperlichen Körper, oder einen unfühlbaren Scheinkörper gehabt habe.

Und so würde ich ganz gern dem Nachbar zugestehen, daß er auf

diesen Widerspruch geantwortet habe, wenn er weniger schnippisch und verächtlich geantwortet hätte. Aber diesen Ton kann man an einem Manne, der nicht mehr Scharfsinn, nicht mehr Gelehrsamkeit zeigt, als Er, so wenig vertragen: daß man vielmehr dadurch gereizt wird, einen Posten zu vertheidigen, den man gutwillig verlassen wollte.

Gleichwohl will ich ihm in dieser Absicht nur zu Gemüthe führen, daß seine Erklärung der Worte des Johannes, (**XX, 17.**) worauf sich seine ganze Antwort gründet, noch lange so ausgemacht nicht sey, als er glaubt. Sie ist zwar freylich die, seit 150 Jahren, fast allgemein angenommene: aber sie macht doch auch die ganze Stelle so kahl, so leer, so frostig, so komplimentenmässig, daß nicht zu verwundern, wenn das gesammte Alterthum weit etwas anderes und mehrers darinn gesucht hat. Selbst Grotius hängt noch an der alten mystischen Auslegung; und diejenigen, lieber Nachbar, sind eben nicht gleich kranke Köpfe, die diese und mehrere Auslegung der neuern für wahre Ausleerungen der ausgelegten Stellen halten.

Achter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus und Marcus, bescheidet Christus unmit„telbar nach seiner Auferstehung, sowohl durch die Engel im Grabe, als „selbst mündlich durch die rückkehrenden Weiber, seine Jünger nach Gali„läa: bey dem Lucas aber befiehlt er eben denselben, an eben dem Tage „der Auferstehung, daß sie sämmtlich in Jerusalem bleiben sollten, bis „daß der h. Geist über sie ausgegossen würde, welches am Pfingstfeste „geschah."

Auch bey diesem Widerspruche, welchen ich unter allen bisher vorgekommenen, noch am liebsten möchte beantworten können, ist merkwürdig, daß sich jeder Evangelist einzeln sorgfältig gehütet hat, darein zu verfallen. Denn wenn Jesus beides von seinen Jüngern verlangt hätte; wenn er ihnen beides zu verschiednen Zeiten befohlen hätte: so würde derjenige Evangelist, welcher das Gebot an die Jünger, nach Galiläa zu gehen, so einschärft, (Matthäus,) nicht von allen Erscheinungen zu Jerusalem schweigen, und nur der einzigen auf einem Berge in Galiläa gedenken; und derjenige Evangelist, welcher den Auferstandenen seinen Jüngern befehlen läßt, die ersten funfzig Tage nicht aus Jerusalem zu weichen, (Lucas,) würde nicht blos lauter Erscheinungen in Jerusalem

erzählen, und selbst diejenige in Jerusalem bey verschlossenen Thüren vorgehen lassen, (**XXIV, 41.**) deren eine sehr gleichförmige Johannes (**XXI, 1—13.**) am Galiläischen Meere erfolgen läßt.

Und dieses alles hat der Ungenannte so handgreiflich auseinander gesetzt: daß ich hier den Nachbar vornehmlich erwartet habe. Nicht, daß ich hoffen dürfte, er würde leisten, was noch kein Ausleger geleistet hat: sondern weil mir einfiel, daß eine blinde Henne manchmal auch ein Korn findet. Das albernste Gewäsche in den Tag hinein, hat oft Gelegenheit zu einem sehr sinnreichen Gedanken gegeben; und gar nicht witzige Leute werden oft durch dringende Verlegenheit, geschwind etwas zu ihrer Vertheidigung sagen zu müssen, sehr witzig. Hier wird, dacht ich, die blinde Henne brav scharren: und wer weiß, ob nicht gar ein hübsches Steinchen in dem aufgescharrten Miste sich befindet? Das Steinchen wäre denn für mich.

Nun dann! Hier ist das Steinchen, das die blinde Henne aufgescharret hat. Benennen mag es ein andrer: ich halte es für Krötensteinchen. Es kann aber auch ein Luchssteinchen seyn: denn hohl ist es.

Pfiffig indeß, werden manche sagen, sey mein Nachbar doch für zehn andre. Denn er begnügt sich, diesen achten Widerspruch in eigner Person nur vorzutragen, und nachdem er ihn vorgetragen, wendet sich sein bescheidnes unterrichtendes B. an das unterrichtete und ihn schon wieder unterrichtende A. mit einem W a s s a g e n S i e d a z u? Und nun sagt das A. wie folget. „Ich sage, was ich öftrer gesagt, unser Autor muß „alles durch einander werffen, wenn er Widersprüche zur Welt bringen „will. Es ist wahr, daß die Engel und Jesus selbst am Tage seiner „Auferstehung, den Weibern befahlen, seinen Jüngern zu sagen, daß sie „nach Galiläa gehen, und ihn da sehen sollten, aber es i s t n i c h t w a h r, „daß er an eben diesem Tage ihnen gebot, zu Jerusalem zu bleiben; denn „das befahl er ihnen, am Tage seiner Himmelfahrt, w i e j e d e r s i e h t, „der Ap. Gesch. **I**, 3. 4. lesen kann.

So? das ist nicht wahr? wie jeder sehen kann? — Wie froh bin ich, daß dieses A. sagt, ein Mann, der mir vom Anfange nicht gefallen, weil er ein Zweyzüngler ist. Und ein hämischer, boshafter Zweyzüngler. — Lieber Nachbar, mit was für Leuten geben Sie sich ins Gespräch! Merken Sie denn nicht, daß dieses tückische A. Sie gern in einen üblen Ruf bringen möchte? Was er da sagt, wird Ihnen Händel machen, weil Sie es mit keiner Sylbe bestrafen.

Oder ernsthafter: Ihr Pfiff, lieber Nachbar, hilft Ihnen nichts, daß Sie eine solche Antwort nicht selbst geben, sondern nur geben lassen. Sie haben zwar vielleicht einmal gehört, daß man in einer Komödie seine Personen kann sprechen lassen, wie man will, wenn es nur mit dem einmal angenommenen Charakter derselben nicht streitet; daß man sie fluchen und lügen und lästern kann lassen, so arg man will; und daß kein Mensch den Komödienschreiber dafür muß ansehen wollen. Aber Unterredungen, die zu Untersuchung der Wahrheit geschrieben werden, sind keine Komödien: und der Verfasser solcher Unterredungen muß für alles stehen, was er nicht darinn gelegentlich selbst verwirft, oder wenigstens mit einem mißbilligenden Seitenblicke bezeichnet.

Also, lieber Nachbar, was sagen Sie? den Befehl, vors erste in Jerusalem zu bleiben, habe Christus seinen Jüngern am Tage seiner Himmelfahrt gegeben, wie jeder sehen müsse, der Ap. Gesch. I, 3. 4. lesen könne? — Es ist mir unbegreiflich, wie Sie so etwas so dreist in die Welt schreiben können. Wenn die Bibeln in der Welt noch so rar wären, daß man eine von hundert Meilen her verschreiben müßte: so wäre es noch was. Aber da jeder Ihrer Leser nur die Hand ausstrecken darf, um sie auf der Unwahrheit zu ertappen — Wahrhaftig, unbegreiflich! ganz unbegreiflich!

So viel ist wahr: daß der Anfang der Apostelgeschichte bis auf den 9ten Versikel, drey verschiedne Absätze hat, die wohl ein Mann durch einander mengen könnte, der im Schlafe zu lesen gewohnt ist. Die zwey ersten Versikel enthalten einen bloßen Uebergang von dem ersten auf das zweyte Buch des Lucas, mit genauer Bemerkung, bis wie weit das erste Buch, sein Evangelium, gehe. Hierauf wiederhohlt er kürzlich, V. 3. 4. 5. was Christus in den 40 Tagen nach seiner Auferstehung gethan und gesagt: und kömmt sodann, im 6ten V. auf die ganz letzte Begebenheit seines ersten Buchs zurück, von welcher er den Faden wieder aufnimmt. Diese letzte Begebenheit ist die Himmelfahrt Christi, von welcher wir hier, V. 6. 7. 8., noch einen Umstand erfahren, den Lucas, weil er sich auf die Zukunft bezog, lieber zu Anfang des zweyten, als zu Ende des ersten Buches erzählen wollte.

Wenn nun der Befehl, daß die Jünger vors erste nicht von Jerusalem weichen sollen, in dem mittelsten Absatze vorkömmt; wenn es nichts weniger als unwidersprechlich ist, daß *συνελϑοντες* v. 6. sich auf *συναλιζομενος* v. 4. beziehet, und Lucas vielmehr im 6ten Versikel von einer

ganz andern Versammlung zu reden anfängt, als deren er im 4ten Versikel gedenkt, wo nur von einer Versammlung der Eilfe die Rede war, anstatt daß im 6ten Versikel eine weit grössere Versammlung von Jüngern zu verstehen, die bey der Himmelfahrt gegenwärtig seyn sollten; wenn es noch im geringsten nicht erwiesen ist, daß das *συναλιζομενος* v. 4. nichts als ein bloßes Zusammenbringen bedeute, und folglich die beyden ältesten Uebersetzer, der Lateinische und Syrische, die es durch convescens geben, völlig unrecht hätten; wenn sogar es höchst wahrscheinlich ist, daß Lucas mit diesem Worte eben nicht wie Xenophon sich ausdrücken, sondern vielmehr auf eine andere Stelle bey sich selbst verweisen wollen: (*) wie können Sie denn sagen, daß jeder, der Apostg. I, 3. 4. lesen könne, sehen werde, Christus habe nicht am Tage seiner Auferstehung, sondern am Tage seiner Himmelfahrt, den Jüngern befohlen, in Jerusalem vors erste zu bleiben? Ich kann doch auch lesen: und sehe das nicht. Aber freylich, ich will nicht sehen: und ganz recht; ich will mit fremden Augen nicht sehen, sondern mit meinen. — Wenn Sie sich noch begnügt hätten zu sagen, daß jener Befehl in der Apostelgeschichte nicht eben am Tage der Auferstehung gegeben zu seyn scheine: so möchte es noch hingehen; Falls er an dieser Stelle allein stünde. —

Denn kurz: wozu alles dieses Spiegelgefechte? — Ihre Versündigung ist hier weit größer, als daß Sie bloß Ihre Meynung in einer streitigen Stelle ganz offenbar finden. So was wiederfährt uns allen. Das wäre des Rügens nicht werth. Dabey kann man noch immer ein sehr ehrlicher Mann seyn. Aber, Nachbar, auch dabey: wenn man nicht allein eine streitige Stelle als nicht streitig für sich anführt, sondern noch dazu eine anderweitige, nicht im geringsten streitige Stelle, die ausdrücklich wider uns ist, wissendlich verschweigt? Auch dabey? — Ich lasse es gelten, wenn man auf dem Katheder disputirt; wo man sich nur seinem Pro loco würdig zeigen soll. Da gilt allerley Münze. Aber wenn man vor den Augen der ganzen Welt als ein unpartheyischer Untersucher der Wahrheit auftritt, der mit gutem Gewissen muß sagen können, *οὐ σπευδω νικησαι κακως, ἀλλα ζητησαι ἀληθως*: ist es auch da noch erlaubt, solche Adjunctenstreiche zu spielen?

Es hat nehmlich jener Befehl in der Apostelgeschichte, nicht allein

(*) V. Boisii Veteris Interpretis cum recentioribus Collatio, p. 347. Conf. Stockius ad l. q.

eine solche Parallelstelle, aus welcher er erklärt werden **kann**: sondern er hat sogar eine solche, aus welcher er nothwendig erklärt werden **muß**, weil es Parallelstelle des nehmlichen Verfassers ist. Der nehmliche Lucas, welcher in seiner Apostelgeschichte den Tag, da jener Befehl gegeben worden, nicht bestimmt genug ausdrückt: drückt sich in seinem Evangelio so bestimmt darüber aus, daß schlechterdings keine genauere Bestimmung der Zeit möglich ist. Denn wenn läßt er ihn da geben, jenen Befehl? Nicht in der Versammlung der Eilfe, in welcher der Auferstandene **ein Stück vom gebratnen Fische und Honigseims** aß? Und wenn war diese Versammlung? War es nicht die nehmliche, bey welcher sich die zwey Jünger, welche nach Emmaus gegangen waren, einfanden? Und wenn giengen diese Jünger nach Emmaus? War es nicht am dritten Tage nach der Kreuzigung Christi? wie sie selbst sagen. War es nicht, wie sie selbst sagen, am Abende des nehmlichen Tages, an dessen frühen Morgen die Weiber das Gesicht der Engel gesehen hatten? — Also: am Tage der Auferstehung? —

Was ist hierwieder einzuwenden? Nichts, schlechterdings nichts. Entweder hat Christus, nach dem Lucas, seinen Jüngern sogleich am Tage der Auferstehung befohlen, in Jerusalem zu bleiben: oder es ist bey allen Evangelisten nichts klar, nichts ausgemacht. Denn das Deutlichste, was sie uns irgendwo sagen, ist nichts deutlicher, als das.

„Aber, mein Gott! muß ein ehrlicher Christ denken, der unter diesen Dornen zu wandeln nie für gut befunden, „wenn schlechterdings wider „jene Stelle im Evangelio des Lucas nichts einzuwenden ist: wie helfen „sich denn gleichwohl die Harmonisten?" Wie sie können, liebe Seele. Das ist, auf die schändlichste, heilloseste, unverantwortlichste Weise. Und da dürfte ich fast meinem Nachbar eine Ehrenerklärung thun. Er ist im Grunde nichts schlimmer, als sie alle, und wenn in Gesellschaft unsinnig seyn, den Unsinn entschuldiget, so ist er hinlänglich entschuldiget. Eben die Stelle, die er hier verschweigt, hat sie längst zu einem Verfahren genöthiget, bey welchem ich eben so gern die mangelhaften Stücke eines zerrissenen Briefes, mit welchen der Wind spielet, zu meiner Bibel machen möchte. Zu einem Verfahren, welches auch nur stillschweigend billigen, zur Schande der Evangelisten laut erklären heißt, daß in ihnen überall nichts aus dem Zusammenhange zu erklären sey; daß alle ihre Nachrichten, alle von ihnen eingeschaltete Reden Christi, nichts als feuchter Sand sind, der sich nur so lange zusammenballet, als man ihn nicht reibet.

Sie sagen nehmlich: Lucas brauche in seinem Evangelio eine Anticipation, und lasse Christum daselbst etwas weit früher sagen, als er es wirklich gesagt habe; welches er selbst Apostelg. I, 3. 4. zu verstehen gebe. — Vollkommen wie Toinette der Medicus im eingebildeten Kranken! Die Weise der heiligen Lehrer, mit Luthern zu reden, die Schrift so zu erklären, daß sie helle klare Sprüche nehmen, und machen damit die dunkeln Wankelsprüche klar: diese Weise war so alt, so abgenutzt! Warum sollen sie das Herz nicht einmal verlegen? warum sollen sie, wenigstens zur Veränderung, das Ding nicht einmal umkehren, und die dunkeln Wankelsprüche nehmen, um damit in die allzuhellen allzuklaren Sprüche eine angenehme Dämmerung zu bringen?

Oder sie sagen mit andern Worten: Lucas habe, dort in seinem Evangelio, zwey Reden Christi in eine geschmolzen; zwischen dem 43ten und 44ten Versikel, die Lucas freylich mit eisern Klammern verbunden zu haben scheine, die er mit Einem Zuge der Feder geschrieben, oder in Einem Athem seinem Schreiber vorgesagt, liege nicht weniger als eine Zeit von 40 Tagen; von dem einen Versikel auf den andern mache Christus mit seinen Jüngern einen kleinen Sprung von Jerusalem bis Bethania. — Und warum nicht? Tausend Jahre sind ja vor Gott wie ein Tag: mit einer Spanne umfaßt er ja die ganze Erde. Folglich sind 40 Tage vor ihm nur wenige Secunden; folglich ist ihm der Abstand von Jerusalem bis Bethania, ein Punkt der in den andern fällt: und aus Vernachlässigung dieser wenigen Secunden, aus dieser Verwechselung der rechten Seite eines Sonnenstäubchens mit dessen linker, wagt man es, dem Lucas ein Verbrechen zu machen? — Sie wären es fähig diese Herren, ihre harmonische Mißhandlung so zu rechtfertigen. —

Wahr ist es, daß ihnen schon Tatian gewissermassen vorgegangen, als welcher den 49ten Versikel in dem letzten Kapitel des Lucas, auf eine eben so gewaltsame Art trennet, und zwischen das wiederhohlte Versprechen Christi, seinen Jüngern die Verheissung seines Vaters zu senden, und den unmittelbar darauf folgenden Befehl, in Jerusalem zu bleiben, ich weiß nicht wie viel Erscheinungen noch einschaltet, deren die andern Evangelisten gedenken. Aber wie dieses überhaupt für sie nichts beweisen, sondern nur zeigen würde, wie früh es schon Leute gegeben habe, die sich alles mit den Evangelisten erlaubet, um nur ein Ganzes aus ihnen zusammensetzen zu können, das nach ihrem Kopfe wäre: so antworte ich hierauf

noch Folgendes insbesondere. Vors erste ist noch eine große Frage, ob wir den wahren Tatian haben. Zweytens, hätten wir ihn auch, und wäre es eben derselbe, den uns Victor Capuanus aufbehalten: so ist klar, daß sein Werk nichts weniger als eine Harmonie, in dem uns gebräuchlichen Verstande dieses Wortes, ist, oder seyn soll; es ist ein bloßer Faden, auf welchen er taliter qualiter die Erzählungen der Evangelisten gereihet; es ist ein bloßes *βιβλιον συντομον*, dessen sich die gemeinen Christen in aller Einfalt bedienten. Drittens bitte ich nicht zu vergessen, daß die rechtgläubige Kirche mit der Arbeit des Tatian nur schlecht zufrieden war; nicht allein wegen verschiedner Auslassungen, die er zu Gunsten seiner Enkratischen Irrthümer machte, sondern auch wegen der Zusammensetzung des beybehaltenen und unverfälschten Textes der Evangelisten selbst. Denn Theodoret giebt ihm eine *κακουργιαν της συνθηκης* Schuld, worunter ich mir nichts anders denken kann, als daß er, wo es ihm vortheilhaft gewesen, solcher gewaltsamen Trennungen der Worte des Herrn mehrere zu machen sich unterstanden, als diese eine ist, die in dem Werke etwa noch übrig geblieben, das gegenwärtig seinen Namen führt.

Wenigstens ist gewiß, daß keiner von den nachfolgenden Kirchenvätern, weder die Trennung des 49ten Versikels, noch die Trennung des 43ten und 44ten gebilliget, und sich dadurch aus der Verlegenheit zu helffen gesucht, daß Christus an dem nehmlichen Tage seinen Jüngern in Jerusalem zu bleiben, und nach Galiläa zu gehen befohlen.

Hieronymus sicherlich nicht; dem Hedibia diesen nehmlichen achten Widerspruch meines Ungenannten zur Auflösung vorlegte. Denn Hieronymus sagt blos, daß die Erscheinungen Christi in Jerusalem für keine eigentliche Erscheinungen zu rechnen, als in welchen er nur pro consolatione timentium videbatur, et videbatur breviter, rursumque ex oculis tollebatur. In den Erscheinungen in Galiläa hingegen wäre tanta familiaritas et perseverantia gewesen, ut cum eis pariter vesceretur. Nun ist zwar freylich unbegreiflich, wie Hieronymus fortfahren, Unde et Paulus Apostolus refert, eum *quingentis simul apparuisse discipulis.* Et in Joanne legimus quod piscantibus Apostolis *in littore steterit et partem assi piscis favumque comederit:* quae verae resurrectionis indicia sunt, und unmittelbar darauf hinsetzen können: In Hierusalem autem nihil horum fecisse narratur. Denn wie war es

immer möglich, daß Hieronymus einer Bibelleserin, wie Hedibia war, so etwas schreiben konnte? Hedibia mußte nothwendig sehr sonderbare Begriffe, entweder von der Uebereinstimmung der verschiednen Exemplare des neutestamentlichen Textes, oder von der Bekanntschaft des Hieronymus mit demselben, bekommen. Der auferstandene Christus habe in Jerusalem nicht gegessen? Steht denn nicht in seinem eignen Lucas: at illi (die in Jerusalem versammelten Jünger, zu welchen die von Emmaus zurückgekehrten kamen) obtulerunt ei partem piscis et favum mellis? Folgt denn nicht auch in seinem Lucas: et cum manducasset coram eis? Wie gesagt; diese Vergeßlichkeit des Hieronymus ist mir ganz unbegreiflich: eben so unbegreiflich als es mir ist, daß sie sonst niemanden, so viel ich wüßte, vor mir aufgefallen. Dieser einzigen Stelle wegen, wenn ich Herausgeber des Hieronymus gewesen wäre, würde ich, ohne weiteres Bedenken, die ganze Antwort auf die zwölf Fragen der Hedibia, nicht bloß unter die *ἀμφιβολως νοθα*, sondern gerade zu unter die *ψευδεπιγραφα* indocta dieses Kirchenlehrers geworffen haben. Denn was kann ungelehrter für einen Ausleger der Schrift seyn, als wenn ihm die ausdrücklichen Worte derselben so wenig gegenwärtig sind? Wäre es sonst einem wohl zu verdenken, der diese Vergeßlichkeit des Hieronymus nur für angenommen ausgäbe, weil er der Hedibia nichts gescheiders zu antworten wußte? — Doch was mache ich mir für Sorge? Die Benediktiner, deren neueste Ausgabe ich nicht nachsehen kann, werden da schon andern Rath gefunden haben!

Eben so wenig, und noch weniger als Hieronymus, läßt es sich Augustinus einfallen, jenes doppelten einer den andern aufhebenden Befehls wegen, eine und eben dieselbe Rede beym Lucas halb in Jerusalem, und halb vierzig Tage hernach in Bethania halten zu lassen. Auch geht er mit Beantwortung des daraus entspringenden Einwurfs schon weit feiner zu Werke. Da nehmlich Marcus, welcher eben sowohl als Matthäus, den Befehl hat, daß die Jünger nach Galiläa gehen sollen, ganz und gar keiner Erscheinung in Galiläa gedenke; da der Engel beym Matthäus nicht gesagt habe, »praecedit vos in Galilaeam, ibi *primum* eum videbitis; aut, ibi *tantum* eum videbitis; aut, *non nisi* ibi eum videbitis, als in welchen Fällen Matthäus den übrigen Evangelisten freylich widersprechen würde; da Matthäus den Engel blos sagen lasse: *ibi eum videbitis*, nec expressum est quando id futurum esset, utrum quam

primum antequam alibi ab eis visus esset; an postea quam eum alicubi etiam praeterquam in Galilaea vidissent: so glaubt Augustinus, Christus habe zwar freylich wohl den Jüngern versprechen lassen, irgend einmal in Galiläa ihnen zu erscheinen, in der That aber liege doch in dem Befehle, daß sie ihm nach Galiläa folgen sollten, noch ganz etwas anders. Und was? Was anders als ein Mysterium, welches in der wörtlichen Bedeutung des Namens Galiläa, wie die Dotter in der Schale des Eyes, eingeschlossen liege. Galilaea namque, sagt er, interpretatur vel transmigratio, vel revelatio. Und nun nehme man das eine oder das andere: die Sache ist klar; und das praecedit vos in Galilaeam wäre genau erfüllt worden, auch wann der auferstandene Christus ganz und gar nicht nach Galiläa gekommen wäre. Denn vors erste, secundum transmigrationis sententiam; transmigrirte nicht nunmehr die Gnade Christi zu den Heiden? Vors zweyte, secundum illud, quod Galilaea interpretatur revelatio: wo sonst, als in Galiläa, offenbarte sich Christus zuerst in derjenigen Gestalt, in welcher er dem Vater gleich ist? —

Wie nüchtern! wie nüchtern! werden mir die Exegeten seit heute und gestern zurufen. — Meine Herren, es kann wohl seyn. Und obschon auch Hieronymus an einem andern Orte, (*) wo er sich vermuthlich besann, daß jene der Hedibia gegebene Antwort nicht weit reichen möchte, sogar zu einer mystischen Auslegung seine Zuflucht nimmt: die mystischen, so wie die allegorischen Auslegungen, sind freylich ein wenig nüchtern. Gleichwohl, ich muß es nur zu meiner Schande gestehen, — die nüchternste von allen mystischen und allegorischen Auflösungen unauflöslicher Knoten, dünkt mich unendlich besser, als Ihre alexandrischen, meine Herren, mit dem Schwerdte. Denn jene sind doch nur Spiele, leere Versuche: und Ihre, sind Mißhandlungen, thätige Vergehungen, die Sie, an einem blos menschlichen Schriftsteller auszuüben, sich selbst schämen würden. —

Ehe ich hierüber bittrer werde, will ich nur weiter gehen.

Neunter Widerspruch.

„Nach dem Matthäus geschieht die Erscheinung in Galiläa auf „einem Berge, dahin Christus seine Jünger beschieden hatte: nach dem

(*) Comment. in Matthaeum.

„Johannes geschieht sie am Ufer des Galiläischen Sees bey Tiberias. „Da und dort unter ganz verschiednen Umständen."

Das giebt mein Nachbar mit beiden Händen zu. Nur ist dem guten Mann sehr traurig, daß ein Mensch, der doch Berg und See unterscheiden könne, aus zwey so sichtbar verschiednen Erscheinungen lieber einen Widerspruch schmieden, als sie unterscheiden wollen.

Endlich steht einmal das Wörtchen wollen am rechten Orte. Der Ungenannte wollte nicht: weil er glaubte, nicht zu dürfen. Der Nachbar aber will: ohne sich zu bekümmern, ob er darf.

Zwar sagt der Nachbar, daß weder Matthäus noch Johannes den Ungenannten auf irgend eine Weise veranlassen können, beide Erscheinungen für eine zu halten: daß es folglich kaum werth sey, auf den ganzen Widerspruch zu antworten. Er macht hiermit auch in der That links um, marschiret ab, und schießt Victorie.

Aber, lieber Nachbar, wenn Sie von Ihrer glorreichen Expedition glücklich wieder nach Hause sind: wollen Sie wohl Folgendes in Betrachtung zu ziehen geruhen, um wenigstens ex post zu urtheilen, ob Sie sich den Sieg so leicht hätten machen sollen?

Die Erscheinung, die den Eilfen auf dem Berge geschah, ist die einzige, deren Matthäus gedenkt; deren Matthäus, zu Folge des Versprechens, welches bey ihm der auferstandene Christus seinen Jüngern thun läßt, gedenken mußte. Wäre es daher auch nur Matthäus, aus dem wir unsere Nachrichten von der Auferstehung Christi schöpfen könnten und müßten: so würde man nicht unrecht annehmen, daß diese einzige erzählte Erscheinung, auch die einzige geschehene gewesen. Ja, ich bin ganz sicher, daß sodann unsre Theologen schon längst die Gründe ausfindig gemacht hätten, warum der auferstandene Christus nicht mehr als einmal hätte erscheinen können und müssen.

Nun aber, da wir mehrere Evangelisten haben, die eben so glaubwürdig sind als Matthäus; da jene andere Evangelisten mehrere Erscheinungen berichten: so ist freylich aus dem Stillschweigen des Matthäus nicht zu schliessen, daß er damit, daß er nur einer Erscheinung gedenkt, andeuten wollen, daß es auch nur eine Erscheinung gegeben. Sondern die Sache ist nunmehr nur die, daß wir die einzige Erscheinung bey dem Matthäus unter die anderweitigen Erscheinungen so einschalten, daß weder jene anderweitige, noch diese eingeschaltete etwas dabey leiden.

Blos nach den Worten zu urtheilen, die Christus bey der galiläischen Erscheinung auf dem Berge zu seinen Jüngern redet: sollte man meynen, daß diese Erscheinung, wenn es nicht die erste und letzte gewesen, doch wenigstens die letzte gewiß gewesen seyn müsse. Denn Christus ertheilet ihnen da seine letzten Befehle, und nimmt förmlich von ihnen Abschied. Doch da wir aus dem Lucas wissen, daß die Himmelfahrt ohnfern Jerusalem, und nicht in Galiläa geschehen: und die letzte Erscheinung doch wohl die Erscheinung bey der Himmelfahrt muß gewesen seyn: so fällt die Galiläische Erscheinung irgendwo zwischen die übrigen.

Und auch dieses irgendwo läßt sich näher bestimmen: indem wir mehr als eine von den übrigen Erscheinungen angeben können, welche nothwendig vor ihr hergegangen seyn müssen. Nehmlich, nicht allein alle die einzeln Erscheinungen am Tage der Auferstehung, bey welchen Thomas nicht zugegen war; nicht allein die Erscheinung acht Tage darauf, welcher Thomas beywohnte, müssen vor ihr vorhergegangen seyn: sondern sogar die am See Tiberias, welche Johannes berichtet, kann nicht anders als früher gewesen seyn. Dieses erhellet aus Johannis **XXI, 14** unwidersprechlich, wo dieser Evangelist letztbenannte am See Tiberias ausdrücklich die dritte an der Zahl nennet; welches, da es ihm selbst widersprechen würde, wenn man es von jeder einzeln Erscheinung, die etwa nur einer oder wenigen Personen geschehen war, verstehen wollte, nothwendig nur von den solennern unter einer beträchtlichen Anzahl geschehenen Erscheinungen zu verstehen ist; dergleichen die bey verschlossenen Thüren, und diejenige, welche acht Tage darauf erfolgte, gewesen waren. Nach diesen beiden, sagt Johannes, war die am See Tiberias die dritte. Grotius hatte hier keinen glücklichen Einfall, wenn er dieses drittemal beym Johannes, auf die Zahl der Tage will gezogen haben, an welchen Christus erschienen. Denn er vergaß in dem Augenblicke, wie die Juden ihre Tage zu zählen pflegen, als wonach sich nicht sagen läßt, daß die Erscheinung bey verschlossenen Thüren, mit den Erscheinungen am Grabe an dem nehmlichen Tage geschehen wären. Fallen diese und jene aber auf zwey verschiedne Tage: so war die Erscheinung in Gegenwart des Thomas die dritte, und die am See Tiberias müßte die vierte, nicht die dritte gewesen seyn.

Mag man aber doch jenes drittemal beym Johannes verstehn und auslegen, wie man will: genug, daß die Harmonisten alle, keinen einzigen

ausgenommen, einmüthig die Erscheinung am See Tiberias vor der Erscheinung auf dem Berge vorhergehen lassen. Nun sind dieser Berg und dieser See beide in Galiläa: beide Erscheinungen sind also in Galiläa geschehen, beide sind zu Folge der Verheissung Christi geschehen, daß er seinen Jüngern daselbst sichtbar werden wolle. Und das, lieber Nachbar, sehen Sie, das macht die Schwierigkeit, aus welcher nach der Meynung des Ungenannten, und auch ein wenig nach meiner, bey aufrichtiger Entwicklung, nichts geringers als ein formeller Widerspruch erwächst.

Denn lassen Sie uns doch nur die Erscheinung auf dem Berge etwas genauer erwägen. Derjenige Evangelist, (Matthäus,) bey dem der auferstandene Christus seinen Jüngern zweymal befehlen läßt, unverzüglich nach Galiläa zu gehen, wo *sie ihn sehen* würden ist, wie gesagt, der einzige, der dieser Erscheinung auf dem Berge gedenkt: ist der, der sonst durchaus keiner andern Erscheinung gedenkt; ist der, der dieser Erscheinung mit dem Zusatze gedenkt, daß eben auf diesen Berg sie *Christus beschieden*. Gesetzt nun aber auch, daß dieser Zusatz, *dahin sie Christus beschieden hatte*, sich nicht auf den Berg, sondern blos auf Galiläa bezöge: so bleibt doch noch immer, auch ohne diesen Zusatz, die Erscheinung auf dem Berge die *anberaumte* Erscheinung; und muß folglich, wenn ich schon nicht sage, die erste von allen Erscheinungen überhaupt, aber doch ganz gewiß die erste von allen Galiläischen Erscheinungen gewesen seyn. Das ist nothwendig; das ist unwidersprechlich: oder Matthäus (man merke das wohl!) Matthäus, der zu allererst schrieb, der nicht wissen konnte, was und wie viel der h. Geist nach ihm durch andere Evangelisten würde ergänzen, würde berichtigen lassen, Matthäus hat als Einer geschrieben, in dem nicht ein Funken Menschenverstandes glimmet. Denn so, wie kein vernünftiger Mensch mit seinen Freunden eine zweyte, dritte Zusammenkunft verabredet und anberaumet, ohne zu wissen, wo und wenn die erste geschehen soll: so kann auch kein vernünftiger Geschichtschreiber von Anberaumung einer Zusammenkunft sprechen, und in Erfolg dieser Anberaumung, ich weiß nicht welcher zweyten, dritten Zusammenkunft gedenken, ohne von der, welche die erste und nächste nach der Anberaumung gewesen, ein Wort zu erwähnen.

Ist es aber nothwendig, lieber Nachbar, daß die Erscheinungen auf dem Berge, die erste Galiläische Erscheinung muß gewesen seyn; ist es zugleich ausgemacht, daß dem ungeachtet die Erscheinung an dem See

Tiberias, dem sogenannten Galiläischen Meere, vor jener Erscheinung vorhergegangen: nun so haben wir ja zwey erste Galiläische Erscheinungen.

Zwey erste! — — Zwey gar? Ey, lieber Nachbar, was ist denn das, zwey erste? Ist es ein Räthsel? oder ist es ein Widerspruch? Mir ist es nur ein Räthsel. Dem Ungenannten war es ein Widerspruch. Und Ihnen, Nachbar? O! Ihnen ist es weder das eine, noch das andre. Ihnen sind zwey erste, zwey erste! Sie können nichts, als den Mann beklagen, der zwey so verschiedne Zwey lieber in Widerspruch stellen, als trennen will. Die Kleinigkeit, daß sowohl das eine als das andre von diesen Zwey, in einem und eben demselben Betracht das erste seyn soll, ist ja so eine Kleinigkeit! —

Mehr will ich hierüber nicht sagen. Wer gewisse Dinge nicht sogleich fühlt, dem sind sie auf keine Weise fühlbar zu machen. Der

Zehnte Widerspruch

ohnedem, ist mit dem neunten so genau verbunden, daß ich bey Gelegenheit seiner noch alles nachhohlen könnte, was ich etwa bisher beyzubringen vergessen hätte. Ja, er ist, dieser zehnte Widerspruch, nichts als die fernere stückweise Auseinandersetzung des Neunten. Und dieser Stücke macht der Ungenannte besonders drey, in welchen alle seine erkannten Widersprüche sehr leicht zu rechtfertigen sind, nachdem wir in dem Vorigen den Hauptgrund derselben gesichert haben.

Nehmlich; wenn der Ungenannte berechtigt gewesen ist, die Erscheinung auf dem Berge, und die Erscheinung am Meere in Galiläa, für einerley Erscheinung zu halten, die nur, durch die immer wachsenden Abweichungen der mündlichen Erzählung in den ersten dreyßig bis vierzig Jahren, zu solcher Verschiedenheit gediehen; (er war zu dergleichen aber dadurch berechtiget, weil die Erscheinung auf dem Berge, als die anberaumte Erscheinung, nothwendig die erste, wenigstens die erste in Galiläa seyn mußte, und gleichwohl die Erscheinung am Galiläischen Meere, nach der Rechnung des Johannes, noch vor jene fällt:) so ist er allerdings auch berechtigt gewesen, darin einen Widerspruch zu finden, daß Matthäus die Galiläische Erscheinung zur ersten macht, Johannes aber vor selbiger zwey Erscheinungen zu Jerusalem vorhergehen läßt.

Nun hätte ich, meines Theils, hierauf blos geantwortet, daß Johannes die Erscheinungen überhaupt zähle, Matthäus aber nur die erste

und vornehmste Erscheinung in Galiläa namhaft mache; als welches nach seiner einmal gemachten Anlage genug war. Doch mein Nachbar weiß den Aal ganz anders zu fassen; weil Matthäus, sagt er, kein Protocoll abgeschrieben habe, weil er nur der einen Erscheinung erwähne, weil er (Er, der erste Evangelist!) nicht für nöthig gehalten, seinen Lesern von mehrern etwas zu melden: so sey aus ihm überhaupt nicht zu schließen, in welcher Ordnung die Erscheinung auf dem Berge gefolgt sey. Freylich; Ordnung ist nur unter den Mehrern; aber Eines, was aus diesen geordneten Mehrern herausgerissen wird, muß doch noch immer Merkmale seines gehabten Platzes behalten, oder man hat, auf eine höchst unvorsichtige Art, dieses Eine für das Einzige erklärt. Auch hat Matthäus seiner einen Erscheinung noch immer jene Merkmale gelassen; indem er sagt, daß es die anberaumte gewesen. Nur die Harmonisten halten für gut, auf diese seine Anberaumung gar nicht zu achten, und ihn die erste die beste Erscheinung aus dem Glückshafen greifen zu lassen. Mein weltkluger Nachbar will ein Gleichniß aus der neuesten Geschichte geben, und sagt: „Es kömmt die Rede auf den letzten Krieg, ich erwähne „besonders der Schlacht bey Roßbach: erkläre ich sie dadurch für die erste „oder letzte?" Ey nicht doch! Sie könnten so einen Fehler machen! Aber, lieber Nachbar, wenn Ihnen ein andrer den ganzen letzten Preußischen Krieg in folgendem Epitome erzählen wollte, „(Der König, nach„dem er fast aus allen seinen Staaten vertrieben war, hatte sich die vor„nehmsten seiner Feinde, die Franzosen und Reichstruppen, nach Sachsen „wie bestellt. Sie kamen voll Uebermuths und Spottes, als hätten sie „den Sieg schon in Händen. Aber, wie ein Donnerstrahl aus hellem „Himmel, überfiel er sie bey Torgau. Da erkannten sie wieder, mit „wem sie zu thun hatten, und machten Friede; etliche aber blieben noch „seine Feinde:)" was würden Sie von einem solchen Erzähler wohl denken? Würden Sie ihn auch durchhelfen wollen, wie Sie den Matthäus durchzuhelfen suchen? Denn gerade ein solcher Erzähler wäre, nach Ihrer Auslegung, Matthäus. Er ließe Christum seine Jünger nach Galiläa bestellen, wo sie ihn sehen würden: und hierauf verschwiege er nicht allein, daß, ungeachtet dieser Bestellung, er ihnen erst an andern Orten mehrmalen erschienen sey; sondern gedächte auch nicht einmal seiner ersten Erscheinung dort in Galiläa; gedächte anstatt der ersten, wenigstens anstatt der frühern, welches die am Ufer der See gewesen, einer spätern,

und wer weiß wie viel spätern, auf einem Berge! — Aber, Gott Lob, daß Matthäus nur nach Ihrer Auslegung, lieber Nachbar, ein so abgeschmackter Erzähler ist! Nur nach der Auslegung der abgeschmackten Harmonisten, ein so abgeschmackter Erzähler! Man bleibe ihm mit diesen vom Leibe: und er erzählt als ein planer gesunder Mann, dessen Erzählung wohl unrichtig seyn kann, aber ungereimt doch wahrlich nicht ist.

Eben so ist es mit den übrigen Umständen beschaffen. Matthäus und Johannes widersprechen sich offenbar in jedem derselben, sobald man annehmen muß, daß die Erscheinungen am See Tiberias und auf dem Berge, ursprünglich nur eine Erscheinung gewesen.

Umsonst schreyen Sie, lieber Nachbar, so laut und so oft: „Aber „wer heißt euch das annehmen? Aber könnt ihr denn nicht zwey zählen? „Wer hier nicht Zwey zählen kann, muß nicht wollen!" — Gott erbarms! wir wollten gern: aber wie können wir? Wie können wir Zwey zählen, da wir nicht wissen, wo wir anfangen sollen? nicht wissen, welches wir Eins nennen sollen? Will ich die Erscheinung an dem See, mit dem Johannes, Eins nennen; so ruft die Erscheinung auf dem Berge: „Nein, ich bin Eins, oder mein Gewährsmann Matthäus war „blödsinnig. Will ich nun diese Eins nennen; so ruft mir Johannes „entgegen: darfst du mich Lügen strafen? Glaubst du, daß ich nicht drey „zählen kann?" — So werden wir ewig von einer Seite zu der andern geworfen; zählen ewig Eins und Eins: und kommen in alle Ewigkeit nicht bis auf Zwey.

Wie bewundre ich Sie, lieber Nachbar! wie bewundre ich Sie! Sie können Zwey zählen: und was das Sonderbarste ist, können mit dem nehmlichen Zahlpfennige, in die Hand eines jeden Kindes, zwey zählen! — Ist das Kind artig: so lächelt es, und schweigt. —

Und schweigt. — O daß ich nicht auch so artig gewesen bin, wie dieses Kind! daß ich nicht auch jeden neuen Druck des nehmlichen Zahlpfennigs für einen neuen Zahlpfennig mehr, lächelnd hingenommen und geschwiegen habe!

Doch diese Reue kömmt zu spät: auch ist das Uebel, unter dessen Gefühl sie mich am meisten nagen könnte, überstanden; ich bin fertig. Ich bin fertig: fertig mit Vertheidigen und Beantworten. Nicht zwar fertig, mit Vertheidigung meines ganzen Ungenannten, der ich weit entfernt bin, mich zu unterziehen; nicht zwar fertig, mit Beantwortung der

ganzen Schrift meines Nachbars, die ich nicht einmal ganz lesen mögen: aber doch fertig mit Vertheidigung dessen, was ich von den Fragmenten des Ungenannten zu dem Meinigen gemacht habe; aber doch fertig mit Beantwortung dessen, was in den Unterredungen meines Nachbars gegen das gerichtet ist, wovor ich mit dem Ungenannten für einen Mann zu stehen, mir einfallen lassen.

Gott verhüte! daß ich mich mit diesem auf ein Mehrers einlassen sollte, was mir etwa, selbst bey der flüchtigen und nur mich betreffende Dinge suchenden Durchlesung, als contraband aufgestoßen wäre. Er behalte, z. E. was er von der gänzlichen Unwissenheit eines geistlichen Meßias sagt, in welcher die Apostel bey Lebzeiten Christi schlechterdings gestanden, unangefochten! Er behalte unangefochten, was er von dem spöttischen Unglauben der versammelten Jünger sagt, als die von Emmaus zu ihnen eintreten! Er kitzele sich an so scandalösen Albernheiten immerhin: und freue sich, mit dem muthwillig ausgebrochenen und zerschlagenen Schlußsteine eines wichtigen Bogens, unbedeutende Lücken zugemauert zu haben! Was geht es mich an? Ich will fertig seyn, und bin fertig.

Habe ich aber meine Musse, auch so schon, nicht zum Besten angewandt: was thut das? Wer weiß, ob ich sie mit etwas andern nicht noch schlechter angewandt hätte? Mein Vorsatz war es wenigstens, sie gut anzuwenden. Meine Ueberzeugung war es wenigstens, daß ich sie so gut anwenden könne. Ich überlasse es der Zeit, was meine aufrichtig gesagte Meynung wirken soll und kann. — Vielleicht *soll* sie so viel nicht wirken, als sie wirken *könnte*. Vielleicht soll, nach Gesetzen einer höhern Haushaltung, das Feuer noch lange so fortdampfen, mit Rauch noch lange gesunde Augen beissen, ehe wir seines Lichts und seiner Wärme zugleich geniessen können. — Ist das: so verzeihe Du, ewige Quelle aller Wahrheit, die allein weiß, wenn und wo sie sich ergiessen soll, einem unnütz geschäftigen Knechte! Er wollte Schlamm dir aus dem Wege räumen. Hat er Goldkörner unwissend mit weggeworfen: so sind deine Goldkörner unverloren!

* * *   * * *   * * *

Nach diesem unwillkührlichen Ausbruche meiner innigsten Empfindung, darf ich ruhig auf den Schlamm zurücksehen, den ich hier zu Hauffe geführt habe.

Auf diesen Schlamm, auf diesen Schlamm, großer Gott! wenn auch einige Goldkörner darunter wären, versetzt trotzig und keck mein Nachbar das vollendete Gebäude seines Glaubens!

Denn hier muß ich meinen Leser an die obigen Standorte erinnern, auf welchen mein Ungenannter, und ich, und mein Nachbar halten. An meines Ungenannten zu voreiliges auch darum; an mein bescheidenes obschon; an meines Nachbars dreistes denn.

Welch ein Mann, mein Nachbar! welch ein Christ! Die Widersprüche, aus welchen mein Ungenannter zu viel schloß; die Widersprüche, die ich der Wahrheit unbeschadet zugebe: diese Widersprüche — Nein, nicht diese Widersprüche — die Antworten, die glücklichen Antworten, die sein Scharfsinn so sonder alle Mühe auf diese Widersprüche fand, — diese seine, — wie man will, — kunstlosen oder kunstreichen Antworten, — was spott ich? — Diese eckeln Mißgeburten seines eigenen Gehirnes — deren man freylich den langen Tag über nicht so viele ersäufen kann, als er die folgende Nacht wieder auszubrüten im Stande ist: sind das, was seine Ueberzeugung an der Gewißheit der Auferstehung Christi vollendet hat. (*) Zwar zweifelte er nie an diesem großen Vorfalle: aber doch nach dem Angriffe meines Ungenannten, nachdem ihm dieser Gelegenheit gegeben, schärfer zuzusehen, und mit Bewunderung zu bemerken, wie auch in anscheinenden Kleinigkeiten die Evangelisten so genau sind: wie weit stärker und fester ist sein Glaube geworden! (**) Und nun sage man mir noch mehr, daß die Einwürfe der Ungläubigen nichts Gutes stiften!

Gott! Gott! worauf können Menschen einen Glauben gründen, durch den sie ewig glücklich zu werden hoffen!

Nur noch ein Wort von mir selbst: und ich schließe. — Ich fühle es sehr wohl, daß mein Blut anders umfleußt itzt, da ich diese Duplik (***)

(*) Unterr. S. 1. (**) S. 76.

(***) Duplik: nicht Replik. Denn die Evangelisten und mich, halte ich für den angeklagten Theil. Die Anklage erhob mein Ungenannter mit der unbilligen Aeusserung, daß wegen einiger Widersprüche in Kleinigkeiten, den Evangelisten aller Glaube abzusprechen sey. Hierauf ließ ich mich in meinen Gegensätzen ein, und antwortete ohne Umschweif, was ich für die kürzeste und unfehlbarste Antwort hielt. Diese Antwort mißfiel meinem Nachbar, der sie vermuthlich mehr für eine verdeckte hämische Bestätigung der Anklage als für eine Antwort hielt. Er wollte lieber eine alte verschrieene Waare das 999ste mal wieder zu Markte bringen, als aus dem Magazine eine frische hohlen, die mehr Abgang fände. Aber dafür erkläre

ende, als da ich sie anfieng. Ich fieng so ruhig an, so fest entschlossen, alles, was ich zu sagen habe, so kalt, so gleichgültig zu sagen, als ich bin, wenn ich auf meinen Spaziergängen, vor langer Weile, Schritte zähle. Und ich ende so bewegt, kann es so wenig in Abrede seyn, daß ich vieles so warm, so theilnehmend gesagt habe, als ich mich schämen würde, in einer Sache meines einzigen Halses zu sprechen. Besonders wollte ich durchaus nicht über das Edle oder Unedle, über das Moralische oder Unmoralische gewisser Hiebe und Stöße meines Kampfspaares urtheilen: und habe es doch gethan. Ich wollte blos die Gründe dieses Urtheils meinen Leser beyläufig abnehmen lassen: und habe ihm das Urtheil selbst oft wörtlich vorgesprochen. Was soll ich thun? Mich entschuldigen? Mit der albernen Mine eines unausgelernten Heuchlers um Vergebung bitten? Versprechen, daß ich ein andermal besser auf meiner Hut seyn wolle?

Kann ich das? Ich versprechen? — Ja, ja; ich verspreche: — mir es nie wieder auch nur vorzunehmen, bey gewissen Dingen kalt und gleichgültig zu bleiben. Wenn der Mensch bey dem, was er deutlich für Mißhandlung der Vernunft und Schrift erkennet, nicht warm und theilnehmend werden darf: wenn und wo darf er es denn?

ich nun auch seine Antwort laut für eben das, wofür er meine stillschweigend erklärt hat: für Anklage der Evangelisten mehr, für nur anders gewandte, aber auf das Nehmliche hinauslaufende Anklage, als für Antwort. Und das ist sie auch wirklich: indem es ihm damit nicht um die Glaubwürdigkeit jedes einzeln Evangelisten, sondern blos um die Glaubwürdigkeit einer gewissen Harmonie eigner Schöpfung zu thun ist, die, wenn sie erwiesen wäre, die Evangelisten gerade noch verdächtiger machen würde, als sie der Ungenannte zu machen weder Fug noch Willen gehabt hat. Also Duplik!

Eine Parabel.

—— quae facilem ori paret bolum.
Etymologista vetus.

Nebst einer kleinen Bitte, und einem eventualen Absagungsschreiben

an den Herrn Pastor Goeze, in Hamburg. (1)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

Ehrwürdiger Mann!

Ich würde ehrwürdiger Freund sagen, wenn ich der Mensch wäre, der durch öffentliche Berufung auf seine Freundschaften ein günstiges Vorurtheil für sich zu erschleichen gedächte. Ich bin aber vielmehr der, der durchaus auf keinen seiner Nächsten dadurch ein nachtheiliges Licht möchte fallen lassen, daß er der Welt erzählet, er stehe, oder habe mit ihm in einer von den genauern Verbindungen gestanden, welche die Welt Freundschaft zu nennen gewohnt ist. —

Denn berechtiget wäre ich es allerdings, einen Mann Freund zu nennen, der mir mit Verbindlichkeit zuvor gekommen ist; den ich auf einer Seite habe kennen lernen, von welcher ihn viele nicht kennen wollen; dem ich noch Verbindlichkeit habe, wenn es auch nur die wäre, daß seine Wächterstimme noch meines Namens schonen wollen.

Doch, wie gesagt, ich suche, blos durch meine Freunde, eben so wenig zu gewinnen, als ich möchte, daß sie durch mich verlieren sollten.

Also nur, Ehrwürdiger Mann! Ich ersuche Sie, die Güte zu haben, nachstehende Kleinigkeit in einige Ueberlegung zu ziehen. Besonders aber dringe ich darauf, sich über die beygefügte Bitte nicht blos als Polemiker, sondern als rechtschaffener Mann und Christ, auf das baldigste zu erklären ꝛc.

Die Parabel.

Ein weiser thätiger König eines großen großen Reiches, hatte in seiner Hauptstadt einen Pallast von ganz unermeßlichem Umfange, von ganz besonderer Architektur.

Unermeßlich war der Umfang, weil er in selbem alle um sich versammelt hatte, die er als Gehülfen oder Werkzeuge seiner Regierung brauchte.

Sonderbar war die Architektur: denn sie stritt so ziemlich mit allen angenommenen Regeln; aber sie gefiel doch, und entsprach doch.

Sie gefiel: vornehmlich durch die Bewunderung, welche Einfalt und Größe erregen, wenn sie Reichthum und Schmuck mehr zu verachten, als zu entbehren scheinen.

Sie entsprach: durch Dauer und Bequemlichkeit. Der ganze Pallast stand nach vielen vielen Jahren noch in eben der Reinlichkeit und Vollständigkeit da, mit welcher die Baumeister die letzte Hand angelegt hatten: von aussen ein wenig unverständlich; von innen überall Licht und Zusammenhang.

Was Kenner von Architektur seyn wollte, ward besonders durch die Aussenseiten beleidiget, welche mit wenig hin und her zerstreuten, großen und kleinen, runden und viereckten Fenstern unterbrochen waren; dafür aber desto mehr Thüren und Thore von mancherley Form und Größe hatten.

Man begriff nicht, wie durch so wenige Fenster in so viele Gemächer genugsames Licht kommen könne. Denn daß die vornehmsten derselben ihr Licht von oben empfiengen, wollte den Wenigsten zu Sinne.

Man begriff nicht, wozu so viele und vielerley Eingänge nöthig wären, da ein großes Portal auf jeder Seite ja wohl schicklicher wäre, und eben die Dienste thun würde. Denn daß durch die mehrern kleinen Eingänge ein jeder, der in den Pallast gerufen würde, auf dem kürzesten und unfehlbarsten Wege, gerade dahin gelangen solle, wo man seiner bedürfe, wollte den wenigsten zu Sinne.

Und so entstand unter den vermeynten Kennern mancherley Streit, den gemeiniglich diejenigen am hitzigsten führten, die von dem Innern des Pallastes viel zu sehen, die wenigste Gelegenheit gehabt hatten.

Auch war da Etwas, wovon man bey dem ersten Anblicke geglaubt hätte, daß es den Streit nothwendig sehr leicht und kurz machen müsse; was ihn aber gerade am meisten verwickelte, was ihm gerade zur hartnäckigsten Fortsetzung die reichste Nahrung verschaffte. Man glaubte nehmlich verschiedne alte Grundrisse zu haben, die sich von den ersten Baumeistern des Pallastes herschreiben sollten: und diese Grundrisse fanden sich mit Worten und Zeichen bemerkt, deren Sprache und Charakteristik so gut als verloren war.

Ein jeder erklärte sich daher diese Worte und Zeichen nach eignem Gefallen. Ein jeder setzte sich daher aus diesen alten Grundrissen einen beliebigen Neuen zusammen; für welchen Neuen nicht selten dieser und jener sich so hinreißen ließ, daß er nicht allein selbst darauf schwor, sondern auch andere darauf zu schwören, bald beredete, bald zwang.

Nur wenige sagten: „was gehen uns eure Grundrisse an? Dieser oder ein andrer: sie sind uns alle gleich. Genug, daß wir jeden Augenblick erfahren, daß die gütigste Weisheit den ganzen Pallast erfüllet, und daß sich aus ihm nichts, als Schönheit und Ordnung und Wohlstand auf das ganze Land verbreitet."

Sie kamen oft schlecht an, diese Wenigen! Denn wenn sie lachenden Muths manchmal einen von den besondern Grundrissen ein wenig näher beleuchteten, so wurden sie von denen, welche auf diesen Grundriß geschworen hatten, für Mordbrenner des Pallastes selbst ausgeschrien.

Aber sie kehrten sich daran nicht, und wurden gerade dadurch am geschicktesten, denjenigen zugesellet zu werden, die innerhalb des Pallastes arbeiteten, und weder Zeit noch Lust hatten, sich in Streitigkeiten zu mengen, die für sie keine waren.

Einsmals, als der Streit über die Grundrisse nicht sowohl beygelegt,

als eingeschlummert war, — einsmals um Mitternacht erscholl plötzlich die Stimme der Wächter: Feuer! Feuer in dem Pallaste.

Und was geschah? Da fuhr jeder von seinem Lager auf; und jeder, als wäre das Feuer nicht in dem Pallaste, sondern in seinem eignen Hause, lief nach dem Kostbarsten, was er zu haben glaubte, — nach seinem Grundrisse. „Laßt uns den nur retten! dachte jeder. Der Pallast kann dort nicht eigentlicher verbrennen, als er hier stehet!"

Und so lief ein jeder mit seinem Grundrisse auf die Straße, wo anstatt dem Pallaste zu Hülfe zu eilen, einer dem andern es vorher in seinem Grundrisse zeigen wollte, wo der Pallast vermuthlich brenne. „Sieh, Nachbar! hier brennt er! Hier ist dem Feuer am besten beyzu„kommen. — Oder hier vielmehr, Nachbar; hier! — Wo denkt ihr beide „hin? Er brennt hier! — Was hätt es für Noth, wenn er da brennte? „Aber er brennt gewiß hier! — Lösch ihn hier, wer da will. Ich lösch „ihn hier nicht. — Und ich hier nicht. — Und ich hier nicht!" —

Ueber diese geschäftigen Zänker hätte er denn auch wirklich abbrennen können, der Pallast; wenn er gebrannt hätte. — Aber die erschrocknen Wächter hatten ein Nordlicht für eine Feuersbrunst gehalten.

Die Bitte.

Ein andres ist ein Pastor: ein andres ein Bibliothekar. So verschieden klingen ihre Benennungen nicht: als verschieden ihre Pflichten und Obliegenheiten sind.

Ueberhaupt denke ich, der Pastor und Bibliothekar verhalten sich gegen einander, wie der Schäfer und der Kräuterkenner.

Der Kräuterkenner durchirret Berg und Thal, durchspähet Wald und Wiese, um ein Kräutchen aufzufinden, dem Linneus noch keinen Namen gegeben hat. Wie herzlich freuet er sich, wenn er eines findet! Wie unbekümmert ist er, ob dieses neue Kräutchen giftig ist, oder nicht! Er denkt, wenn Gifte auch nicht nützlich sind — (und wer sagt es denn, daß sie nicht nützlich wären?) — so ist es doch nützlich, daß die Gifte bekannt sind.

Aber der Schäfer kennt nur die Kräuter seiner Flur; und schätzt

und pflegt nur diejenigen Kräuter, die seinen Schafen die angenehmsten und zuträglichsten sind.

So auch wir, ehrwürdiger Mann! — Ich bin Aufseher von Bücherschätzen; und möchte nicht gern der Hund seyn, der das Heu bewacht: ob ich schon freylich auch nicht der Stallknecht seyn mag, der jedem hungrigen Pferde das Heu in die Rauffe trägt. Wenn ich nun unter den mir anvertrauten Schätzen etwas finde, von dem ich glaube, daß es nicht bekannt ist: so zeige ich es an. Vors erste in unsern Katalogen; und dann nach und nach, so wie ich lerne, daß es diese oder jene Lücke füllen, dieses oder jenes berichtigen hilft, auch öffentlich: und bin ganz gleichgültig dabey, ob es dieser für wichtig, oder jener für unwichtig erkläret, ob es dem einen frommet, oder dem andern schadet. Nützlich und verderblich, sind eben so relative Begriffe, als groß und klein.

Sie hingegen, Ehrwürdiger Mann, würdigen alle litterarischen Schätze nur nach dem Einflusse, den sie auf Ihre Gemeinde haben können, und wollen lieber zu besorglich als zu fahrläßig seyn. Was geht es Sie an, ob etwas bekannt, oder nicht bekannt ist? wenn es nur Einen auch von den Kleinsten ärgern könnte, die Ihrer geistlichen Aufsicht anvertrauet sind.

Recht gut! Ich lobe Sie darum, Ehrwürdiger Mann. Aber weil ich Sie lobe, daß Sie Ihre Pflicht thun: so schelten Sie mich nicht, daß ich die meinige thue; — oder, welches einerley ist, zu thun glaube.

Sie würden vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der bewußten Fragmente den geringsten Antheil hätten. — Ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern: aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern. Am allerwenigsten deswegen, daß ich gethan habe, was verständige Christen itzt wünschen, daß es die alten Bibliothekare zu Alexandria, zu Cäsarea, zu Constantinopel, mit den Schriften des Celsus, des Fronto, des Porphyrius, wenn sie es hätten thun können, möchten gethan haben. Um die Schriften des letztern, sagt ein Mann, der sich auf solche Dinge verstehet, gäbe itzt mancher Freund der Religion gern einen frommen Kirchenvater hin.

Und ich hoffe ja nicht, Ehrwürdiger Mann, daß Sie sagen werden: „jene alten Feinde der Religion hätten es allerdings verdient, daß ihre „Schriften sorgfältiger wären aufbehalten worden. Aber wozu der Neuern „ihre aufbewahren, die nach siebzehnhundert Jahren doch nichts Neues „sagen könnten?

Wer weiß das, ohne sie gehört zu haben? Wer von unsern Nachkommen glaubt das, ohne es zu sehen? Dazu bin ich der festen Meynung, daß Welt und Christenthum noch so lange stehen werden, daß in Betracht der Religion die Schriftsteller der ersten zwey Tausend Jahre nach Christi Geburth, der Welt eben so wichtig seyn werden, als uns itzt die Schriftsteller der ersten zwey Hundert Jahre sind.

Das Christenthum geht seinen ewigen allmäligen Schritt: und Verfinsterungen bringen die Planeten aus ihrer Bahn nicht. Aber die Sekten des Christenthums sind die Phases desselben, die sich nicht anders erhalten können, als durch Stockung der ganzen Natur, wenn Sonn und Planet und Betrachter auf dem nehmlichen Punkte verharren. Gott bewahre uns vor dieser schrecklichen Stockung!

Also, ehrwürdiger Mann: mißbilligen Sie es wenigstens weniger hart, daß ich ehrlich genug gewesen, eben sowohl sehr unchristliche Fragmente, als eine sehr christliche Schrift des Berengarius, von ihrem Untergange zu retten, und an das Licht zu bringen.

Doch das ist die Bitte noch nicht, ehrwürdiger Mann, die ich Ihnen zu thun habe. Ich bitte von gewissen Leuten nichts, was ich nicht allenfalls auch Recht hätte, von ihnen zu fodern. Und mit dieser Bitte allerdings können Sie es halten, wie Sie wollen.

Sondern meine eigentliche Bitte ist der Art, daß Sie die Gewährung derselben mir nicht wohl verweigern können. Sie haben mir Unrecht gethan; und einem ehrlichen Manne ist nichts angelegener, als Unrecht, welches er nicht thun wollen, und doch gethan, wieder gut zu machen.

Es besteht aber dieses mir zugefügte Unrecht darinn, daß Sie eine von mir geschriebene Stelle ganz wider ihren Zusammenhang zu commentiren, das Unglück gehabt. Ihr Kopf war eben wärmer, als helle. Ich erkläre mich an einem Gleichniße.

Wenn ein Fuhrmann, der in einem grundlosen Wege mit seinem schwerbeladenen Wagen festgefahren, nach mancherley vergeblichen Versuchen, sich los zu arbeiten, endlich sagt, wenn alle Stränge reissen, so muß ich abladen: wäre es billig, aus dieser seiner Rede zu schliessen, daß er gern abladen wollen, daß er mit Fleiß die schwächsten mürbesten Stränge vorgebunden, um mit guter Art abladen zu dürfen? Wäre der Befrachter nicht ungerecht, der aus diesem Grunde die Vergütung alles

Schadens, selbst alles innern von aussen unmerklichen Schadens, an welchem eben sowohl der Einpacker Schuld könnte gehabt haben, von dem Fuhrmanne verlangen wollte?

Dieser Fuhrmann bin ich: dieser Befrachter sind Sie, ehrwürdiger Mann. Ich habe gesagt, wenn man auch nicht im Stande seyn sollte, alle die Einwürfe zu heben, welche die Vernunft gegen die Bibel zu machen, so geschäftig ist: so bliebe dennoch die Religion in den Herzen derjenigen Christen unverrückt und unverkümmert, welche ein inneres Gefühl von den wesentlichen Wahrheiten derselben erlangt haben. Dieses zu unterstützen, schrieb ich die Stelle nieder, die eine so unmilde Ausdehnung von Ihnen erdulden müssen. Ich soll und muß gesagt haben, daß auf diese Einwürfe gegen die Bibel sich schlechterdings nichts antworten lasse; daß es nur umsonst sey, darauf antworten zu wollen. Ich soll und muß die letzte unfehlbare Zuflucht des Christen dem Theologen, je eher je lieber zu nehmen, angerathen haben; damit ein schwacher, aber großsprecherischer Feind desto eher das Feld behaupten könne.

Das ist nicht die wahre Vorstellung meiner Gedanken, ehrwürdiger Mann. Gleichwohl kann es bey Ihnen auch nicht Vorsatz gewesen seyn, eine so falsche Vorstellung meiner Gedanken zu machen. Sie waren, in Zuversicht auf Ihre gute Sache, die Sie auch von mir angegriffen zu seyn vermeynten, zu hastig: Sie übereilten sich.

Ehrwürdiger Mann, die sich am leichtesten übereilen, sind nicht die schlechtesten Menschen. Denn sie sind größten Theils eben so fertig, ihre Uebereilung zu bekennen; und eingestandene Uebereilung ist oft lehrreicher, als kalte überdachte Unfehlbarkeit.

Sonach erwarte ich denn auch von Ihnen, ehrwürdiger Mann, daß Sie, in einem der nächsten Stücke Ihrer freywilligen Beyträge, eine so gut als freywillige Erklärung zu thun, nicht ermangeln werden; des Inhalts: daß allerdings noch ein gewisser Gesichtspunkt übrig sey, in welchem meine von Ihnen angegriffene Stelle sehr unschuldig erscheine; daß Sie diesen Gesichtspunkt übersehen; daß Sie weiter keine Ursache haben, diesen übersehenen Gesichtspunkt, nachdem Sie von mir darauf geführet worden, nicht für den zu halten, auf welchen ich hin gearbeitet.

Nur eine solche Erklärung kann dem Verdachte Einhalt thun, den Sie, ehrwürdiger Mann, über meine Absichten verbreiten zu wollen scheinen. Nur nach einer solchen Erklärung darf ich auf das wieder

begierig seyn, was Ihnen ferner gegen mich zu erinnern, gefallen möchte. Ohne eine solche Erklärung aber, ehrwürdiger Mann, muß ich Sie schreiben lassen, — so wie ich Sie predigen lasse.

Das Absagungsschreiben.

Mein Herr Pastor,

Mit vorstehenden friedlichen Blättern glaubte ich von Ihnen abzukommen; und schon freute ich mich in Gedanken auf den freywilligen Beytrag, in welchem Ihre heilige Faust das christliche Banier wieder über mich schwenken würde.

Indeß aber entweder mich die Presse, oder ich die Presse nicht genugsam fördern konnte, erhalte ich das 61—63ste Stück besagter Beyträge, — und bin wie vernichtet!

Das hat der nehmliche Mann geschrieben? Wie soll die Nachwelt, auf welche die freywilligen Beyträge doch ganz gewiß kommen werden, einen so plötzlichen Sprung von Weiß auf Schwarz sich erklären? — Goeze, wird die Nachwelt sagen, Goeze wäre der Mann gewesen, der in Einem Athem gegen einen und eben denselben Schriftsteller sauersüße Komplimente zwischen den Zähnen murmeln, und aus vollem Halse laute Verleumdungen ausstossen können? Er hätte zugleich die Katze und den Eber gespielt? Die Katze, die um den heißen Brey gehet; und den Eber, der blind auf den Spieß rennet? Das ist unglaublich! In dem 55sten Stück ist sein Eifer noch so gemäßiget, noch so ganz anonymisch; er nennet weder Sack noch Esel, auf die sein Stecken zuschlägt: und auf einmal im 61sten Stücke ist Lessing namentlich hinten und vorne; muß Lessing namentlich geknippen werden, so oft er den Krampf in seine orthodoxen Finger bekömmt? Dort will er das Wasser kaum regen: und hier, Plumps! Das ist unbegreiflich! Nothwendig müssen also zwischen dem 55sten und 61sten Stücke dieser kostbaren Blätter, wie wir sie itzt haben, alle diejenigen verloren gegangen seyn, die uns dieses Plumps erklären würden."

So wird die Nachwelt sagen, Herr Pastor. Doch was kümmert Uns die Nachwelt, Herr Pastor, die vielleicht auch so nicht sagen wird?

Genug, Sie wissen selbst am besten, wie sehr sich die Nachwelt irren würde; und ich berühre diese Saite blos, um es bey der itztlebenden Welt, — versteht sich, der Welt, die wir Beyde füllen — zu entschuldigen, Falls auch mein Ton, den ich mir künftig mit dem Hrn. Pastor Goeze erlauben dürfte, ihr von dem allzuviel abzuweichen scheinen sollte, den ich noch bisher anzugeben, für schicklicher gehalten.

Denn wahrlich, Herr Pastor, der zudringlichen Griffe, mit welchen Sie an mich setzen, werden allmälig zu viel! Erwarten Sie nicht, daß ich sie Ihnen alle vorrechne: es würde Sie kitzeln, wenn Sie sähen, daß ich alle gefühlt habe. Ich will Ihnen nur sagen, was daraus kommen wird.

Ich will schlechterdings von Ihnen nicht als der Mann verschrieen werden, der es mit der Lutherischen Kirche weniger gut meynet, als Sie. Denn ich bin mir bewußt, daß ich es weit besser mit ihr meyne, als der, welcher uns jede zärtliche Empfindung für sein einträgliches Pastorat, oder dergleichen, lieber für heiligen Eifer um die Sache Gottes einschwatzen möchte.

Sie, Herr Pastor, Sie hätten den allergeringsten Funken Lutherischen Geistes? — Sie? der Sie auch nicht einmal Luthers Schulsystem zu übersehen im Stande sind? — Sie? der Sie, mit stillschweigendem Beyfall, von ungewaschenen, auch wohl treulosen Händen die Seite des Lutherischen Gebäudes, die ein wenig gesunken war, weit über den Wasserpaß hinaus schrauben lassen? — Sie? der Sie den ehrlichen Mann, der freylich ungebeten, aber doch aufrichtig, den Männern bey der Schraube zuruft: schraubt dort nicht weiter! damit das Gebäude hier nicht stürze! — der Sie diesen ehrlichen Mann mit Steinen verfolgen?

Und warum? — Weil dieser ehrliche Mann zugleich den schriftlich gegebenen Rath eines ungenannten Baumeisters, das Gebäude lieber ganz abzutragen, — gebilliget? unterstützt? ausführen wollen? auszuführen angefangen? — Nicht doch! — nur nicht unterschlagen zu dürfen, geglaubt.

O sancta simplicitas! — Aber noch bin ich nicht da, Herr Pastor, wo der gute Mann, der dieses ausrief, nur noch dieses ausrufen konnte. — Erst soll uns hören, erst soll über uns urtheilen, wer hören und urtheilen kann und will!

O daß Er es könnte, Er, den ich am liebsten zu meinem Richter haben möchte! — Luther du! — Grosser, verkannter Mann! Und von niemanden mehr verkannt, als von den kurzsichtigen Starrköpfen, die,

deine Pantoffeln in der Hand, den von dir gebahnten Weg, schreyend aber gleichgültig daher schlendern! — Du hast uns von dem Joche der Tradition erlöset: wer erlöset uns von dem unerträglichern Joche des Buchstabens! Wer bringt uns endlich ein Christenthum, wie du es itzt lehren würdest; wie es Christus selbst lehren würde! Wer — —

Aber ich vergesse mich; und würde noch mehr Sie vergessen, Herr Pastor, wenn ich, auf eine dergleichen Aeusserung, Ihnen vertraulich zuspräche: Herr Pastor, bis dahin, was weder Sie noch ich erleben werden; bis dahin, was aber gewiß kömmt, gewiß! gewiß! — wäre es nicht besser, unsers Gleichen schwiegen? unsers Gleichen verhielten sich nur ganz leidend? Was einer von Uns zurück halten will, möchte der andere übereilen: so daß der eine mehr die Absichten des andern beförderte, als seine eignen. Wie wäre es, Herr Pastor, wenn wir den Strauß, den ich noch mit Ihnen auszufechten habe, den ersten und letzten seyn liessen? Ich bin bereit, kein Wort weiter mit Ihnen zu verlieren, als was ich schon verloren habe."

Denn nein; das werden Sie nicht wollen. Goeze hat noch keinem seiner Gegner das letzte Wort gelassen; ob er sich gleich immer das erste genommen. Er wird, was ich zu meiner Vertheidigung sagen müssen, als Angriff betrachten. Denn der Tummelplatz des seligen Ziegra muß ihm nicht vergebens nun ganz angestorben seyn.

Ich beklage: denn sehen Sie, Herr Pastor, es wird mir unmöglich seyn, nicht gegen ihren Stachel zu läcken, und die Furchen, fürchte ich, die Sie auf dem Acker Gottes mich mit aller Gewalt wollen ziehen lassen, werden immer krümmer und krümmer werden.

Nicht zwar, daß ich Ihnen jede hämische Anspielung; jeden, wenn Gott will, giftigen Biß; jeden komischen Ausbruch Ihres tragischen Mitleids; jeden knirschenden Seufzer, der es beseufzet, nur ein Seufzer zu seyn; jede pflichtschuldige Pastoralverhetzung der weltlichen Obrigkeit, womit Sie gegen mich von nun an Ihre freywilligen Beyträge spicken und würzen werden, aufmutzen, oder, wenn ich auch könnte, verwehren wollte. So unbillig bin ich nicht, daß ich von Einem Vogel in der Welt eine einzige andere Feder verlangen sollte, als er hat. Auch haben dieserley Pharmaka ihren Credit längst verloren.

Sondern nur eines werde ich nicht aushalten können: Ihren Stolz nicht; der einem Jeden Vernunft und Gelehrsamkeit abspricht, welcher

Vernunft und Gelehrsamkeit anders braucht, als Sie. Besonders wird alle meine Galle rege werden, wenn Sie meinen Ungenannten, den Sie nur noch aus unzusammenhängenden Bruchstücken kennen, so schülerhaft und bubenmäßig zu behandeln fortfahren. Denn Mann gegen Mann, — nicht Sache gegen Sache — zu schätzen: so war dieser Ungenannte des Gewichts, daß in aller Art von Gelehrsamkeit, sieben Goeze nicht ein Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind. Das glauben Sie mir indeß, Herr Pastor, auf mein Wort.

Und sonach meine Ritterliche Absage nur kurz. Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will: ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder meinen Ungenannten angeht, Recht lasse, wo Sie nicht Recht haben: dann kann ich die Feder nicht mehr rühren. *)

*) „Diese Parabel hat mein Bruder unter dem Titel: der Pallast im Feuer. Eine Parabel mit ihrer Erklärung, aufs neue herausgeben wollen, und schon die Stellen, zu welchen Erklärungen kommen sollten, auf besondere Seiten geschrieben. Es ist davon aber weiter nichts da, als ein Entwurf zur Vorrede, der so lautet: „Diese Parabel ist nicht „das Schlechteste, was ich geschrieben — — — Die albern Deutungen des „Herrn Göze nöthigen mich, mein eigner Ausleger zu werden. — Göze läßt „sich träumen, daß ich damit auf die Händel zielen wollen, welche die Frag„mente erregen. — Und ich habe sie bestimmt, die ganze Geschichte der christ„lichen Religion darunter vorzustellen.“ Karl G. Lessing.

Axiomata,

wenn es deren in dergleichen Dingen giebt.

— — — — acumine pollentibus notionem praedicati in notione subjecti indivulso nexu cum ea cohaerentem pervidendi.

Wolfii Ph. r.

Wider den Herrn Pastor Goeze, in Hamburg. (2)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

Der Bogen, oder wie viel es geben wird, den ich zu schreiben mich niedersetze, dürfte mir deßwegen sehr sauer werden, weil ich kaum weiß, für wen ich schreibe. Ich weiß nur, wider wen; und habe so wenig Hoffnung, daß er auch für den werden könne, wider den er gerichtet ist, daß ich diese Hoffnung kaum in einen Wunsch zu verwandeln wage.

Ueber eine Stelle nehmlich, von der ich mir bewußt bin, daß ich sie mit Ueberlegung und in guter Meynung geschrieben habe, hat der Hr. Pastor Goeze, in Hamburg, Erinnerungen gemacht, und in zweyerley Zeitungen abdrucken lassen, die mich lieber als Gegner der christlichen Religion brandmarkten.

Ich mag die Stelle, so wie ich sie geschrieben habe, hier nicht wiederhohlen. Und das um so viel weniger, da ich den einzeln Sätzen derselben, die ich wie lauter Axiome dahin gepflanzt haben soll,

eine etwas andre Ordnung geben will. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein, mein Gegner mich besser verstehen lernt; besonders wenn er findet, daß seine eignen Einwendungen mir behülflich gewesen, mich besser zu erklären. Vielleicht, daß durch diese kleine Veränderung allein, meine Sätze vollends werden, was sie noch nicht waren. Denn wer weiß nicht, daß Axiomata Sätze sind, deren Worte man nur gehörig verstehen darf, um an ihrer Wahrheit nicht zu zweifeln?

Gleich Anfangs stutzt der Hr. Pastor gewaltig, daß mir weder die bisherigen Bestreitungen, noch die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion so ganz gefallen. Er stutzt; aber wenn ich ihn nur bewegen kann, das Ding, welches ihn so scheu macht, erst recht anzusehen: so soll er es beruhiget wohl hoffentlich vorbey gehen.

Wenn ich heucheln wollte, dürfte ich mich nur so erklären, daß alle Schuld meiner unbefriedigten Erwartung, auf die Bestreitungen der Religion fiele. Daß diese, ohne Ausnahme, ganz schief und verfehlt sind, wird mir der Hr. Pastor gern zugeben. Wenn ich nun sagte? „wie der „Angriff, so die Vertheidigung. Was kann der Gottesgelehrte dafür, daß „man seine gute Sache auf keiner andern Seite, mit keinen bessern Waffen „angreifen wollen? Wenn man die Festungen von oben herab belagern „wird: so wird man darauf denken, sie von oben herein zu beschirmen."

Doch ich verachte alle Ausflüchte; verachte alles, was einer Ausflucht nur ähnlich sieht. Ich habe es gesagt, und sage es nochmals: auch an und für sich selbst, sind die bisherigen Vertheidigungen der christlichen Religion, bey weitem nicht mit allen den Kenntnissen, mit aller der Wahrheitsliebe, mit allem dem Ernste geschrieben, den die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfodern!

Und allerdings ist diese meine allgemeine Aeusserung aus Induction entstanden; und zwar aus einer so vollständigen, so genau erwogenen Induction, als ich in meiner Verfassung zu machen, nur im Stande gewesen.

Nun, so führe man diese Induction erst vor unsern Augen! ruft mein Gegner in einem schon triumphirenden Tone mir zu.

Lieber Herr Pastor, ich wünschte sehr, diese Zumuthung wäre nicht gedruckt an mich ergangen. Es ist eine wahre Kanzelzumuthung: und Sie wissen wohl, wie man einer dergleichen Zumuthung begegnet. Ebenfalls durch eine Zumuthung.

Wenn ich sage, alles Quecksilber verraucht über dem Feuer: muß ich demjenigen gefallen, dem die Allgemeinheit meiner Behauptung nicht ansteht, alles Quecksilber aus der ganzen Natur zusammen bringen, und es vor seinen Augen verrauchen lassen? Ich dächte, bis ich das im Stande bin, spräche ich blos zu ihm: „Guter Freund, alles Quecksilber, „das ich noch über Feuer brachte, das verrauchte wirklich. Kennst du „welches, das nicht verraucht: so bring es, damit ich es auch kennen „lerne; und du sollst Dank haben."

Alle die unzähligen großen und kleinen Schriften, die auch nur seit diesem Jahrhunderte für die Wahrheit der christlichen Religion geschrieben worden, auf die Capelle zu bringen: welch ein Zumuthen! War es dem Hrn. Pastor doch Ernst damit, wollte er nicht blos mich damit verhöhnen, nicht blos sich an meiner Verlegenheit weiden, entweder zu widerrufen, oder mich einer Arbeit ohne Ende zu unterziehen: nun gut, so beweise er es durch eine Kleinigkeit. Sie soll ihm nur ein Wort kosten, diese Kleinigkeit.

Nehmlich: er nenne mir nur diejenige Schrift, mit welcher ich meinen Versuch des Verrauchens zuerst machen soll. Er nenne mir sie nur; und ich bin bereit. Ist es eine, die ich schon kenne: so darf mir nicht bange seyn. Ist es eine, die ich nicht kenne, und mein Versuch schlägt fehl: desto besser. Ich nehme für eine große Belehrung eine kleine Beschämung gern vorlieb.

Nur eines muß ich mir dabey ausbedingen. Er muß nicht thun, als ob der, welcher gewisse Beweise einer Sache bezweifelt, die Sache selbst bezweifle. Der geringste Fingerzeig dahin ausgestreckt, ist Meuchelmord. Was kann ich dafür, daß man neuerer Zeit Nebenbeweise zu einer Gewißheit und Evidenz erheben wollen, die sie schlechterdings nicht haben können? Was kann ich dafür, daß man die ganze Sache nicht in den bescheidenen Schranken lassen wollen, innerhalb welchen sie alle ältere Theologen gesichert genug hielten? Oder ist dem Hrn. Pastor die Geschichte der Dogmatik so wenig bekannt, daß er von diesen Veränderungen nichts weiß? Wie kömmt er, und Er insbesondere dazu, sich gegen einen Mann zu erklären, der nur mit diesen Veränderungen unzufrieden ist? Er ist ja sonst kein Freund von theologischen Neuerungen. Warum will er nur diese gegen mich in Schutz nehmen? Weil ich mich nicht überall nach der theologischen Schulsprache ausgedrückt habe, die ihm geläufig

ist? Ich bin Liebhaber der Theologie, und nicht Theolog. Ich habe auf kein gewisses System schwören müssen. Mich verbindet nichts, eine andre Sprache, als die meinige, zu reden. Ich betaure alle ehrliche Männer, die nicht so glücklich sind, dieses von sich sagen zu können. Aber diese ehrlichen Männer müssen nur andern ehrlichen Männern nicht auch den Strick um die Hörner werfen wollen, mit welchem sie an die Krippe gebunden sind. Sonst hört mein Betauren auf: und ich kann nichts als sie verachten.

So viel von dem Grausale, der dem Hrn. Pastor gleich am Eingange des Weges aufstieß. Nun von der Stelle selbst, die ich, wie gesagt, nicht ganz in der nehmlichen Ordnung, aber doch in allen ihren Worten, in ihrem ganzen Sinne, gegen die Mißdeutungen des Hrn. Pastors zu retten, mich gezwungen sehe. Die logische Ordnung unsrer Gedanken, ist nicht immer die, in welcher wir sie andern mittheilen. Aber sie ist die, welche vor allen Dingen der Gegner aufsuchen muß, wenn sein Angriff nach der Billigkeit seyn soll. Und so hätte der Hr. Pastor mit dem 3ten meiner Sätze anfangen müssen, wie folget.

I. (3)

Die Bibel enthält offenbar mehr, als zur Religion gehöret.

Dieses geschrieben zu haben, darf mich nicht reuen. Aber darauf geantwortet haben, wie der Hr. Pastor Goeze darauf antwortet, möchte ich um alles in der Welt nicht.

„In diesem Satze, antwortet er, liegen zwey Sätze. Einmal: die „Bibel enthält das, was zur Religion gehört. Zweytens: die Bibel enthält mehr als zur Religion gehört. In dem ersten Satze räumt der „Hr. H. das ein, was er in dem vorhergehenden geleugnet hat. Enthält „die Bibel das, was zur Religion gehört: so enthält sie die Religion „objective selbst.

Ich erschrecke! Ich soll geleugnet haben, daß die Bibel die Religion enthalte? Ich? Wo das? Gleich in dem vorhergehenden? Doch wohl nicht damit, daß ich gesagt habe: die Bibel ist nicht die Religion? damit?

Lieber Herr Pastor, wenn Sie mit allen ihren Gegnern so zu Werke gegangen sind! Ist denn seyn und enthalten einerley? Sind es denn ganz identische Sätze: die Bibel enthält die Religion; und die Bibel ist die Religion? Man wird mir doch nimmermehr in Hamburg

den ganzen Unterschied zwischen Brutto und Netto wollen streitig machen? Da, wo so viele Waaren ihre bestimmte Thara haben, wollte man mir auf die h. Schrift, auf eine so kostbare Waare, nicht auch eine kleine Thara gut thun? — Nun, nun; der Hr. Pastor ist auch wirklich so unkaufmännisch nicht. Denn er fährt fort:

„Der zweyte Satz kann zugegeben werden, wenn man einen Unter„schied macht zwischen dem, was wesentlich zur Religion gehört, und „zwischen dem, was zur Erläuterung und Bestätigung der Hauptsätze, „welche eigentlich das Wesen der Religion ausmachen, gehöret.

Gut! also handeln wir doch schon um das Brutto. Und wie? wenn auch ganz unnöthige Emballage darunter wäre? — Wie? wenn auch nicht Weniges in der Bibel vorkäme, das schlechterdings weder zur Erläuterung noch zur Bestätigung, auch des allergeringsten Satzes der Religion, diene? Was andere auch gute Lutherische Theologen von ganzen Schriften der Bibel behauptet haben, darf ich doch wohl von einzeln Nachrichten in dieser und jener Schrift behaupten? Wenigstens muß man ein Rabbi oder ein Homilet seyn, um nur eine Möglichkeit oder ein Wortspiel auszugrübeln, wodurch die Hajiemim des Ana, die Crethi und Plethi des David, der Mantel, den Paulus zu Troas vergaß, und hundert andere solche Dinge, in einige Beziehung auf die Religion können gebracht werden.

Also der Satz, die Bibel enthält mehr, als zur Religion gehöret, ist ohne Einschränkung wahr. Auch kann er, durch seinen gehörigen Gebrauch, der Religion unendlich vortheilhafter, als durch seinen Mißbrauch ihr schädlich werden. Mißbrauch ist von allen Dingen zu besorgen; und ich hätte nichts dagegen, daß man sich im voraus darwider decket. Nur hätte das auf eine passendere Art geschehen müssen, als es in folgendem Zusatze des Hrn. Pastors geschehen ist.

„Soll aber dieser Satz der Bibel zum Nachtheil gereichen; so ist er „völlig unkräftig, eben so unkräftig, als wenn ich sagen wollte: Wolfs „System der Mathematik enthält Scholia, und diese verringern den Werth „desselben."

Wie gesagt, bey mir soll dieser Satz, der Bibel zu keinem Nachtheile gereichen. Er soll sie vielmehr mit Eins unzähligen Einwürfen und Spöttereyen entziehen, und in die aufgegebenen Rechte alter Urkunden wieder einsetzen, denen man Ehrerbietung und Schonung schuldig ist.

Mit Ihrem Exempel hiernächst, Herr Pastor, bin ich mehr zufrieden, als Sie glauben. Freylich verringern die Scholia in Wolfs Elementen der Mathematik, nicht den Werth derselben. Aber sie machen doch, daß nun nicht alles darin demonstrirt ist. Oder glauben Sie, daß die Scholia eben so gewiß seyn müssen, als die Theoremata? Nicht zwar, als ob nicht auch Scholien demonstrirt werden könnten: sondern sie brauchen es hier nur nicht. Es hieße die Demonstration verschwenden, wenn man alle die Kleinigkeiten damit versehen wollte, die man in ein Scholion bringen und auch nicht bringen kann. — Eine ähnliche Verschwendung der Inspiration ist von eben so wenig Nutzen, aber von unendlich mehr Aergerniß.

II. (4)

Es ist bloße Hypothese, daß die Bibel in diesem Mehrern gleich unfehlbar sey.

Nicht? Sondern was denn? Unwidersprechliche Wahrheit. Unwidersprechlich? dem so oft widersprochen worden! dem noch itzt so viele widersprechen! So viele: die auch Christen seyn wollen, und Christen sind. Freylich nicht Wittenbergisch-Lutherische Christen: freylich nicht Christen von Calovs Gnaden. Aber doch Christen, und selbst Lutherische Christen; von Gottes Gnaden.

Wenn indeß Calov und Goeze doch Recht hätten! Letzterer führt wenigstens ein so treffliches Dilemma an. „Entweder, sagt er, dieses „Mehrere ist von Gott eingegeben, wenigstens gebilliget, oder nicht. Ist „das erste, so ist es eben so unfehlbar, wie das Wesentliche. Nimmt man „aber das letzte an, so verliert das erste auch seine Zuverläßigkeit."

Wenn dieses Dilemma richtig ist: so muß es auch gelten, wenn ich, anstatt des Mehrern, irgend ein ander Subject setze, von welchem das nehmliche doppelte Prädicat zu gelten scheinet. Z. E. „Das moralisch Böse ist entweder durch Gott geworden, wenigstens von ihm gebilliget, oder nicht. Ist das erste: so ist es eben so göttlich, und also eben so gut, als das Gute. Nimmt man aber das letzte an, so können wir auch nicht wissen, ob Gott das Gute erschaffen und gebilliget habe. Denn Böses ist nie ohne Gutes, und Gutes nie ohne Böses."

Was denkt mein Leser? Wollen wir beide Dilemmata behalten? oder beide verwerfen? Ich bin zu dem letzten entschlossen. Denn wie?

wenn sich Gott bey seiner Inspiration gegen die menschlichen Zusätze, die selbst durch die Inspiration möglich wurden, eben so verhalten hätte, wie bey seiner Schöpfung gegen das moralisch Böse? Wie? wenn er, nachdem das eine und das andere Wunder einmal geschehen war, das, was diese Wunder hervorgebracht hatten, seinem natürlichen Laufe überlassen hätte? Was schadet es, daß in diesem Falle die Grenzen zwischen menschlichen Zusätzen und geoffenbarten Wahrheiten, so genau nicht mehr zu bestimmen wären? Ist doch die Grenzscheidung zwischen dem moralisch Bösen und dem moralisch Guten, eben so unbestimmbar. Haben wir aber darum gar kein Gefühl vom Guten und Bösen? Würden sich deswegen gar keine geoffenbarten Wahrheiten von menschlichen Zusätzen unterscheiden? Hat denn eine geoffenbarte Wahrheit gar keine innere Merkmale? Hat ihr unmittelbar göttlicher Ursprung an ihr und in ihr keine Spur zurückgelassen, als die historische Wahrheit, die sie mit so vielen Fratzen gemein hat?

Also gegen den Schluß des Hrn. Pastors hätt ich das, und sonst noch manches, einzuwenden. Aber er will auch nicht sowohl durch Schlüße beweisen, als durch Gleichniße und Schriftstellen.

Und diese letztern, die Schriftstellen, werden doch wohl unwidersprechlich seyn? Wenn sie das doch wären! Wie gern wollte ich den ewigen Zirkel vergessen, nach welchem die Unfehlbarkeit eines Buches aus einer Stelle des nehmlichen Buches, und die Unfehlbarkeit der Stelle, aus der Unfehlbarkeit des Buches bewiesen wird. Aber auch die sind so wenig unwidersprechlich: daß ich denken muß, der Hr. Pastor hat nur gerade die allerzweifelhaftesten für mich aufgesucht, um die triftigern auf eine bessere Gelegenheit zu versparen.

Wenn Christus von der Schrift sagt, sie zeuge von ihm: hat er damit sagen wollen, daß sie nur von ihm zeuge? Wie liegt in diesen Worten die Homogenität aller biblischen Bücher, sowohl in Ansehung ihres Inhalts, als ihrer Eingebung? Könnte die Schrift nicht eben sowohl von Christo zeugen, wenn auch nur das eingegeben wäre, was sich darin als ausdrückliche Worte Gottes oder der Propheten auszeichnet?

Und die *πασα γραφη* des Paulus! — Ich brauche den Hrn. Pastor nicht zu erinnern, wem er erst über die wahre Erklärung dieser Stelle genug thun muß: ehe er fortfährt, sich ihrer so geradehin zu bedienen. Eine andere Construction giebt den Worten des Paulus einen so

andern Sinn; und diese Construction ist eben so grammatisch, mit dem Zusammenhange eben so übereinstimmend, hat eben so viele alte und neue Gottesgelehrten für sich, als die in den gemeinsten Lutherschen Dogmatiken gebilligte Construction: daß ich gar nicht einsehe, warum es schlechterdings bey dieser bleiben soll? Luther selbst hat in seiner Uebersetzung nicht sowohl diese, als jene befolgt. Er hat kein *και* gelesen; und schlimm genug, wenn durch diese Variante, so wie man dieses *και* mitnimmt oder wegläßt, die Hauptstelle von dem principio cognoscendi der ganzen Theologie, so äußerst schwankend wird.

Endlich das feste prophetische Wort! — Woher der Beweis, daß unter dem prophetischen Worte auch alle historischen Worte verstanden werden? Woher? Die historischen Worte sind das Vehiculum des prophetischen Wortes. Ein Vehiculum aber soll und darf die Kraft und Natur der Arzeney nicht haben. Was hat der Hr. Pastor an dieser Vorstellung auszusetzen? Daß es nicht seine, nicht seine Wittenbergische Vorstellung ist: das weiß ich. Wenn aber nur das, Deutschland durch zwey Zeitungen erfahren sollen: warum hat er sich und mir die Sache nicht noch leichter gemacht? Warum hat er nicht kurz und gut in Bausch und Bogen erklärt, daß meine ganze Stelle den Compendien der Wittenbergischen Orthodoxie platterdings widerspreche? Zugegeben; und herzlich gern! hätte ich sodann eben so kurz antworten können.

III. (1)

Der Buchstabe ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion.

Wenn es wahr ist, daß die Bibel mehr enthält, als zur Religion gehöret: wer kann mir wehren, daß ich sie, in so fern sie beides enthält, in so fern sie ein bloßes Buch ist, den Buchstaben nenne; und dem bessern Theile derselben, der Religion ist, oder sich auf Religion beziehet, den Namen des Geistes beylege?

Zu dieser Benennung ist derjenige sogar berechtiget, der das innere Zeugniß des h. Geistes annimmt. Denn da dieses Zeugniß sich doch nur bey denjenigen Büchern und Stellen der Schrift mehr oder weniger äussern kann, welche auf unsere geistliche Besserung mehr oder weniger abzwecken: was ist billiger, als nur solcherley Bücher und Stellen der Bibel den Geist der Bibel zu nennen? Ich denke sogar, es streife ein wenig an

Gotteslästerung, wenn man behaupten wollte, daß die Kraft des H. Geistes sich eben sowohl an dem Geschlechtsregister der Nachkommen des Esau beym Moses, als an der Bergpredigt Jesu beym Matthäus, wirksam erzeigen können.

Im Grunde ist dieser Unterschied zwischen dem Buchstaben und dem Geiste der Bibel, der nehmliche, welchen andere auch gute Lutherische Theologen schon längst zwischen der heiligen Schrift und dem Worte Gottes gemacht haben. Warum hat Hr. Pastor Goeze nicht erst mit diesen angebunden, ehe er einem armen Layen ein Verbrechen daraus macht, in ihre Fußtapfen zu treten?

IV. (2)

Folglich sind die Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel, nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion.

Ganz gewiß hat eine Folge die Natur des Grundsatzes, aus welchem sie hergeleitet wird. Jener ist theils zugegeben, theils erwiesen. Sind Einwürfe gegen zufällige Erläuterungen der Hauptsätze der christlichen Religion, keine Einwürfe gegen die Hauptsätze selbst: so können noch weniger Einwürfe gegen biblische Dinge, die auch nicht einmal zufällige Erläuterungen der Religion sind, Einwürfe gegen die Religion seyn.

Ich brauche also hier nur noch auf die Instanz des Hrn. Pastors zu antworten. Freylich, wenn eine Landesverfassung gerade nicht weniger und nicht mehr enthält, als die Landesordnung: so hat derjenige Unterthan, der muthwillige Einwürfe gegen die Landesverfassung macht, auch die Landesordnung muthwillig angegriffen. Aber wozu wären denn sodann ganz verschiedne Benennungen? Warum hieße es nicht das Eine, sowohl als das Andre, Landesordnung oder Landesverfassung? Daß das Eine anders heißt, als das Andere, ist ja ein offenbarer Beweis, daß das Eine auch etwas anders ist, als das Andere. Denn vollkommene Synonyma giebt es nicht. Ist aber das Eine etwas anders, als das Andere: so ist es ja nicht wahr, daß das Eine bestreiten, nothwendig auch das Andere bestreiten, heißen muß. Denn der Umstand, welcher die zweyfache Benennung veranlaßt hat, sey noch so klein: so kann der Einwurf aber doch nur diesen kleinen Umstand betreffen; und

das, was der Hr. Pastor so spöttisch Antithese nennt, ist völlige Rechtfertigung. Ich will mich an einem Exempel erklären, das ihm ganz nahe ist. Die Sammlung Hamburgischer Gesetze des Hrn. Syndicus Klefeker (wenn sie fertig geworden, was ich itzt nicht weiß, enthält doch wohl die vollständigste und zuverläßigste Verfassung der Stadt Hamburg? könnte doch wohl auch diesen Titel führen? Wenn sie ihn nun führte: könnte ich keinen Einwurf gegen dieses Werk machen, ohne mich der Autorität der Hamburgischen Gesetze selbst entgegen zu stellen? Könnte mein Einwurf nicht die historischen Einleitungen betreffen, die Hr. Klefeker einer jeden Klasse von Gesetzen vorausgeschickt hat? Oder haben diese historischen Einleitungen dadurch die Kraft der Gesetze erhalten, weil sie mit den Gesetzen in Einem Bande abgedruckt worden? Woher weiß der Hr. Pastor, daß die historischen Bücher der Bibel, nicht ohngefehr solche Einleitungen seyn sollen? welche Bücher Gott eben so wenig einzugeben, oder auch nur zu genehmigen brauchte, als Bürgerschaft und Rath nöthig hatten, diese Einleitungen in ihren besondern Schutz zu nehmen. Genug, daß Klefekern alle Archive der Stadt offen stunden! Hat er sie nicht sorgfältig genug gebraucht: so brauche sie ein andrer besser; und damit gut. Vielmehr wäre es ein ärgerlicher Mißbrauch, eine unnütze Verschleuderung der gesetzgebenden Macht, wenn man ihr Ansehen an zwey so verschiedene Dinge so ganz gleich hätte vertheilen wollen; an die Gesetze, und an die Geschichte der Gesetze.

V. (5)

Auch war die Religion, ehe eine Bibel war.

Hierwider sagt der Hr. Pastor: „Aber doch nicht ehe eine Offenba„rung war." — Was er damit will, ist mir ganz unbegreiflich. Freylich kann eine geoffenbarte Religion nicht eher seyn, als sie geoffenbaret worden. Aber sie kann doch eher seyn, als sie niedergeschrieben worden. Davon ist ja nur die Rede. Ich will ja nur sagen: die Religion war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde. Sie war, ehe es noch ein einziges Buch von der Bibel gab, die itzt sie selbst seyn soll. Was soll nun die windschiefe Frage, die mich in meinen eignen Gedanken irre machen könnte? — Mehr weiß ich hierauf nicht zu erwiedern.

VI. (6)

Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Kanon zu Stande kam.

„Alles dieses, sagt der Hr. Pastor, kann ich dem Herausgeber ein„räumen." — Kann? warum denn nur kann? — Muß mir der Hr. Pastor einräumen.

Muß er mir das aber einräumen: so räumt er mir ja auch zugleich ein, daß das mündlich geoffenbarte Christenthum weit früher gewesen, als das aufgeschriebene; daß es sich erhalten und ausbreiten können, ohne aufgeschrieben zu seyn. Mehr will ich ja nicht; und ich weiß wiederum gar nicht, warum er mir auch hier die Frage entgegen setzt: „War „denn das Christenthum schon, ehe Christus und die Apostel geprediget „hatten?"

Diese Frage soll diesen Satz zu seiner Absicht unbrauchbar machen; welche Absicht der folgende Satz enthält. Da wollen wir sehen.

Hier möchte ich vorläufig nur auch gern eine Frage, oder zwey, thun; blos um mich zu belehren, blos den ganzen Sinn des Hrn. Pastors zu fassen. — „Wenn, so lange Christus und die Apostel predigten, „so lange die ausserordentlichen Gaben des h. Geistes in den Gemeinen „wirksam waren, die Fortpflanzung der christlichen Religion durch münd„lichen Unterricht besser zu erhalten war, als durch Schriften:" fieng der Gebrauch der Schriften erst an, als jene ausserordentlichen Gaben aufhörten; oder fieng er früher an? Fieng er früher an, und ist es unleugbar, daß diese Gaben nicht zugleich mit den Aposteln aufhörten, sondern noch Jahrhunderte fortdauerten: entlehnten in diesem Zeitraume die Gaben den Beweis von den Schriften, oder die Schriften von den Gaben? Jenes hat keinen Verstand; und war dieses: sind wir nicht sehr übel daran, daß die nehmlichen Schriften, welche die ersten Christen auf den Beweis der Gaben glaubten, wir ohne diesen Beweis glauben müssen? Fieng hingegen der Gebrauch der Schriften nicht eher an, als die Wundergaben aufhörten: woher nehmen wir den Beweis, daß die Schriften in die Stelle der Wundergaben nicht sowohl getreten, als treten sollen?

Und doch erhellet aus der Geschichte, daß dieses allerdings der Fall

ist. Allerdings ist zu erweisen, daß so lange die Wundergaben, und besonders die unmittelbare Erleuchtung der Bischöfe, Statt hatten, man aus dem geschriebenen Worte weit weniger machte. Es war ein Verbrechen sogar, dem Bischofe nicht anders, als auf das geschriebene Wort glauben zu wollen. Und das nicht ohne Grund. Denn die ἐμφυτος δωρεα της διδαχης, die in den Bischöfen war, war eben dieselbe, welche in den Aposteln gewesen war; und wenn Bischöfe das geschriebene Wort anführten, so führten sie es freylich zur Bestätigung ihrer Meynung, aber nicht als die Quelle ihrer Meynung an.

Dieses bringt mich nahe zu der Absicht wieder zurück, in welcher ich den Satz, bey welchem wir halten, und den nächstvorhergehenden, vorausgeschickt habe. Zu der Folge nehmlich:

VII. (7)

Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhangen: so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der christlichen Religion auf ihnen beruhen.

D. i. wenn es wahr ist, daß die Religion des A. und N. Testaments eine geraume Zeit schon geoffenbaret war, ehe das geringste von ihr schriftlich verfaßt wurde; und eine noch geraumere Zeit bestand, ehe alle die Bücher fertig wurden, die wir itzt zum Kanon des A. und N. Testaments rechnen: so muß sie ja wohl ohne diese Bücher sich denken lassen. Ohne diese Bücher, sage ich. Ich sage nicht: ohne den Inhalt dieser Bücher. Wer mich dieses, statt jenem, sagen läßt: läßt mich Unsinn sagen, um das große heilige Verdienst zu haben, Unsinn zu widerlegen. Nochmals, und nochmals: ohne diese Bücher. Auch hat, so viel ich weiß, noch kein Orthodox behauptet, daß die Religion in einem dieser Bücher zuerst, durch eines dieser Bücher ursprünglich, geoffenbaret worden, und so wie die übrigen dazu gekommen, allmälig mit angewachsen sey. Vielmehr gestehen es gelehrte und denkende Theologen einmüthig, daß in diesen Büchern bloß gelegentlich, bald mehr bald weniger, davon aufbehalten worden. — Dieses Mehrere oder Wenigere wäre schon wahr gewesen, ehe es gelegentlich schriftlich aufbehalten wurde: und sollte itzt für uns nur wahr seyn, weil es schriftlich aufbehalten worden? —

Hier sucht sich zwar der Hr. Pastor mit einer Unterscheidung zu helfen: ein andres, will er, sey die Wahrheit der Religion; und ein

andres, unsre Ueberzeugung von dieser Wahrheit. „Die Wahrheit der „christlichen Religion, sagt er, beruhet allerdings auf sich selbst; sie be„stehet auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und Willen „Gottes, und auf der historischen Gewißheit der **Factorum**, auf welche „ihre Lehrsätze sich zum Theil gründen. Allein, unsere Ueberzeugung von „der Wahrheit der christlichen Religion beruhet doch lediglich und allein „auf diesen Schriften." Aber wenn ich diese Worte recht verstehe: so sagt der Hr. Pastor entweder etwas sehr Unphilosophisches, oder er schlägt sich selbst, und ist völlig meiner Meynung. Vielleicht auch, daß er sich so unphilosophisch ausdrücken mußte, um nicht gar zu deutlich meiner Meynung zu scheinen. Denn man überlege doch nur! Wenn die Wahrheit der christlichen Religion Theils — (dieses Theils hat er freylich nicht buchstäblich hingeschrieben, aber sein Sinn erfodert es doch nothwendig —) wenn sie, sage ich, Theils auf sich selbst, d. i. auf ihrer Uebereinstimmung mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes, Theils auf der historischen Gewißheit der **Factorum** beruhet, auf die sich einige ihrer Lehrsätze gründen: entspringt nicht aus diesem doppelten Grunde, auch eine doppelte Ueberzeugung? Hat nicht jeder einzelne Grund seine Ueberzeugung für sich? Was braucht einer von beiden, die Ueberzeugung des andern zu entlehnen? Ist es nicht fauler Leichtsinn, dem einen die Ueberzeugung des andern zu gute kommen zu lassen? Ist es nicht leichtsinnige Faulheit, die Ueberzeugung des einen, auf beide erstrecken zu wollen? Warum soll ich Dinge, die ich deswegen für wahr halten muß, weil sie mit den Eigenschaften und dem Willen Gottes übereinstimmen, nur deswegen glauben, weil andre Dinge, die irgend einmal in Zeit und Raum mit ihnen verbunden gewesen, historisch erwiesen sind?

Es sey immerhin wahr, daß die biblischen Bücher alle die Fakta erweisen, worauf sich die christlichen Lehrsätze zum Theil gründen: Fakta erweisen, das können Bücher; und warum sollten es diese nicht können? Genug, daß die christlichen Lehrsätze sich nicht alle auf Fakta gründen. Die übrigen gründen sich, wie zugegeben, auf ihre innere Wahrheit: und wie kann die innere Wahrheit irgend eines Satzes von dem Ansehen des Buches abhangen, in dem sie vorgetragen worden? Das ist offenbarer Widerspruch.

Noch kann ich mich über eine Frage nicht genug wundern, die der Hr. Pastor mit einer Zuversicht thut, als ob nur Eine Antwort darauf

möglich wäre. „Würde, fragt er, wenn die Neutestamentlichen Bücher „nicht geschrieben, und bis auf uns gekommen wären, wohl eine Spur „von dem, was Christus gethan und gelehret hat, in der Welt übrig „geblieben seyn?" — Gott behüte mich, jemals so klein von Christi Lehren zu denken, daß ich diese Frage so gerade zu mit Nein zu beantworten wagte! Nein; dieses Nein spräche ich nicht nach, und wenn mir es ein Engel vom Himmel vorsagte. Geschweige, da mir es nur ein Lutherscher Pastor in den Mund legen will. — Alles, was in der Welt geschieht, ließe Spuren in der Welt zurück, ob sie der Mensch gleich nicht immer nachweisen kann: uud nur deine Lehren, göttlicher Menschenfreund, die du nicht aufzuschreiben, die du zu predigen befahlest, wenn sie auch nur wären geprediget worden, sollten nichts, gar nichts gewirket haben, woraus sich ihr Ursprung erkennen ließe? Deine Worte sollten erst, in todte Buchstaben verwandelt, Worte des Lebens geworden seyn? Sind die Bücher der einzige Weg, die Menschen zu erleuchten, und zu bessern? Ist mündliche Ueberlieferung nichts? Und wenn mündliche Ueberlieferung tausend vorsetzlichen und unvorsetzlichen Verfälschungen unterworfen ist: sind es die Bücher nicht auch? Hätte Gott durch die nehmliche Aeusserung seiner unmittelbaren Gewalt, nicht eben sowohl die mündlichen Ueberlieferungen vor Verfälschungen bewahren können, als wir sagen, daß er die Bücher bewahret hat? — O über den Mann, allmächtiger Gott! der ein Prediger deines Wortes seyn will, und so keck vorgiebt, daß du deine Absicht zu erreichen, nur den einzigen Weg gehabt, den du dir gefallen lassen, ihm kund zu machen! O über den Gottesgelehrten, der ausser diesem einzigen Wege, den er sieht, alle andere Wege, weil er sie nicht sieht, platterdings leugnet! laß mich, gütiger Gott, nie so rechtgläubig werden, damit ich nie so vermessen werde! —

Wie viel kleine Nachrichten und Begriffe sind nicht auch wirklich, durch bloße mündliche Ueberlieferung bis auf den heutigen Tag fortgepflanzet worden, ohne deren Hülfe wir schwerlich wohl die Schriften des N. T. vollkommen so verstehen und auslegen würden, als wir mit ihrer Hülfe thun? Dieses gilt nicht allein von den Katholiken, die es eingestehen: sondern auch von den Protestanten, ob deren es schon wenige zugeben.

Das Apostolische Glaubensbekenntniß ist offenbar mehr aus einem mündlich überlieferten Lehrbegriffe entstanden, als unmittelbar aus der

Schrift gezogen worden. Wäre es dieses: so würde es gewiß, Theils vollständiger, Theils bestimmter seyn. Daß es dieses nicht ist, läßt sich weniger aus der Muthmassung erklären, daß es nur ein Formular für Täuflinge seyn sollen, als daher, daß es den mündlich überlieferten Glauben enthält, der zur Zeit seiner Abfassung, als man die Bücher des N. Testaments so sorgfältig noch nicht durchsiebt hatte, auch den Grund noch nicht erkannte, sie so sorgfältig durchsieben zu müssen, gänge und gäbe war.

Doch wo gerathe ich hin? — Wohin der Hr. Pastor mir leichter ein Kreutz nachschlagen kann, mir lieber einen Fluch nachrufen wird, als mir folgen. — Also zurück und weiter.

VIII. (8)

War ein Zeitraum, in welchem sie (die christliche Religion) bereits so ausgebreitet war, in welchem sie sich bereits so vieler Seelen bemächtiget hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist: so muß es auch möglich seyn, daß alles, was die Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren gienge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestünde.

Es ist nicht spöttische Parodie, es ist mein herzlicher Ernst, wenn ich zum Theil die Worte des Hrn. Pastors gegen ihn selbst kehre, und sage: „Bey aller Achtung, welche ich für die sonstige Geschicklichkeit und „Verdienste des Hrn. Pastors um die theologische Litteratur habe, kann ich „mich doch nicht entbrechen, das, was er gegen diesen Satz erinnert, entweder „für höchst gefährliche Heterodoxie, oder für höchst hämische Verleum„dung zu erklären." — Er wähle! Auch steht ihm beydes zu Diensten.

Zuerst also: seine Erinnerungen von Seiten der Verleumdung. — Ein handgreifliches Sophisma! ruft er. Ey! Aber doch wohl nicht, nur für einen Mann, an dem die Hand verständiger und rechtgläubiger ist, als der Kopf? „Denn, sagt er, man setze nur für die Worte: in „welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr auf„gezeichnet war, was bis auf uns gekommen ist, diese, in „welchem gleichwohl noch kein Wort aus dem von ihr ge„prediget war, was bis auf uns gekommen ist; so wird uns die

„Falschheit desselben in die Augen leuchten." — Vortrefflich! — Wo ist der Schriftsteller, dem ich nicht ein Sophisma, dem ich nicht eine Gotteslästerung anflicken will, sobald ich ihm, statt seiner Worte, andere unterschieben darf? Andere? blos andere? Wenn es der billige, der christliche Hr. Pastor dabey bewenden ließe! Aber er schiebt mir, statt meiner guten, statt meiner, wenn auch nicht einen wahren Sinn, doch einen Sinn habenden Worte, Worte unter, die schlechterdings gar keinen Sinn haben. Ich sage: die christliche Religion war, ehe von der christlichen Religion etwas aufgeschrieben wurde. Damit soll ich gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion geprediget, geoffenbaret wurde. Das ist, ich soll gesagt haben: die christliche Religion war, ehe die christliche Religion war. Bin ich denn aus dem Tollhause entlaufen, um so etwas zu sagen? oder zu schreiben?

Der Hr. Pastor fährt hierauf fort, mir Dinge vorzuhalten, an denen ich nie gezweifelt habe. Und warum? wozu? Damit seine Zeitungsleser glauben sollen, ich zweifle allerdings daran? — Schön! Seiner sehr anständig!

Nur wenn er nochmals in die Frage fällt, „Woher können wir nun „die Lehren und Thaten Christi und seiner Apostel wissen?" und er sich selbst darauf antwortet, „Allein, aus den Schreiben der Evangelisten „und Apostel:" muß ich mich nochmals gegen dieses Allein verwahren. Mit dem Zusatze: daß der größere Theil der Christen ihm dieses Allein eben so wenig zugiebt. Oder sind die Katholiken keine Christen? Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele Protestanten den Beweis für die Wahrheit der christlichen Religion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran hätten! Ich dächte, wie nur das gegen das Christenthum gelten kann, worauf weder Katholik noch Protestant zu antworten weiß: so müsse auch nur das zum Christenthum gehören, was dem Katholiken und Protestanten gemein ist. Wenigstens kleidet es einen Theologen, von welchem Theile er auch sey, sehr schlecht, einen Satz, von dem er weiß, daß ihn der andere Theil behauptet, in dem Munde eines Dritten, da wo dieser Dritte weder Katholik noch Protestant seyn will, als einen solchen zu verdammen, der die ganze christliche Religion schlechterdings aufhebe.

Und hier fängt sich die Heterodoxie des Hrn. Pastors an. Wie?

die christliche Religion selbst würde verloren gehen, wenn es möglich wäre, daß die Schriften der Evangelisten und Apostel verloren giengen? Wie? So hat man noch keinen zuverläßigen Lehrbegriff aus diesen Schriften gezogen, der sich in andern Schriften erhalten würde? So ist derjenige, der seinen ganzen Glauben nur aus einem dergleichen Lehrbegriffe hat, kein Christ? So wird niemand gesund, als wer die Arzeney mit samt der Schachtel verschlingt? — Man gebe nur Acht, nun werde ich müssen gesagt haben, daß nicht allein die Schriften der Evangelisten und Apostel, sondern auch alles das, was jemals aus diesen Schriften gezogen worden, verloren gehen, und dennoch die christliche Religion bestehen könnte. — Nun werde ich müssen gesagt haben, daß die christliche Religion bestehen könne, obgleich die christliche Religion verloren gänge.

Und doch darf man nur auf meine Absicht zurück sehen, in welcher ich die ganze Stelle geschrieben habe, die dem Hrn. Pastor ein solches Aergerniß ist. Ich will Einwürfe gegen den minder wichtigen Theil der Bibel auf ihren wahren Belang herabsetzen. Das ist meine Absicht. Und nur in dieser Absicht sage ich, daß derjenige, dessen Herz mehr Christ ist, als der Kopf, sich ganz und gar an diese Einwürfe nicht kehre; weil er f ü h l e, was andere sich zu d e n k e n begnügen; weil er allenfalls die ganze Bibel entbehren könnte. Er ist der zuversichtliche Sieger, der die Festungen liegen läßt, und das Land einnimmt. Der Theolog ist der furchtsame Soldat, der sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstößt, und kaum das Land darüber zu sehen bekömmt.

A propos! — Zu Anfange des vorigen Jahrhunderts wollte ein abgesetzter Lutherischer Prediger aus der Pfalz, mit seiner Familie, die aus zusammengebrachten Kindern beyderley Geschlechts bestand, sich nach einer von den Kolonieen des Brittischen Amerika begeben. Das Schiff, worauf er übergieng, scheiterte an einer kleinen unbewohnten Bermudischen Insel; und von dem Schiffsvolke ersoff, außer der Familie des Predigers, fast alles. Der Prediger fand diese Insel so angenehm, so gesund, so reich an allem, was zur Unterhaltung des Lebens gehört, daß er sich gern gefallen ließ, die Tage seiner Wallfahrt daselbst zu beschließen. Der Sturm hatte unter andern eine kleine Kiste an das Land getrieben, in welcher bey allerley Geräthschaft für seine Kinder, auch ein Katechismus Lutheri sich befand. Es versteht sich, daß dieser Katechismus, bey gänzlichem Mangel aller andern Bücher, ein sehr kostbarer Schatz für ihn

wurde. Er fuhr fort, seine Kinder daraus zu unterrichten; und starb. Die Kinder unterrichteten ihre Kinder wieder daraus; und sturben. Nur erst vor zwey Jahren, ward wieder einmal ein Englisches Schiff, auf welchem ein Hessischer Feldprediger war, an diese Insel verschlagen. Der Feldprediger, — ich könnte es aus seinen eigenen Briefen haben, — gieng mit einigen Matrosen, die frisches Wasser einnehmen sollten, ans Land; und erstaunte nicht wenig, sich auf einmal, in einem ruhigen lachenden Thale, unter einem nackten, fröhlichen Völkchen zu finden, das Deutsch sprach; und zwar ein Deutsch, in welchem er nichts als Redensarten und Wendungen aus Luthers Katechismus zu hören glaubte. Er ward neugierig darob; und siehe! Er fand, daß das Völkchen nicht allein mit Luthern sprach, sondern auch mit Luthern glaubte; und so orthodox glaubte, als nur immer ein Feldprediger. Einige Kleinigkeiten ausgenommen. Der Katechismus war, wie natürlich, in den anderthalb hundert Jahren aufgebraucht, und sie hatten nichts davon mehr übrig, als die Bretterchen des Einbandes. In diesen Bretterchen, sagten sie, steht das alles, was wir wissen. — Hat es gestanden, meine Lieben! sagte der Feldprediger. — Steht noch, steht noch! sagten sie. Wir können zwar selbst nicht lesen, wissen auch kaum, was Lesen ist: aber unsere Väter haben es ihre Väter daraus herlesen hören. Und diese haben den Mann gekannt, der die Bretterchen geschnitten. Der Mann hieß Luther, und lebte kurz nach Christo.

Ehe ich weiter erzähle, Hr. Pastor: waren diese guten Leutchen wohl Christen, oder waren sie keine? Sie glaubten sehr lebhaft, daß es ein höchstes Wesen gebe; daß sie arme sündige Geschöpfe wären; daß dieses höchste Wesen demohngeachtet, durch ein andres eben so hohes Wesen, sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen, die Anstalt getroffen. — Hr. Pastor; waren diese Leutchen Christen oder waren sie keine?

Sie müssen nothwendig sagen: sie waren keine. Denn sie hatten keine Bibel. — Barmherziger Gott! Unbarmherziger Priester! — Nein; ich erzähle Ihnen, von diesem lieben, fröhlichen, glücklichen Völkchen, weiter nichts.

Lieber schwatzen wir noch einen Augenblick über ein Ding, von dem es weit verzeihlicher ist, keine richtigen Begriffe zu haben. Der Hr. Pastor will beweisen, daß „überdem mein Satz der Erfahrung und Geschichte „offenbar widerspreche." Aber, was er desfalls anführet, ist so kahl, so

obenabgeschöpft, daß er dergleichen Tiraden sich höchstens nur in seinen Texten erlauben müßte. Man höre nur. „Von dem neunten Jahrhundert „an, sagt er, bis auf den Anfang des funfzehnten, war ein Zeitraum, „in welchem die Schriften der Evangelisten und Apostel beynahe verloren „gegangen waren. Wer kannte, ausser wenigen Gelehrten, die Bibel? „Sie steckte in Handschriften und Uebersetzung, bis auf die Erfindung der „Druckerey in den Klöstern.“ Warum sollen vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhundert der Abschriften des N. Testaments wenigere gewesen seyn, als vom fünften bis aufs neunte? Warum vom fünften bis aufs neunte wenigere, als vom ersten bis aufs fünfte? Gerade umgekehrt; die Codices der neutestamentlichen Schriften vermehrten sich mit der Folge der Zeit. Gerade waren dergleichen Codices, im ersten und zweyten Jahrhunderte am seltensten; und so selten, daß ganze große Gemeinden nur einen einzigen Codicem besaßen, den die Presbyteri der Gemeinde unter ihrem Schlosse hielten, und den auch, ohne ihre besondere Erlaubniß, niemand lesen durfte. Getraut er sich von dem Zeitraume, den er angiebt, eben das zu erweisen? Ich glaube, meines wenigen Theils, daß in diesem Zeitraume mehr Abschriften der Bibel in dem einzigen Deutschland gewesen, als in den zwey ersten Jahrhunderten in der ganzen Welt; den Grundtext des A. Testaments etwa ausgenommen. Oder will er zu verstehen geben, daß man mit dem neunten Jahrhunderte angefangen habe, dem gemeinen Manne die Bibel aus den Händen zu spielen? Das muß er wohl; denn er fährt fort: „Der große Haufe erfuhr aus der„selben nichts mehr, als was ihm die römische Klerisey davon sagte, und „diese sagte ihm nichts mehr, als was er ohne Nachtheil ihres Interesse „wissen konnte. Wie war in dieser Zeit die christliche Religion, in Ab„sicht auf den großen Haufen beschaffen? War sie mehr als ein ver„wandeltes Heydenthum? — Die strenge Wahrheit ist, daß die Bibel auch vor dem neunten Jahrhunderte nie in den Händen des gemeinen Mannes gewesen war. Der gemeine Mann hatte nie mehr daraus erfahren, als ihm die Klerisey daraus mittheilen wollen. Und so hätte sich die Religion schon weit eher verschlimmern müssen, wenn es nicht wahr wäre, daß sie sich auch ohne unmittelbaren Gebrauch der Bibel erhalten könnte. Cui assentiunt, möchte ich aus dem Irenäus hinzusetzen, multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt, sine charta et atramento scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem.

Endlich; wenn die christliche Religion vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhunderte nur daher so verfiel, weil die Schrift beynahe verloren war: warum hätte sie sich denn nicht allgemeiner wieder aufgerichtet, seitdem die Schrift durch die Druckerey gleichsam wiedergefunden worden? Hat denn die Römische Kirche seitdem nur eine einzige ihrer alten Lehren fahren lassen? Giebt es nicht Middletone, die sie noch itzt für nichts bessers, als für ein abgeändertes Heydenthum halten? Ich bin gewiß, der Hr. Pastor ist dieser erbaulichen Meynung sogar selbst. — Aber die Reformation doch? diese haben wir doch wohl ganz dem ungehinderten häufigern Gebrauch der Bibel zu danken? — Auch das ist so ungezweifelt nicht. Denn die Reformation kam weniger dadurch zu Stande, daß man die Bibel besser zu brauchen anfieng; als dadurch, daß man die Tradition zu brauchen aufhörte. Auch haben wir dem ungehinderten häufigern Gebrauche der Bibel, eben sowohl den Socianismus zu danken, als die Reformation.

So wenigstens denke ich; unbekümmert, wie sehr sich der Hr. Pastor darüber wundert. Ich wundre mich nicht einmal, daß er sich wundert. Der Himmel erhalte uns nur noch lange in dem nehmlichen Verhältnisse; daß er sich wundert, und ich mich nicht.

IX. (9)

Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten: sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist.

Jede scharfsinnige Unterscheidung läßt sich von einem, der seiner Sprache nur ein wenig mächtig ist, in eine Antithese bringen. Weil nun aber freylich nicht jede Antithese auf einer scharfsinnigen Unterscheidung beruhet; weil oft nur ein bloßes Wetterleuchten des Witzes ist, was ein zerschmetternder Strahl des Scharfsinnes seyn sollte, zumal bey den lieben Dichtern: so ist der Name Antithese ein wenig verdächtig geworden. Das kömmt nun den Herrn sehr gut zu Passe, die, ich weiß nicht welchen natürlichen Widerwillen gegen allen Scharfsinn haben; besonders, wenn er sich nicht in ihre Alltagsworte kleidet. Sie schreyen: Antithese! Antithese! Und damit haben sie alles widerlegt.

Auch diese Antithese sagt nichts! sagt der vielsagende Hr. Pastor. „Denn sind die Evangelisten und Apostel Männer, welche geredet und „geschrieben haben, getrieben durch den h. Geist: so ist die christliche

„Religion wahr, weil die Evangelisten und Apostel, oder eigentlich, weil „Gott selbst sie gelehret hat. Der zweyte Satz steht bloß müssig da."

Nun denn! so muß ich schon das Maaß meiner Sünden häufen, und eine Antithese mit einer andern Antithese unterstützen. Auch das, was Gott lehret, ist nicht wahr, weil es Gott lehren will: sondern Gott lehrt es, weil es wahr ist.

Steht der zweyte Satz hier auch müssig? — Ja; wenn wir nicht wüßten, was diese Herren sich für einen schönen Begriff von dem Willen Gottes machten! Wenn wir nicht wüßten, daß, nach ihrem Sinne, Gott etwas wollen könne, blos weil er es wolle. Und auch das ließe sich in gewissem Verstande von Gott noch sagen: so daß ich kaum weiß, wie ich ihren Unsinn in Worte fassen soll.

X. (10)

Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftliche Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Das erste Wort, was der Hr. Pastor hierauf erwiedert, ist: Gut! Und so freuete ich mich schon. Doch er läßt auf dieses Gut ein Aber folgen: und das sonderbarste Aber von der Welt. Sogleich ist nichts mehr gut: auch das nicht, was wir oben aus seinem eignen Munde haben.

Oben (**VII. 7.**) hatte er selbst uns belehret, daß die innere Wahrheit der christlichen Religion auf der Uebereinstimmung mit den Eigenschaften Gottes beruhe: und nun weiß er auf einmal von dieser innern Wahrheit kein Wort mehr; sondern setzt die hermenevtische Wahrheit entweder lediglich an ihre Stelle, oder erklärt doch wenigstens die hermenevtische Wahrheit für die einzige Probe der innern. Als ob die innere Wahrheit eine Probe noch brauchte! Als ob nicht vielmehr die innere Wahrheit die Probe der hermenevtischen seyn müßte!

Man höre nur. Ich will des Hrn. Pastors vermeynte Widerlegung, und meine Antwort, in eine Art von Dialog bringen, welcher der Kanzeldialog heissen könnte. Nehmlich; ich unterbreche den Hrn. Pastor: aber der Hr. Pastor hält sich nicht für unterbrochen. Er redet fort, ohne sich zu bekümmern, ob unsere Worte zusammen klappen, oder nicht. Er ist aufgezogen, und muß ablaufen. Also: Ein Dialog und kein Dialog.

Er. „Gut; aber derjenige, der mir die schriftlichen Ueberlieferungen „aus ihrer innern Wahrheit erklären will, muß mich vorher überzeugen, „daß er selbst von der innern Wahrheit derselben eine richtige und ge„gründete Vorstellung habe." —

Ich. Vorher? Warum vorher? Indem er das eine thut, thut er ja auch das andre. Indem er mir die innere Wahrheit eines geoffenbarten Satzes erklärt, (ich sage erklärt, nicht blos erklären will:) beweiset er ja wohl genugsam, daß er selbst von dieser innern Wahrheit eine richtige Vorstellung habe.

Er. — „und daß er sich nicht selbst ein Bild davon mache, das „seinen Absichten gemäß ist."

Ich. Wenn seine Absichten keine innere Güte haben: so können die Religionssätze, die er mir beybringen will, auch keine innere Wahrheit haben. Die innere Wahrheit ist keine wächserne Nase, die sich jeder Schelm nach seinem Gesichte bossiren kann, wie er will.

Er. „Woher aber will er die Erkenntniß der innern Wahrheit der „christlichen Religion nehmen, —

Ich. Woher die innere Wahrheit nehmen? Aus ihr selbst. Deswegen heißt sie ja die innere Wahrheit; die Wahrheit, die keiner Beglaubigung von aussen bedarf.

Er. — „als aus den schriftlichen Ueberlieferungen, oder aus den „Schriften der Evangelisten und Apostel, —

Ich. Was müssen wir aus diesen nehmen? Die innere Wahrheit? oder unsere erste historische Kenntniß dieser Wahrheit? Jenes wäre eben so seltsam, als wenn ich ein geometrisches Theorem nicht wegen seiner Demonstration, sondern deswegen für wahr halten müßte, weil es im Euclides steht. Daß es im Euclides steht, kann gegründetes Vorurtheil für seine Wahrheit seyn; so viel man will. Aber ein anders ist die Wahrheit aus Vorurtheil glauben; und ein anders, sie um ihrer selbst willen glauben. Beides kann vielleicht in der Anwendung auf das Nehmliche hinaus führen: aber ist es darum das Nehmliche? — Also ist es blos die historische Kenntniß der innern Wahrheit, die wir einzig und allein aus den Schriften der Evangelisten und Apostel sollen schöpfen können? Aber der größere Theil der Christen versichert, daß es noch eine andere Quelle dieser historischen Kenntniß gebe; nehmlich die mündliche Ueberlieferung der Kirche. Und allerdings ist es unwidersprechlich, daß die

mündliche Ueberlieferung einmal die einzige Quelle derselben gewesen; und daß sich schlechterdings keine Zeit angeben läßt, wenn sie nicht blos zur zweyten Quelle geworden, sondern ganz und gar Quelle zu seyn aufgehört habe. Doch dem sey, wie ihm wolle. Ich will hier nur Protestant seyn; die neutestamentlichen Schriften mögen die einzige Quelle unserer historischen Kenntniß der Religion immerhin seyn. Hat sich die erste einzige Quelle seit siebzehnhundert Jahren nie ergossen? Ist sie nie in andere Schriften übergetreten? Nie und nirgends in ihrer ursprünglichen Lauterkeit und Heilsamkeit in andere Schriften übergetreten? Müssen schlechterdings alle Christen aus ihr selbst schöpfen? Darf sich schlechterdings kein Christ an den nähern zugänglichen Tiefen begnügen, in welche sie übergetreten ist? Das, das ist ja nur hier die Frage. — Darf er: warum könnten die Schriften der Evangelisten und Apostel nicht ohne seinen Nachtheil verloren seyn? verloren gehen? Warum dürfte er sie nicht als verloren gegangen ansehen, so oft man ihm mit Einwürfen gegen Stellen derselben zusetzt, die in dem Wesen seiner Religion nichts verändern? — Darf er nicht: so darf er ohne Zweifel vornehmlich darum nicht, weil bis auf diesen Tag noch kein vollständiger untrüglicher Lehrbegriff aus ihnen gezogen worden; auch vielleicht ein dergleichen Lehrbegriff nun und nimmermehr aus ihnen gezogen werden kann. Denn nur dann wäre es allerdings nothwendig, daß jeder mit seinen eignen Augen zusähe; jeder sein eigner Lehrer, jeder sein eigner Gewissensrath aus der Bibel würde. Aber wie betauerte ich sodann euch, arme unschuldige Seelen, in Ländern geboren, deren Sprache die Bibel noch nicht redet! in Ständen geboren, die überall noch des ersten Grades einer bessern Erziehung ermangeln, noch überall nicht lesen lernen! Ihr glaubt Christen zu seyn, weil ihr getauft worden. Unglückliche! Da hört ihr ja: daß *Lesen können* eben so nothwendig zur Seligkeit ist, als *Getauft seyn!*

Er. — „in der gehörigen Verbindung mit den Schriften des alten „Testaments."

Ich. Nun vollends gar! — Ich sorge, ich sorge, liebe fromme Idioten; ihr müßt noch Hebräisch lernen, wenn ihr eurer Seligkeit wollt gewiß seyn.

Er. „Ich werde seiner Vernunft hier nichts einräumen, ob ich „gleich allezeit voraussetze, daß die Lehrsätze der Religion, welche mir

„als die christliche vorgeprediget wird, nie einem allgemeinen und unstrei„tigen Grundsatze der Vernunft widersprechen müssen."

Ich. Hr. Pastor! Hr. Pastor! — Also besteht die ganze Vernunftmässigkeit der christlichen Religion darin, daß sie nicht unvernünftig ist? — Und Sie schämen sich nicht in Ihr theologisches Herz, so etwas zu schreiben? — Schreiben Sie es: so predigen Sie es auch. Und das läßt man Sie in Hamburg predigen?

Er. „Wir erkennen also die Wahrheit der christlichen Religion nur „alsdenn, wenn unsere Begriffe von derselben eben diejenigen sind, welche „die schriftlichen Ueberlieferungen, die in der h. Schrift enthalten sind, „davon in unsern Seelen hervorbringen sollen."

Ich. — Sollen! Aber welche sollen sie hervorbringen? — Können Sie es leugnen, Hr. Pastor, können Sie es sich selbst verhehlen, daß nur wenige Stellen des ganzen N. T. bey allen Menschen die nehmlichen Begriffe hervorbringen? daß der bey weiten größere Theil bey diesen diese, bey andern andere Begriffe hervorbringt? Welches sind die rechten, die hervorgebracht werden sollen? Wer soll das entscheiden? Die Hermenevtik. Jeder hat seine eigene Hermenevtik. Welches ist die wahre? Sind sie alle wahr? oder ist keine wahr? Und dieses Ding, dieses mißliche, elende Ding soll die Probe der innern Wahrheit seyn! Was wäre denn ihre Probe?

Er. „Freylich können die schriftlichen Ueberlieferungen der christlichen „Religion keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat.

Ich. Mich dünkt, Hr. Pastor, daß Sie oben ganz so freygebig nicht waren, wo es Ihnen innere Wahrheit eines Lehrsatzes genug schien, daß er geschrieben da stehe. Sie sind doch wohl nicht nur darum so freygebig, weil Sie aus der Sache, mit der Sie es sind, im Grunde nicht viel machen? weil Ihnen eine geoffenbarte Wahrheit, bey der sich nichts denken läßt, eben so lieb ist als eine, bey der sich etwas denken läßt?

Er. „Das soll sie aber auch nicht.

Ich. Schön, daß sie nicht soll, was sie nicht kann! — Wenn aber die schriftliche Ueberlieferung der christlichen Religion innere Wahrheit weder geben kann, noch geben soll: so hat auch die christliche Religion ihre innere Wahrheit nicht von ihr. Hat sie sie nicht von ihr: so hängt sie auch von ihr nicht ab. Hängt sie von ihr nicht ab: so kann sie auch ohne sie bestehen. Dahin will ich ja nur.

Er. „Ihr Zweck ist also dieser: die innere Wahrheit derselben zu „entdecken und zu beweisen."

Ich. Soll entdecken so viel heißen, als zuerst bekannt machen: so habe ich schon bewiesen, daß die Schrift die innere Wahrheit der christlichen Religion der Welt nicht zuerst bekannt gemacht hat. Hier setze ich noch hinzu; daß sie itzt den einzeln Menschen dieses noch weniger thut. Denn wir kommen alle, mit den Grundbegriffen der Religion bereits versehen, zu ihr. — Und beweisen! Soll beweisen hier nur so viel heißen, als, einen schriftlichen Belag geben, in welchem die Worte des zu beweisenden Satzes enthalten sind: so hat ja der Hr. Pastor selbst schon eingestanden, daß ein solcher Belag der innern Wahrheit nichts helfen kann, nichts helfen soll. Soll aber beweisen hier heissen, was es eigentlich heißt; die Verbindung einer Wahrheit mit andern anerkannten und ungezweifelten Wahrheiten darthun: so kann ja jedes andere Buch dieses eben sowohl, als die Schrift; besonders nachdem es ihr die Schrift vorgethan. Und so wäre wieder nicht einzusehen, warum die christliche Religion itzt nicht ganz ohne die Schrift sollte bestehen können.

Er. „Folglich sind es leere Worte, wenn man die innere Wahrheit „der christlichen Religion und die Ueberlieferungen, oder deutlicher, die hei„lige Schrift, einander als zwey verschiedne Dinge entgegensetzen will." —

Ich. Entgegen setzen? Wer will denn diese zwey Dinge einander entgegen setzen? Ich? Ich behaupte ja nur, daß sie itzt von einander ganz unabhängig seyn können. Sind denn jede zwey verschiedne Dinge einander entgegen gesetzt? Wer das behauptet, mag freylich leere Worte machen: ich mache daraus keine. Ich will dem Theologen die Schrift nicht nehmen, der allein an ihr seine Künste zu zeigen gelernt hat. Ich sehe es zu wohl ein, wie viel das gelehrte Studium der Schrift allen andern Kenntnissen und Wissenschaften aufgeholfen hat; in welche Barbarey wir leicht wieder versinken könnten, wenn es ganz aus der Welt verbannet würde. Aber der Theolog soll uns Christen sein gelehrtes Bibelstudium nur nicht für Religion aufdringen wollen. Er soll nur nicht gleich über Unchristen schreyen, wenn er auf einen ehrlichen Layen stößt, der sich an dem Lehrbegriffe begnügt, den man längst für ihn aus der Bibel gezogen, und diesen Lehrbegriff nicht sowohl deßwegen für wahr hält, weil er aus der Bibel gezogen, sondern weil er einsieht, daß er Gott anständiger, und dem menschlichen Geschlechte ersprießlicher ist, als

die Lehrbegriffe aller andern Religionen; weil er fühlt, daß ihn dieser christliche Lehrbegriff beruhiget.

Er. — „Eben so vergeblich, als wenn man sagen wollte: man muß „die Gesetze eines Gesetzgebers aus seiner innern Gerechtigkeit erklären. „Umgekehrt; die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers muß aus seinem „Gesetze erkannt, und beurtheilet werden.“

Ich. Der Hr. Pastor sind doch in allen ihren Instanzen und Erläuterungen ganz sonderbar unglücklich. Umgekehrt! sage ich nun wiederum. Und wenn die Wahrheit kein Wetterhahn ist, so wird sie es hoffentlich wohl bey meinem Commando bewenden lassen. Was? die Gesetze eines Gesetzgebers müßten nicht aus seiner innern Gerechtigkeit erklärt werden? Wenn der Buchstabe des Gesetzes einen trift, den der Gesetzgeber zu treffen unmöglich kann die Absicht gehabt haben; wenn, dem Buchstaben nach, Strafe auf einen fällt, auf dessen in ihrer Art einzige Handlung, die der Gesetzgeber nicht vorher sehen können, vielmehr Belohnung als Strafe stehen müßte: verläßt der Richter nicht mit Fug den Buchstaben, und hohlt seinen Ausspruch aus der innern Gerechtigkeit her, von der er annimmt, daß sie dem Gesetzgeber beygewohnet habe? — Was? die innere Gerechtigkeit eines Gesetzgebers müsse aus seinen Gesetzen erkannt und erklärt werden? Solon war doch wohl auch Gesetzgeber? Und Solon würde sehr unzufrieden gewesen seyn, wenn man ihm nicht eine lautrere vollkommnere Gerechtigkeit hätte zutrauen wollen, als aus seinen Gesetzen sichtbar war. Denn als man ihn fragte, ob er seinen Bürgern die besten Gesetze gegeben habe: was antwortete er? *Ὁτι οὐ τους καθαπαξ καλλιςους, ἀλλ' ὡν ἐδυναντο τους καλλιςους.* „Die „besten schlechterdings nun freylich nicht: aber doch die besten, deren sie fähig waren.“ Also: —

Doch ich bin es herzlich satt, mit einem Tauben länger zu reden. Sonst könnte ich hier nicht unschicklich einer Anwendung dieser Worte des Solon noch gedenken, die dem Hrn. Pastor höchst ärgerlich seyn würde, wenn er nicht etwa schon wüßte, daß sie ein Kirchenvater gemacht hat. Und doch, was würden ohne Ausnahme die armen Kirchenväter für Wischer von unsern Lutherischen Pastoren bekommen, wenn sie itzt schrieben! Dieser nehmliche Kirchenvater entbricht sich nicht, eine zweyfache christliche Religion gelten zu lassen: eine für den gemeinen Mann, und eine andere für den feinern gelehrtern Kopf, die unter jener nur verborgen liege.

So weit gehe ich doch noch lange nicht. Bey mir bleibt die christliche Religion die nehmliche: nur daß ich die Religion von der Geschichte der Religion will getrennet wissen. Nur daß ich mich weigere, die historische Kenntniß von ihrer Entstehung und ihrer Fortpflanzung; und eine Ueberzeugung von dieser Kenntniß, die schlechterdings bey keiner historischen Wahrheit seyn kann, für unentbehrlich zu halten. Nur daß ich die Einwürfe, die gegen das Historische der Religion gemacht werden, für unerheblich erkläre; sie mögen beantwortet werden können, oder nicht. Nur daß ich die Schwächen der Bibel nicht für Schwächen der Religion halten will. Nur daß ich die Prahlerey des Theologen nicht leiden kann, welcher dem gemeinen Manne weiß macht, jene Einwürfe wären alle schon längst beantwortet. Nur daß ich den kurzsichtigen Hermenevtiker verschmähe, der Möglichkeiten auf Möglichkeiten thürmet, um die Möglichkeit zu erhärten, daß diese Schwächen auch wohl keine Schwächen seyn könnten; der eine kleine Bresche, welche der Feind geschossen, nicht anders zu stopfen weiß, als durch einen weit größern Wallbruch, den er anderwärts mit eignen Händen macht.

Und damit soll ich mich an der christlichen Religion versündiget haben? Damit? damit, daß ich geschrieben: „Was gehen den Christen „des Theologen Hypothesen, und Erklärungen, und Beweise an? Ihm „ist es doch einmal da, das Christenthum, welches er so wahr, in welchem „er sich so selig *fühlet*. Wenn der Paralyticus die wohlthätigen Schläge „des elektrischen Funken *erfährt*: was kümmert es ihn, ob *Nollet*, „oder ob *Franklin*, oder ob keiner von beiden Recht hat?"

Doch, daß ich *auch das* geschrieben habe, läßt der Hr. Pastor seinen Zeitungslesern zu melden wohl bleiben. Gleichwohl ist nur zur Rechtfertigung eines Christen *solcher* Art, die ganze Stelle hinzugefügt worden, über die er einen so kauderwelschen Commentar zu machen für gut befunden. Nur dieses war die Absicht dieser Stelle. Nur dem *fühlenden* Christen sollte darinn eine Schanze versichert werden, in welche er sich getrost werfen könne, wenn er mit seinen muthigern Theologen das Feld nicht mehr zu halten wage. Daß die Theologen, und die Theologen einer jeden Sekte, den Wahlplatz nicht sobald räumen, auch nicht sobald zu räumen brauchen; besonders, wenn sie sich nur mit ihres gleichen herumschlagen: wer weiß das nicht? Habe auch ich, es nicht genug gesagt? Habe ich nicht mit ausdrücklichen Worten bekannt, daß jeder Theolog in

dem Geiste seines angenommenen Systems, Antworten genug haben werde? Habe ich nicht selbst einen Versuch gemacht, ihm mit einigen dieser Antworten vorzugreifen? Taugt dieser mein Versuch nicht viel; wie leicht möglich ist: so mach es besser, wer kann! Das wünsche ich ja nur. Blos darum machte ich ja nur die Fragmente bekannt. Oder meynt man, weil ich völlig befriedigende Antworten wünschte und hoffte: hätte ich meinen Trost auf den Fall, daß dergleichen Antworten nicht erfolgten, lieber zurück behalten sollen? Warum das? Wollte ich denn durch diesen Trost im Voraus alle Antworten für überflüßig erklären? Er war ja blos dem einfältigen Christen, und nicht dem Theologen gegeben, dieser Trost: wenigstens nur demjenigen Theologen zugleich gegeben, der über seine höhere Weisheit nicht verlernt hat, auch blos einfältiger Christ zu seyn.

Daß diesen Trost, den ich für das unersteiglichste Bollwerk des Christenthums halte, der Hr. Pastor einen strohernen Schild nennt, thut mir seinetwegen sehr leid. Er ist, fürchte ich, in seinen theologischen Kriegen von der Heterodoxie des Feindes nicht unangesteckt geblieben; mehr davon angesteckt worden, als er sich auf einer Hamburgischen Kanzel wird wollen merken lassen; mehr, als er sich vielleicht noch selbst abgemerkt hat. Denn auch er muß also alles innere Gefühl des Christenthums leugnen. Und wenn man ihn auf der Kanzel noch nicht ausrufen hören, „Gefühl! Was Gefühl? Gefühl ist ein stroherner Schild. Unsere Her„meneutik, unsere symbolischen Bücher, das, das sind das alles schirmende, „undurchdringliche, diamantene Schild des Glaubens!" so kömmt es vermuthlich nur daher, weil selbst in den symbolischen Büchern auf den strohernen Schild noch gerechnet wird. Von Stroh möchte er daher auch immer seyn: denn es giebt dort mehr stroherne Schilde. Wenn er nur nicht zugleich so schmahl wäre! Aber da hat nur eben ein einzelner Mensch, die Religion im Herzen, darunter Raum. Was soll ein Pastor damit, wenn er nicht auch seine Bibel, nicht auch seine ganze liebe Gemeinde mit eins darunter bergen kann?

Wie treuherzig der Hr. Pastor auch sonach allen seinen werthen Herren Collegen anräth, lieber offenbar feldflüchtig zu werden, als sich dieses Schildes zu bedienen: ist wohl noch werth, mit seinen eignen Worten gehört zu werden. „Ich würde, sagt er mit bebender Stimme, „den „Christen, der zugleich Theolog ist, sehr betauern, wenn er sich aus „Mangel andrer Gründe, in der traurigen Nothwendigkeit sehen sollte,

„diesen aus Stroh geflochtenen Schild den in den Fragmenten befindlichen „feurigen Pfeilen entgegen zu halten.“ — Das würde gewissermaßen auch ich thun. Wenigstens würde ich die Achseln über ihn zucken, daß er sein Handwerk so schlecht verstünde. Aber wer sprach denn von einem Christen, der zugleich Theolog ist? Sollen denn, müssen denn alle Christen zugleich Theologen seyn? Ich habe noch immer die besten Christen unter denen gefunden, die von der Theologie am wenigsten wußten. Warum können die nicht einen strohernen Schild haben, die unter feurige Pfeile nicht kommen? Hilft ein stroherner Schild gegen feurige Pfeile nicht: so hilft er doch gegen Hiebe. — Der entschlossene Hr. Pastor fährt fort: „Ich würde ihm (dem Christen, der zugleich Theolog ist) lieber rathen, „gar die Flucht zu nehmen.“ — Wenn er glaubt, daß er schlechterdings den Theologen seiner Sekte beybehalten muß: Glück auf den Weg! Genug, daß diejenigen bey der Fahne halten, die nur Christen sind. — „Denn „durch Anwendung dieser von dem Hrn. Herausgeber an die Hand gegebnen Sätze, würde er die Bibel Preis geben, um die Religion „zu retten: aber welche Religion?“ — Welche? Die nehmliche, aus welcher die Bibel entstand. Die nehmliche, die man in spätern Zeiten, als sie in ihrer ursprünglichen Lauterkeit sollte verloren gegangen seyn, wieder aus der Bibel zog. Oder ist noch keine zuverläßig daraus gezogen worden? Ist die daraus gezogene, nur provisorie, nicht wirklich die christliche? Das muß wohl; denn der Hr. Pastor sagt so ganz entscheidend: „Gewiß nicht die christliche, als welche mit der Bibel steht und „fällt.“ — Das thut mir leid! Und die Bibel steht und fällt? Doch wohl mit ihrer Theopnevstie? Allerdings muß er sagen: wenn ohne Bibel kein Christenthum ist; so ist ohne Theopnevstie keine Bibel.

Und hier sey mir erlaubt, mich auf die Stelle eines Andern zurück zu ziehen, an welche mich die nehmlichen Worte stehen und fallen erinnern. „Die Frage, sagt ein Mann, (*) der sich um die Bibel zu verdient gemacht hat, als daß es ihm, nach des Hrn. Pastors eigner Art zu folgern, nicht mit der christlichen Religion ein Ernst seyn sollte — „Die Frage, ob die Bücher des N. Testaments von Gott eingegeben sind, „ist der christlichen Religion nicht völlig so wichtig, als die vorige, ob sie „ächt sind. Sie steht und fällt nicht so schlechterdings mit ihr.

(*) Michaelis, in seiner Einleitung in die Schriften des N. T. S. 73. n. a.

„Gesetzt, Gott hätte keines der Bücher des N. Testaments inspirirt, son„dern Matthäum, Marcum, Lucam, Johannem, Paulum blos sich selbst „überlassen, zu schreiben, was sie wußten, die Schriften wären aber nur „alt, ächt und glaubwürdig, so würde die christliche Religion die wahre „bleiben. Die Wunder, durch die sie bestätiget ist, würden ihre Wahr„heit eben so gut beweisen, wenn auch die Zeugen derselben nicht inspirirte, „sondern blos menschliche Zeugen wären; denn ohnehin setzen wir bey „Untersuchung der Wahrheit dieser Wunder gar nicht das göttliche Ansehen „der Schriftsteller zum voraus, sondern betrachten sie blos als menschliche „Zeugen. Wären die Wunder wahr, die der Evangelist erzählte, so wür„den auch die Reden Christi, die dadurch bestätiget sind, ein untrügliches „Gottes Wort seyn, doch mit dieser kleinen Furcht und Ausnahme, daß „der Erzähler vielleicht etwas nicht recht gefasset, und es uns nicht völlig „richtig aufbehalten haben könnte: und aus den Briefen der Apostel, gesetzt, „sie hätten in Nebensachen gefehlt, würden wir doch die so oft wieder„holten Hauptsachen der christlichen Religion, die zu predigen Christus „sie aussandte, so gut lernen können, als etwa aus Bülfingern Wolfens „Lehrsätze der Philosophie. Es wäre also ganz wohl möglich, daß jemand „an der göttlichen Eingebung der sämmtlichen Schriften des N. T. einen „Zweifel hätte, oder sie sogar leugnete, und doch die christliche Religion „von Herzen glaubte: ja es giebt wirklich so denkende, zum Theil in der „Stille, zum Theil auch öffentlich, die man nicht sogleich zu den Un„christen rechnen darf. Gar nicht zu ihrer Verunglimpfung, sondern bloß „als Factum sey es gesagt: manche alte Kätzer, die die Schriften des N. Te„stamentes für ächt, aber doch nicht für untrügliches Principium cognos„cendi gelten ließen, sondern sich zu Richtern über die Apostel aufwarfen, „könnten wohl eben so gedacht haben. —

Wie weit würde der Schutz dieser Stelle über mich heraus reichen, wenn ich unter dieser Stelle Schutz suchen müßte! Aber das brauche ich nicht, und noch weniger habe ich die Sitte boshafter Bettelleute hiermit nachmachen wollen, die sich einen hastigen Hund nicht anders vom Leibe zu halten wissen, als dadurch, daß sie ihn auf einen andern hetzen. Denn wenn ich den Hrn. Pastor Goeze kenne: so versteht er seinen Vortheil zu wohl, daß er nicht lieber mich festhalten, als frischerdings auf einen Michaelis losgehen sollte.

Anti-Goeze.

Multa sunt sic digna revinci, ne gravitate adorentur.
Tertullianus.

D. i. Nothgedrungener Beyträge zu den freywilligen Beyträgen des Hrn. Past. Goeze ERSTER.

(Gott gebe, letzter!) (3)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

(S. 71tes Stück der freywill. Beyträge.)

Lieber Herr Pastor,

Poltern Sie doch nicht so in den Tag hinein: ich bitte Sie. — Ich gehe ungern daran, daß ich meiner Absage schon so bald nachleben muß. Aber Sie glaubten wohl sonst, es sey mein Ernst nicht. — Sehen Sie also, welchen Plan zu meiner Fehde gegen Sie, ich hiermit anlege. Auch schliessen Sie auf den Ton aus dem Lemma des Tertullian, und den fernern Worten, die bey ihm folgen. Ueberschreyen können Sie mich alle acht Tage: Sie wissen, wo. Ueberschreiben sollen Sie mich gewiß nicht.

Gott weiß es, ich habe nichts dagegen, daß Sie und alle Schulrectores in Niedersachsen gegen meinen Ungenannten zu Felde ziehen. Vielmehr freue ich mich darüber; denn eben darum zog ich ihn an das Licht, damit ihn recht viele prüfen, recht viele widerlegen könnten. Ich hoffe auch, er wird noch Zeit genug unter die rechten Hände kommen, unter welchen er mir noch nicht zu seyn scheinet: und so dann glaube ich wirklich der christlichen Religion durch seine Bekanntmachung einen grössern Dienst erwiesen zu haben, als Sie, mit allen Ihren Postillen und Zeitungen.

Wie? weil ich der christlichen Religion mehr zutraue, als Sie, soll ich ein Feind der christlichen Religion seyn? Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht haben? Denn kurz, Herr Pastor — Sie irren sich sehr, wenn Sie glauben, daß der Ungenannte ganz aus der Welt geblieben wäre, wenn ich ihm nicht herein geholfen hätte. Vernehmen Sie, daß das Buch ganz existiret, und bereits in mehrern Abschriften existiret, wovon, ich weiß nicht wie, nur Fragmente des ersten Entwurfs, sich in die Bibliothek verlaufen haben, die ich der Welt freylich nutzbarer hätte machen können, wenn ich alle darinn befindlichen plattdeutsche Bibeln von Wort zu Wort für Sie conferiret hätte.

Versichern Sie indeß nicht selbst, daß diese leidigen Fragmente schon ein Paar Werke hervorgebracht haben, deren Nutzen den besorglichen Schaden derselben unendlich überwiege? Und ich, ich, der ich die causa sine qua non dieser vortrefflichen Werke bin, sollte desfalls ein Reichshofrathsconclusum zu besorgen haben? Vielmehr verspreche ich mir eine Belohnung von dem Reichshofrathe, so bald es nicht blos die traurige Pflicht des Reichshofraths seyn wird, Unrecht zu steuern, und böse Handlungen zu ahnden, — so bald aufgeklärtere tugendhaftere Zeiten, wie wir unter einem Joseph II. sie uns immer mehr und mehr versprechen dürfen, auch dem Reichshofrathe Musse und Stoff geben werden, verborgene Tugend aufzusuchen, und gute Thaten zu belohnen. Bis dahin hat es wenigstens keine Noth, daß nur Einer in den ersten Gerichten des Reichs seyn sollte, der so dächte — wie Goeze.

Schön, vortrefflich, ganz in Luthers Geiste, ist es von diesem Lutherschen Pastor gedacht, daß er den Reichshofrath zu einem Schritte gern verhetzen möchte, der, vor zweyhundert und funfzig Jahren mit Ernst

gethan, uns um alle Reformation gebracht hätte! Was hatte Luther für Rechte, die nicht noch jeder Doctor der Theologie hat? Wenn es itzt keinem Doctor der Theologie erlaubt seyn soll, die Bibel aufs neue und so zu übersetzen, wie er es vor Gott und seinem Gewissen verantworten kann: so war es auch Luthern nicht erlaubt. Ich setze hinzu, so war es Luthern noch weniger erlaubt. Denn Luther, als er die Bibel zu übersetzen unternahm, arbeitete eigenmächtig gegen eine von der Kirche angenommene Wahrheit: nehmlich gegen die, daß es besser sey, wenn die Bibel von dem gemeinen Manne in seiner Sprache nicht gelesen werde. Den Ungrund dieses von seiner Kirche für wahr angenommenen Satzes mußte er erst erweisen; er mußte die Wahrheit des Gegensatzes erst erfechten; er mußte sie als schon erfochten voraussetzen: ehe er sich an seine Uebersetzung machen konnte. Das alles braucht ein itziger protestantischer Uebersetzer nicht; die Hände sind ihm durch seine Kirche weniger gebunden, die es für einen Grundsatz annimmt, daß der gemeine Mann die Bibel in seiner Sprache lesen dürfe, lesen müsse, nicht genug lesen könne. Er thut also etwas, was ihm niemand streitig macht, daß er es thun könne: anstatt daß Luther etwas that, wobey es noch sehr streitig war, ob er es thun dürfe. — Das ist ja sonnenklar. — Kurz, Bahrdtens, oder eines andern Itztlebenden, Uebersetzung verdammen, heißt der Lutherschen Uebersetzung den Proceß machen; wenn jene auch noch so sehr von dieser abgehen. Luthers Uebersetzung ging von den damals angenommenen Uebersetzungen auch ab; und mehr oder weniger, darauf kömmt nichts an.

Der wahre Lutheraner will nicht bey Luthers Schriften, er will bey Luthers Geiste geschützt seyn; und Luthers Geist erfodert schlechterdings, daß man keinen Menschen, in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen, hindern muß. Aber man hindert alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzeln, ist kein Fortgang im Ganzen möglich.

Herr Pastor, wenn Sie es dahin bringen, daß unsere Lutherschen Pastores unsere Päbste werden; — daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen, in der Schrift zu forschen; — daß diese unserm Forschen, der Mittheilung unsers Erforschten, Schranken setzen dürfen: so bin ich der erste, der die Päbstchen wieder mit dem Pabste vertauscht. — Hoffentlich werden mehrere so entschlossen denken, wenn gleich nicht

viele so entschlossen reden dürften. Und nun, Herr Pastor, arbeiten Sie nur darauf los, so viele Protestanten, als möglich wieder in den Schoos der Katholischen Kirche zu scheuchen. So ein Lutherscher Eifrer ist den Katholiken schon recht. Sie sind ein Politicus wie ein Theolog. —

Das eine der vortrefflichen Werke, die ohne Mich in des Nichts unfruchtbaren Lenden geblieben wären, sind die Unterredungen meines Nachbars, dessen gutem Willen ich bereits in meiner Duplik alle mögliche Gerechtigkeit erwiesen habe. Sie wissen nun ohne Zweifel, Herr Pastor, daß damals, als Sie mich auffoderten, auf diese Unterredungen zu antworten, ich bereits darauf geantwortet hatte. Die Reihe zu reden, ist nun an Ihnen; und es soll mich verlangen, wie weit es Ihre Exegetik treiben wird, das Wort GOttes in den Augen vernünftiger Menschen lächerlich zu machen. Es soll mich verlangen, aus welchen Gründen, mit welcher Stirne, Sie die unverdauten Einfälle eines vermuthlichen Layen, wie mein Nachbar ist, den weit bessern Antworten vorziehen werden, die auf die Einwürfe meines Ungenannten schon vorhanden waren. —

Das zweyte dieser Werke ist des Herrn Mascho Vertheidigung der christlichen Religion: oder, wie ich lieber sagen möchte, die Vertheidigung der christlichen Religion des Herrn Mascho. Denn wahrlich, die Vertheidigung ist nicht so sehr sein eigen, als die Religion, die er vertheidiget. Und was? diese hätten Sie gelesen gehabt, Herr Pastor, ganz gelesen gehabt, als Sie das 71stemal dieses Jahr in Ihr Horn stiessen? — Ja?

So kann es denn das Publicum nicht zeitig genug erfahren, wie mancherley Maaß und Gewichte Goeze und Compagnie in Hamburg haben!

Es thut mir leid, daß ich dieses sonst gute Haus so blamiren muß. Aber warum braucht es auch sein richtiges volles Gewicht nicht wenigstens gegen seine alten Freunde? Warum will es mit seinem richtigen vollen Gewichte sich nur erst Freunde machen, aber nicht erhalten?

Armer Mascho, lassen Sie den neidischen Mann, der alle Handlungen einzig in seine Kanäle lenken will, nur erst mit mir fertig seyn. Er wird Sie schon auch nach Hause leuchten. Itzt thut er mit Fleiß, als ob er nicht merkte, auf welcher Seite Sie hinken. Er braucht Hülfe: Tros Rutulusue fuat — Seine Parthie muß sich wenigstens in den Zeitungen immer vergrössern. Aber warten Sie nur!

Doch ist es nicht unschicklich, in einem Briefe einen andern anzureden, als den, an welchen der Brief gestellet ist? Ich wende mich also wieder zu Ihnen, Herr Pastor, und frage Sie nochmals: haben Sie des Herrn Mascho Vertheidigung, welche Sie so rühmen, wirklich gelesen?

Wirklich? — Nun so ist es erwiesen, Herr Pastor, was ich Ihnen Schuld gebe. Sie haben mancherley Maaß und Gewicht, welches dem Herrn ein Greuel ist. Mit einem andern bevortheilen Sie mich: mit einem andern bedienen Sie den Herrn Mascho. Wovor Sie bey mir andere warnen, das preisen Sie bey ihm andern an. Die nehmlichen Species, die Sie nach meiner Verschreibung als gefährlich und tödtlich nicht administriren wollen, verkaufen Sie auf sein Recipe, in der nehmlichen Quantität, oder in einer noch bedenklichern, als höchst unschuldig und heilsam.

Oder das Ding, Herr Pastor, in Ihrer sinnreichen Metapher des strohernen Schildes auszudrücken: Herr Mascho streitet schlechterdings unter dem nehmlichen strohernen Schilde, mit welchem Sie mich der Welt so lächerlich und verdächtig gemacht haben. Wie kömmt es denn, daß dieses stroherne Schild nur an meinem Arme schlimmer als keines ist? an seinem aber für eine gar hübsche taugliche Waffe passiren muß?

Nehmlich: behauptet nicht auch Herr Mascho, (S. 10) daß die Bibel zwar eine Offenbarung enthält, aber keine ist?

Unterscheidet nicht auch Herr Mascho (S. 249) den Buchstaben von dem Geiste der Bibel?

Lehret nicht auch Herr Mascho, (S. 202) daß die Religion eher gewesen, als die Bibel?

Und sind denn das nicht die drey Sätze, um welche der Herr Pastor den Tanz mit mir angefangen?

Sie können nicht sagen, Herr Pastor, daß Sie diese Sätze bey ihm nicht gefunden. Denn sie stehen nicht allein mit deutlichen Worten da: sondern alles, alles, was Herr Mascho sagt, bezieht sich, gründet sich darauf.

Ja noch mehr: eben diese Sätze, die ich für bloße Betrachtungen gebe, mit welchen sich diejenigen beruhigen können, die sich an dem Christenthume ohne Theologie begnügen wollen, oder begnügen müssen; eben

diese Sätze macht Herr Mascho zu Grundsätzen, nicht des Christenthums, sondern der Theologie.

Denn das ganze System von Inspiration, welches Sie annehmen, Herr Pastor; in dessen Geiste Sie die uns gemeinschaftlichen, aber nicht zu einerley Absicht gemeinschaftlichen Sätze, bey mir anfeindeten: was ist es dem Herrn Mascho! — Was es mir bey weitem noch nicht ist.

Es ist ihm eben das, was meinen Ungenannten in den Naturalismus gestürzt hat. Es ist ihm das, was jeden nicht besser organisirten Kopf, als meinem Ungenannten zu Theil geworden war, in den Naturalismus nothwendig stürzen muß. Das ist es ihm; das ist es ihm auf allen Blättern. *

Und nun, Herr Pastor, seyn Sie auf Ihrer Hut! Ich warne Sie auf den Wink des Herrn Mascho. Ehe Sie es sich versehen, liegen Sie, nach dem Herrn Mascho, in eben dem Abgrunde, in welchem mein Ungenannter nun jammert: und dann ist keine Hülfe für Sie, als entweder da zu verzweifeln, oder mit eins alle den Plunder aufzugeben, der noch vor 50 bis 60 Jahren in unsern Lehrbüchern Religion hieß **, und alle die schönen Siebensachen dafür anzunehmen, die man seit dieser Zeit in der Religion erfunden hat, und noch täglich erfindet. ***

So gar werden Sie gezwungen seyn, solcher schönen Siebensachen nicht wenige anzunehmen, die Herr Mascho selbst, unter Ihren Augen erfindet. Er hat bereits Dinge in seinem Körbchen, die jedem guten Alltagschristen völlig fremd und unerhört sind. Ueber gewisse jüdische Ideen, die wir sehr unrecht ganz vergessen haben †; über das große Pfingstwunder ††; über — was weiß ich!

Und o, welch neues Unglück drohet dem Hamburgischen Katechismus wieder in Hamburg selbst! Denn Herr Mascho ist mit nichts weniger zufrieden, als mit unsern bisherigen Religionsunterrichten, deren nothwendige Berichtigung und Verbesserung er aus den leidigen Fragmenten meines Ungenannten erst recht erkannt hat. Seine, seine Ideen müssen vor allen Dingen in unsere Katechismen: oder es geht nimmermehr gut! †††

Wie, Herr Pastor? das wollten Sie gestatten? Als unserm guten

* S. Vorr. IV. VIII. X. XII. desgleichen in der Schrift selbst, S. 258. 271. 306. und wo nicht?

** Vorr. XV.

*** S. 3. 4.

† S. 82.

†† S. 113.

††† Vorr. XIII. S. 26. 36. 71. 111. u. m.

Freunde Alberti ehedem so etwas beyfiel: wem hat es die Hamburgische Kirche zu danken, daß er nicht damit durchdrang, als Ihnen? Und nun sollte Herr Mascho damit durchdringen, indem Ihre ganze Aufmerksamkeit, Ihr ganzer Eifer nur auf mich gerichtet ist?

Erkennen Sie doch die Diversion, die man Ihnen zu machen sucht, und lassen mich in Ruhe. Es könnte ja gar seyn, daß ich und Mascho uns verstünden! Doch, das muß ich Ihnen nicht zweymal sagen, wenn unsre List gelingen soll.

Anti-Goeze.

Bella geri *placeat* nullos habitura triumphos!
Luc.

Zweyter. (4)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

Mein Herr Hauptpastor,

Ich erhielt Ihr Etwas Vorläufiges gegen meine — wenn es nicht Ihre erste Lüge ist — mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsre allerheiligste Religion ꝛc. am Abend des Osterabends; und hatte noch eben Zeit, den herrlichen Vorlauf zu kosten. Der soll mir auf das Fest schmecken! dachte ich. Und er hat mir geschmeckt. Gott gebe, daß mir der Nachlauf zu seiner Zeit auch so schmecken, auch so wohl bekommen mag!

Aber was das nun wieder ist! Der Herr Hauptpastor verweisen mir in Ihrem Etwas Vorläufigen, welches ich, der Geschmeidigkeit wegen, lieber das Vorläufige Etwas nennen will, mit so vielem Ernst und Nachdruck meine Aequivoken* und Wortspiele: und dennoch mache

* Der Herr Hauptpastor schreiben Equivocen; und das mehr wie einmal. (S. VII. IX. 55.) Es kann also weder Schreib- noch Druckfehler seyn; sondern diese spaßhafte Orthographie ward beliebt, — um auch ein Wortspielchen zu machen. *Aequivocum*, quasi dicas, *equi vocem*. Denn freylich, was ist äquivoker als das Wiehern des Pferdes? Für den

ich schon wieder ein so häßlich Ding, und äquivocire und wortspiele mit vorläufig und Vorlauf; ohne auch nur im geringsten vorher zu erklären, ob ich den Vorlauf von der Kelter oder von der Blase verstehe.

Doch lieber vergeben Sie mir immer, Herr Hauptpastor, eine Schwachheit, die mir zur andern Natur geworden ist. Jeder Mensch hat seinen eignen Stil, so wie seine eigne Nase; und es ist weder artig noch christlich, einen ehrlichen Mann mit seiner Nase zum besten haben, wenn sie auch noch so sonderbar ist. Was kann ich dafür, daß ich nun einmal keinen andern Stil habe? Daß ich ihn nicht erkünstle, bin ich mir bewußt. Auch bin ich mir bewußt, daß er gerade dann die ungewöhnlichsten Cascaden zu machen geneigt ist, wenn ich der Sache am reifsten nachgedacht habe. Er spielt mit der Materie oft um so muthwilliger, je mehr ich erst durch kaltes Nachdenken derselben mächtig zu werden gesucht habe.

Es kömmt wenig darauf an, wie wir schreiben: aber viel, wie wir denken. Und Sie wollen doch wohl nicht behaupten, daß unter verblümten, bilderreichen Worten nothwendig ein schwanker, schiefer Sinn liegen muß? daß niemand richtig und bestimmt denken kann, als wer sich des eigentlichsten, gemeinsten, plattesten Ausdruckes bedienet? daß, den kalten, symbolischen Ideen auf irgend eine Art etwas von der Wärme und dem Leben natürlicher Zeichen zu geben suchen, der Wahrheit schlechterdings schade?

Wie lächerlich, die Tiefe einer Wunde nicht dem scharfen, sondern dem blanken Schwerdte zuschreiben! Wie lächerlich also auch, die Ueberlegenheit welche die Wahrheit einem Gegner über uns giebt, einem blendenden Stile desselben zuschreiben! Ich kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder weniger entlehnet. Wahrheit allein giebt echten Glanz; und muß auch bey Spötterey und Posse, wenigstens als Folie, unterliegen.

Also von der, von der Wahrheit lassen Sie uns sprechen, und nicht vom Stil. — Ich gebe den meinen aller Welt Preiß; und freylich mag

Cardanus zwar nicht; aber doch für uns andere, die wir uns auf das Wiehern nicht so gut verstehen, als Cardanus. — Oder sollte der Herr Hauptpastor hier wohl noch spaßhafter seyn wollen, und zugleich ein Wort im Sinne gehabt haben, welches Luther in seinem Hanswurst von Wolfenbüttel braucht? Der Bibliothekar zu Wolfenbüttel erinnerte ihn an dieß Buch; dieß Buch an dieß Wort: und ich freue mich herzlich, daß ich seinem Witze so auf die Spur komme. Das nenne ich doch noch eine Nachahmung Luthers!

ihn das Theater ein wenig verdorben haben. Ich kenne den Hauptfehler sehr wohl, der ihn von so manchen andern Stilen auszeichnen soll: und alles, was zu merklich auszeichnet, ist Fehler. Aber es fehlt nicht viel, daß ich nicht, wie Ovid, die Kunstrichter, die ihn von allen seinen Fehlern säubern wollten, gerade für diesen einzigen um Schonung anflehen möchte. Denn er ist nicht sein Fehler: er ist seine Erbsünde. Nehmlich: er verweilt sich bey seinen Metaphern, spinnt sie häufig zu Gleichnissen, und malt gar zu gern mit unter eine in Allegorie aus; wodurch er sich nicht selten in allzuentfernte und leicht umzuformende tertia comparationis verwickelt. Diesen Fehler mögen auch gar wohl meine dramatische Arbeiten mit verstärkt haben: denn die Sorge für den Dialog gewöhnt uns, auf jeden verblümten Ausdruck ein scharfes Auge zu haben; weil es wohl gewiß ist, daß in den wirklichen Gesprächen des Umganges, deren Lauf selten die Vernunft, und fast immer die Einbildung steuert, die mehresten Uebergänge aus den Metaphern hergenommen werden, welche der eine oder der andere braucht. Diese Erscheinung allein, in der Nachahmung gehörig beobachtet, giebt dem Dialog Geschmeidigkeit und Wahrheit. Aber wie lange und genau muß man denn auch eine Metapher oft betrachten, ehe man den Strom in ihr entdecket, der uns am besten weiter bringen kann! Und so wäre es ganz natürlich, daß das Theater eben nicht den besten prosaischen Schriftsteller bilde. Ich denke sogar, selbst Cicero, wenn er ein beßrer Dialogist gewesen wäre, würde in seinen übrigen in eins fortlaufenden Schriften so wunderbar nicht seyn. In diesen bleibt die Richtung der Gedanken immer die nehmliche, die sich in dem Dialog alle Augenblicke verändert. Jene erfodern einen gesetzten, immer gleichen Schritt; dieser verlangt mit unter Sprünge: und selten ist ein hoher Springer, ein guter ebner Tänzer.

Aber, Herr Hauptpastor, das ist mein Stil, und mein Stil ist nicht meine Logik. — Doch ja! Allerdings soll auch meine Logik seyn, was mein Stil ist: eine Theaterlogik. So sagen Sie. Aber sagen Sie was Sie wollen: die gute Logik ist immer die nehmliche, man mag sie anwenden, worauf man will. Sogar die Art, sie anzuwenden, ist überall die nehmliche. Wer Logik in einer Komödie zeigt, dem würde sie gewiß auch zu einer Predigt nicht entstehen: so wie der, dem sie in einer Predigt mangelt, nimmermehr mit ihrer Hülfe auch eine nur erträgliche Komödie zu Stande bringen würde, und wenn er der unerschöpflichste

Spaßvogel unter der Sonne wäre. Glauben Sie, daß Pater Abraham gute Komödien gemacht hätte? Gewiß nicht: denn seine Predigten sind allzu elend. Aber wer zweifelt wohl, daß Moliere und Shakespear vortreffliche Predigten gemacht und gehalten hätten, wenn sie, anstatt des Theaters, die Kanzel hätten besteigen wollen?

Als Sie, Herr Hauptpastor, den guten Schlosser wegen seiner Komödien so erbaulich verfolgten, fiel eine doppelte Frage vor. Die eine: darf ein Prediger Komödien machen? Hierauf antwortete ich: warum nicht? wenn er kann. Die zweyte: darf ein Komödienschreiber Predigten machen? Und darauf war meine Antwort: warum nicht? wenn er will. —

Doch wozu alles dieses Geschwäz? Was gehen mich itzt die Armseligkeiten des Stils und Theaters an; itzt da ein so schreckliches Halsgericht über mich verhangen wird? — Da steht er, mein unbarmherziger Ankläger, und wiehert Blut und Verdammung: und ich, einfältiger Tropf, stehe bey ihm, und lese ihm ruhig die Federn vom Kleide. —

Ich muß, ich muß entbrennen, — oder meine Gelassenheit selbst, meine Kälte selbst, machen mich des Vorwurfs werth.

Wie, Herr Hauptpastor? Sie haben die Unverschämtheit, mir mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf die christliche Religion Schuld zu geben? Was hindert mich, in die Welt zu schreiben, daß alle die heterodoxen Dinge, die Sie itzt an mir verdammen, ich ehedem aus Ihrem eigenen Munde gehört und gelernt habe? Was hindert mich? Eine Unwahrheit wäre der andern werth. Daß ich Ihre Stirn nicht habe; das allein hindert mich. Ich unterstehe mich nicht zu sagen, was ich nicht erweisen kann: und Sie — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern: für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen.

Und die einen so infamirenden Titel führet, — was enthält diese Goezische Scharteke? Nichts enthält sie, als elende Recensionen, die in den freywilligen Beyträgen schon stehen, oder werth sind darinn zu stehen. Doch ja; sie enthält auch einen zum drittenmale aufgewärmten Brey, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brey wieder in den Mund schmieren lassen.

Ist es von einem rechtschaffenen Gelehrten, — ich will nicht sagen,

von einem Theologen — begreiflich, daß er, unter einem solchen Titel, widerlegte Beschuldigungen nochmals in die Welt schickt, ohne auf ihre Widerlegung die geringste Rücksicht zu nehmen? — „So hat er denn „wohl von dieser Widerlegung nichts gewußt?" — O doch! Er weiß sehr wohl, daß sie vorhanden ist; er hat davon gehört: nur gelesen hat er sie noch nicht, und nach dem Feste wird es sich zeigen, als ob er es für nöthig findet, darauf zu antworten. —

Und inzwischen, Herr Hauptpastor, inzwischen haben Sie dennoch die Grausamkeit, Ihre Beschuldigungen zu wiederhohlen? in diesem geschärften Tone zu wiederhohlen? — Also sind Sie allwissend? Also sind Sie untrieglich? — Also kann schlechterdings in meiner Wiederlegung nichts stehen, was mich in einem unschuldigern Lichte zeigte? was Sie einen Theil Ihrer Klage zurück zu nehmen, bewegen könnte? Also, wie Sie eine Sache einmal ansehen, so, vollkommen so, sind Sie gewiß, daß Sie dieselbe von nun an bis in Ewigkeit ansehen werden?

In diesem einzigen Zuge, Herr Hauptpastor, stehen Sie mir ganz da, wie Sie leiben und leben. Sie haben vor dem Feste nicht Zeit, die Vertheidigung des Beklagten zu hören. Sie wiederhohlen die Anklage, und schlagen seinen Namen getrost an Galgen. Nach dem Feste, nach dem Feste, werden Sie schon sehen, ob auf seine Vertheidigung der Name wieder abzunehmen ist, oder nicht!

Gegen einen solchen Mann wäre es möglich, die geringste Achtung beyzubehalten? — Einem dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht hinwiederum erlaubt seyn, sich aller Arten von Waffen zu bedienen? Welche Waffen können meuchelmörderischer seyn, als sein Verfahren ist?

Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Gränzen der Wiedervergeltung überschreiten werde. Ich werde diese Gränzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so verachtend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen *ungesitteten* Gegner vielleicht an mir finden: aber sicherlich keinen *unmoralischen*.

Dieser Unterschied, zwischen *ungesittet* und *unmoralisch*, der sehr wichtig ist, obgleich beide Wörter, ihrer Abkunft nach, vollkommen das nehmliche bedeuten müßten, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre *unmoralische* Art zu disputiren, will ich in ihr möglichstes Licht zu

setzen suchen, sollte es auch nicht anders, als auf die ungesitteteste Weise geschehen können.

Itzt ist mein Bogen voll; und mehr als einen Bogen sollen Sie auf einmal von mir nicht erhalten. Es ist erlaubt, Ihnen den Eimer faulen Wassers, in welchem Sie mich ersäufen wollen, tropfenweise auf den entblößten Scheitel fallen zu lassen.

Anti-Goeze.

Avolent quantum volent paleae levis fidei quocunque afflatu tentationum, eo purior massa frumenti in horrea domini reponetur.

Tertulli.

DRITTER. (5)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

Also: — „meine mittelbaren und unmittelbaren feindseligen Angriffe auf die christliche Religion."

Nun dann! So hält Hr. Goeze doch wenigstens einen Spruch im Neuen Testamente für nicht eingegeben, für nicht göttlich; sondern für eine blos menschliche gute Lehre, von welcher er Ausnahmen nach Gutdünken machen darf. Verdammet nicht, so werdet ihr auch nicht verdammt!

Zwar nein! Er selbst verdammt ja nicht. Er wiederhohlt nur die Verdammung, welche der h. Geist ausgesprochen. Er hat blos die Ehre und das Vergnügen, den Herren Basedow, Teller, Semler, Bahrdt, den Verfassern der Allgemeinen Bibliothek, und meiner Wenigkeit, die Verdammung anzukündigen. Denn da stehts! Wer nicht gläubt, der wird verdammt! — Ihm nicht glaubt; nicht gerade das nehmliche glaubt, was er glaubt — wird verdammt!

Warum sollte er also nicht, trotz seines fleißigen Verdammens, welches ja nur das unschuldige Echo des Donners ist, selig zu werden

hoffen? Ich bilde mir ein, daß er selbst durch dieses Verdammen selig zu werden hoffet. Was Wunder? hoffte nicht jene fromme Hure, durch Kinderzeugen selig zu werden? Die Worte, worauf sie sich gründete, stehn auch da.

Und wie säuberlich, wie sanft, wie einschmeichelnd er, noch mit unter, bey diesem kitzlichen Geschäfte zu Werke geht! Ganz in dem Tone, und in der Manier eines gewissen *Monsieur Loyal*, in einer gewissen Komödie, die man vor gewissen Leuten nicht gern nennet. Er ist für meinen Ruhm — ha! was liegt an dieser Seifenblase? — er ist für meine Seligkeit so besorgt! Er zittert so mitleidig vor meiner Todesstunde! Er sagt mir so gar hier und da recht artige Dinge, — nur damit es mich nicht allzusehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft.

Ce Monsieur Loyal porte un air bien deloyal!

Doch was thut alles das zur Sache? Laßt uns die Beschuldigungen selbst vornehmen. — Genug, daß mich mein Herz nicht verdammet, und ich also, mit aller Freudigkeit zu Gott, einem jeden intoleranten Heuchler, der mir so kömmt, die Larve vom Gesicht reissen darf, — und reissen will, — sollte auch die ganze Haut daran hängen bleiben!

Von meinen mittelbaren Angriffen demnach zu erst. — Unter diesen versteht der Hr. Hauptpastor „den von mir veranstalteten Druck „der Fragmente, und die von mir übernommene Advocatur des Verfassers „derselben."

Jenes ist notorisch: ich kann es so wenig leugnen, als ich es leugnen möchte, wenn ich auch könnte. Dieses will ich durchaus von mir nicht gesagt, — wo möglich auch nicht gedacht wissen. Wenigstens in dem Sinne nicht, welchen der Hr. Hauptpastor damit verbindet.

Ich habe die Fragmente drucken lassen: und ich würde sie noch drucken lassen, wenn mich auch aller Welt Goezen darüber in den tiefsten Abgrund der Hölle verdammten. Die Gründe, warum ich es mit gutem Gewissen thun zu können geglaubt, habe ich verschiedentlich auch schon beygebracht. Aber Hr. Goeze will mir nicht eher zugestehen, daß diese Gründe das geringste verfangen, als bis ich ihn überführe, daß die nehmlichen Gründe mich rechtfertigen würden, „wenn ich Fragmente drucken „liesse, in welchen die Gerechtsame des hohen Hauses, dem ich diene, „die Ehre und Unschuld der ehemaligen großen und unbescholtenen Minister „desselben, und selbst des regierenden Herrn, so angegriffen würden, als

„dort, in jenen Fragmenten, die Wahrheit der christlichen Religion, die „Ehre und Unschuld der h. Apostel, und selbst unsers ewigen Königs, „angegriffen wirklich werde.

Wie kindisch! und wie pfiffig, wie boshaft zugleich! — Denn lassen Sie uns doch, Hr. Hauptpastor, vor allen Dingen die Sache auf beiden Theilen erst gleich machen. Sie haben eine Kleinigkeit auch in die andre Waagschale zu legen vergessen: und Sie wissen wohl, im Gleichgewichte giebt jede Kleinigkeit den Ausschlag. Also nur dieses erst berichtiget; und ich hoffe, Sie werden mir das beyzubringende glaubwürdige Zeugniß meiner Obern gütigst erlassen.

Nehmlich; nehmen Sie doch nur an, daß dergleichen historische und politische Fragmente, als durch deren Druck Sie mich gern auf das Eis führen möchten, von der Beschaffenheit wären, daß ihr Ungrund nicht allein klar und deutlich in die Augen leuchte, sondern sie zugleich auch einen unverhofften Anlaß und Stoff gäben, die Ehre und die Gerechtsamen des nehmlichen Hauses noch von mehrern Seiten zu verherrlichen und zu erhärten: was ist sodann Ihr Zweifel, ob ich dergleichen Fragmente wohl dürfe drucken lassen? worauf gründet er sich? Darauf: daß es doch wohl mit jener Ehre, und jenen Gerechtsamen noch so ausgemacht nicht sey? Darauf: daß man einen wandelbaren Grund nicht noch mehr untergraben müsse? selbst in der Absicht nicht, ihn zu verstärken? — O, Herr Hauptpastor, das Durchlauchtigste Haus meines Herrn ist Ihnen für diese Schmeicheley, für diese Besorgniß recht sehr verbunden! recht sehr! — Darüber getraue ich mir allenfalls, Ihnen ein glaubwürdiges Zeugniß von meinen Obern beyzubringen.

Oder darf ich, was ich bey den Gerechtsamen des Hauses annehme, dem ich diene, bey der Wahrheit der Religion nicht annehmen, die ich bekenne? Darf ich nicht darauf rechnen, daß alle Einwendungen gegen diese, wenigstens eben sowohl zu beantworten sind, als gegen jene? Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Einwürfe neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? Nicht?

„Allerdings! ruft der Hr. Hauptpastor, allerdings! Die Religion, „betrachtet als Inbegriff der zu unsrer Seligkeit geoffenbarten Wahrheiten, „gewinnet allerdings, je aufrichtiger und scharfsinniger sie bestritten wird. „Aber, das ist nur die objective Religion; nur die objective! Mit der „subjectiven ist es ganz anders. Die subjective Religion verlieret

„unwidersprechlich, durch dergleichen Bestreitungen, unendlich mehr, als „jene nur immer dadurch gewinnen kann! Folglich — —

Und was ist diese subjective Religion? — „Die Gemüthsver„fassung der Menschen, in Absicht auf die Religion, ihr Glaube, ihre „Beruhigung, ihr Vertrauen auf uns, ihre Lehrer. Die, die periklitiren „bey jedem Worte, das in deutscher Sprache gegen unsere allerheiligste „Religion geschrieben wird.“

So? Bey Gott! ein tiefgedachter Unterschied, den ich ja in seinen Schulterminis zu lassen bitte, wenn er nicht ausgepfiffen, und gerade gegen seine Bestimmung gebraucht werden soll.

Denn, wenn es wahr ist, daß die Religion bey allen und jeden Anfällen, die auf sie geschehen, objective gewinnt, und nur subjective verliert: wer will behaupten, daß es also nach dem größern Gewinne, oder nach dem größern Verluste entschieden werden müsse, ob dergleichen Anfälle überhaupt zu dulden sind, oder nicht. Ja, wenn Gewinn und Verlust hier völlig homogene Dinge wären, die man nur von einander abzuziehn brauche, um sich durch den Ueberrest bestimmen zu lassen! Aber der Gewinn ist wesentlich: und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten: der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu statten, die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben: der Verlust trift nur wenige, die weder wegen ihres Verstandes, noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trift nur die paleas levis fidei; nur die leichte christliche Spreu, die bey jedem Windstosse der Bezweiflung von den schweren Körnern sich absondert, und auffliegt.

Von dieser, sagt Tertullian, mag doch verfliegen so viel als will! Avolent quantum volent! — Aber nicht so unsre heutigen Kirchenlehrer. Auch von der christlichen Spreu soll kein Hülschen verloren gehen! Lieber wollen sie die Körner selbst nicht lüften und umwerfen lassen.

Ueberhaupt läßt sich alles, was Tertullian* von den Ketzereyen seiner Zeit, mit so vieler Scharfsinnigkeit sagt, vollkommen auf die Schriften der Ungläubigen und Freygeister unsrer Zeit anwenden. Was sind diese Schriften auch anders als Ketzereyen? Nur daß ihnen gerade noch das gebricht, was die eigentlichen Ketzereyen so fürchterlich macht.

* *De praescript. haereticorum.*

Sie zielen unmittelbar auf keine Spaltung und Trennung; sie machen keine Partheyen und Rotten. Die alten Ketzer lehrten mehr mündlich als schriftlich, und fingen immer damit an, daß sie sich Anhänger zu verschaffen suchten, welche ihren vorzutragenden Lehren sogleich ein politisches Gewicht geben könnten. Wie viel unschädlicher schickt itzt ein Mißgläubiger seine Grillen blos in die Druckerey, und läßt sie so viel Anhänger sich machen, als sie ohne sein weiteres Zuthun, sich zu machen vermögen. —

Die freygeisterischen Schriften sind also offenbar das kleinere Uebel: und das kleinere Uebel sollte verderblicher seyn, als das grosse? Wenn das größere Uebel seyn muß, auf daß die, so rechtschaffen sind, offenbar werden, — ut fides, habendo tentationem, haberet etiam probationem: warum wollen wir das kleinere nicht dulden, das eben dieses Gute hervorbringt?

O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in die Sandbank vergräbt, und hier ein andres am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert: euch ist lediglich um euer eignes Gärtchen zu thun; um eure eigne kleine Bequemlichkeit, kleine Ergetzung. Der böse Sturmwind! da hat er euch ein Lusthäuschen abgedeckt; da die vollen Bäume zu sehr geschüttelt; da eure ganze kostbare Orangerie, in sieben irdenen Töpfen, umgeworfen. Was geht es euch an, wie viel Gutes der Sturmwind sonst in der Natur befördert? Könnte er es nicht auch befördern, ohne eurem Gärtchen zu schaden? Warum bläset er nicht bey eurem Zaune vorbey? oder nimmt die Backen wenigstens weniger voll, sobald er an euren Grenzsteinen anlangt?

Wenn Tertullian von denen, die sich zu seiner Zeit an den Ketzereyen so ärgerten, über deren Fortgang so wunderten, sagt: vane et inconsiderate hoc ipso scandalizantur, quod tantum haereses valeant: was würde er von Ihnen sagen, Herr Hauptpastor, der Sie um die papierne Grundlage einer möglichen Ketzerey so ein Lärmen anfangen? Um Fragmente eines Ungenannten! Würde er nicht auch sagen: „Kurzsichtiger, — nihil valebunt, si illa tantum valere, non mireris? „Dein Lärmen selbst ist Schuld, wenn diese Fragmente mehr Schaden „anrichten, als sie anzurichten bestimmt sind. Der Ungenannte wollte „sich keinen Namen erschreiben: sonst hätte er sich genannt. Er wollte

„sich kein Häufchen sammeln: sonst hätte ers bey seinen Lebzeiten gethan. „Mit einem Worte: der diese Fragmente drucken ließ, hat weit weniger „Verantwortung, als Du, der du das laute Zeter über sie anstimmst. „Jener hat nur gemacht, daß mehrere sie lesen können: Du machst, „daß mehrere sie wirklich gelesen haben, und nun lesen müssen.“ —

Vielleicht, daß der Herr Hauptpastor diesen Verweis aus dem Munde eines Kirchenvaters lieber hört, als aus meinem! —

Antwort auf die Anzeige
im 30sten Beytrage des Altonaer Postreuters.

1) Habe ich denn auch dem Herrn Goeze die Recension des Maschoschen Buchs einzig und allein in die Schuh gegossen? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt, Goeze und Compagnie? Die Compagnieschaft mit den freywilligen Beyträgern kann er doch nicht ableugnen, mit welchen er sich einer gemeinschaftlichen Firma bedient? Meynt denn der Herr Hauptpastor, weil er sich, ausser dieser gemeinschaftlichen Firma, auch noch einer besondern, ihm allein eignen, von Zeit zu Zeit bedienet, daß er für jene gar nicht mit einstehen darf? Ich will es ihm zugeben, wenn er wenigstens nun, da er weiß, daß das Buch des Herrn Mascho eben die Grundsätze enthält, die er an mir verdammet, nächstens den Herrn Mascho in den Fr. Bey. eben so behandelt, als mich. — 2) Warum muß denn Herr Nikolai immer dem Herrn Goeze namentlich büssen, so oft in der Allgemeinen Bibliothek etwas vorkömmt, was ihm nicht ansteht? Herr Nikolai ist auch nicht Director der A. B. Herr Nikolai bekömmt auch nicht alle Aufsätze vorher zu sehen, die in der A. B. Platz finden. Vielleicht, daß er selbst nie ein Wort gegen ihn geschrieben hat. Was sich Herr Goeze mit Nikolai erlaubt: das sollte ich mir nicht mit Goezen erlauben dürfen? — 3) Und von dieser Kleinigkeit, wenn ich mich auch damit geirret hätte, sollen die Leser auf meine übrigen Behauptungen einen Schluß machen? Ja, wenn sie so schliessen wollen, wie Herr Goeze oder Herr E. schließt! Dieser Herr E. mag seyn, wie er will. Näher zu kennen verlange ich ihn gar nicht.

Anti-Goeze.

Tonto sin saber Latin,
Nunca es gran tònto.
Francis. de Roxas.

VIERTER. (6)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

Wenn doch indeß das eine ohne dem andern sehr füglich seyn könnte? — Wenn es gar wohl möglich wäre, „daß die christliche Religion objective allen Vortheil aus den Einwürfen der Freygeister ziehen könnte, „ohne subjective den geringsten Schaden zu besorgen?"

Das wäre allerdings das Bessere. Aber wie? wodurch? — Hier ist es, wo man mit einem Einfalle aufgezogen kömmt, der pedantisch genug klingt, um gründlich seyn zu können. Ein andrer würde ihn blos lächerlich machen: ich, ich will ihn prüfen. Denn mir ist das Pedantische fast Empfehlung.

Es dürfte, sagt man, nur ausgemacht seyn, daß der Streit nie anders, als in der Sprache der Gelehrten geführt würde. „Schreibt „lateinisch, ihr Herrn! schreibt lateinisch! — Ja! wer fleissiger in den „Classen gewesen wäre! wer lateinisch könnte!

— Nicht weiter, Herr Subconrector: oder man merkt Ihre wahre Absicht. Sie möchten Ihrem lieben Latein nur gern eine Empfehlung mehr verschaffen. „Lernt Latein, Jungens, lernt Latein! Alle Einwürfe

„gegen die Religion sind lateinisch geschrieben! Wenn ihr auch selbst keine „schreiben wollt: müßt ihr die geschriebenen doch kennen.“ — Und nun lernen die Jungens Latein, daß Ihnen der Kopf raucht.

Doch ich habe gesagt, daß ich den Einfall nicht blos lächerlich machen: sondern prüfen will. — Es wäre denn, wie ich fast besorge, daß dieses auf jenes hinaus liefe. Und das wäre doch meine Schuld wohl nicht. Genug, ich will ernsthaft und ordentlich zu Werke gehen.

Also: wer gegen die Religion schreiben will, soll nicht anders, als lateinisch schreiben dürffen; damit der gemeine Mann nicht geärgert werde.

Und in den Ländern, wo der gemeine Mann ziemlich Latein verstehet, als in Pohlen, Ungarn — da müssen wohl sonach die Einwürfe gegen die Religion griechisch geschrieben werden? — Natürlich! Was für ein schöner pädagogischer Handgrif, nun auch die griechische Sprache in diesen Ländern gemein zu machen! Denn es versteht sich, daß die in andern Ländern wider die Religion geschriebenen lateinischen Bücher in diese Länder nicht kommen.

Aber schon wieder auf das Lächerliche zu, das ich so gern vermeiden möchte! — „Was läge daran, wenn der Vorschlag in Pohlen und Ungarn „nicht hülfe? er hülfe doch vors erste in Deutschland.“ —

Gewiß? er hülfe? — Kann ein Vorschlag helfen, der weder thulich, noch billig, noch klug, noch christlich ist? — Das ist, was ich so ernsthaft erweisen will, als möglich.

Zwar, daß er thulich wäre, müßte ich wohl voraussetzen lassen. Ich müßte zugeben, daß ein Reichsgesetz darüber gemacht werden könne und dürffe. Denn ein geringers Verboth, als ein Reichsgesetz, würde nichts fruchten. Der Kopf, oder wenigstens ewige Gefangenschaft bey Wasser und Brod, und ohne Dinte und Feder, müßte im ganzen heiligen römischen Reiche darauf stehen, wenn jemand wider heilige Sachen anders als römisch schriebe. Das Gesetz läge schon in dem Namen des heiligen römischen Reichs, und sollte nicht thulich seyn?

Nun gut; so sey es thulich: aber wäre es denn billig? — Kann überhaupt ein Gesetz billig seyn, das eben so viel unfähige Leute zu etwas berechtigen, als fähige davon ausschiessen würde? — Und wer sieht nicht, daß dieses hier geschähe? Oder ist es das Latein selbst, welches die Fähigkeit gewähret, Zweifel gegen die Religion zu haben, und vorzutragen? Ist es die Unkunde des Lateins selbst, welche diese Fähigkeit

allen Menschen ohne Ausnahme aberkennet? Ist kein gewissenhafter, nachdenklicher Mann ohne Latein möglich? Giebt es keinen Dummkopf, keinen Narren mit Latein? Ich will auf dem Einfalle des de Roxas nicht bestehen, daß das Latein erst den rechten Narren macht: aber den rechten Philosophen macht es doch auch nicht. — Darzu; von was für einem Latein können ist die Rede? Von dem, bis zum schreiben. Wenn nun Baco, der kein Latein schreiben konnte, Zweifel gegen die Religion gehabt hätte: so hätte auch Baco diese Zweifel unterdrücken müssen? So hätte jeder Schulcollege, der ein lateinisches Programma zusammen raspeln kann, eine Erlaubniß, die Baco nicht hatte? Ich finde zwar nicht, daß Baco wie Huart dachte, der es gerade zu für das Zeichen eines schiefen Kopfes, eines Stümpers hielt, zu glauben, daß er sich in einer fremden Sprache besser werde ausdrücken können, als in seiner. Aber Baco konnte vielleicht doch denken: wie ich Latein schreiben möchte, kann ich nicht; und wie ich kann, mag ich nicht. — Wenn mehrere wüßten, welch Latein sie schrieben: so würden noch wenigere Latein schreiben. Es wäre denn freylich, daß sie müßten. Ein Muß, das vielleicht der Sprache zuträglich seyn könnte; aber nimmermehr den Sachen.

Und wenn schon in diesem Betracht, daß man sonach dem kleinern Nutzen den grössern aufopferte, das unbillige Gesetz auch nicht klug wäre: wäre es nur in diesem Betracht unklug? Wäre es nicht auch darum unklug, weil es dem gemeinen Manne nothwendig Verdacht gegen die Güte einer Sache erwecken müßte, die man sich unter seinen Augen zu behandeln nicht getraute? von deren Prüfung ihm die Lateinischen Männer durch ihre Dollmetscher nur so viel mittheilen liessen, als sie für dienlich erachteten? — Wäre es nicht auch darum unklug, weil es den Schaden, dem es vorbauen soll, gerade vermehret? Die Einwendungen gegen die Religion sollen lateinisch geschrieben werden, damit sie unter weniger Leuten Schaden anrichten. Unter wenigern? Ja, unter wenigern in jedem Lande, in welchem das Lateinische nur bey einer gewissen Classe von Leuten üblich wäre: aber auch in ganz Europa? in der ganzen Welt? Schwerlich wohl. Denn sollten, auch nur in Europa zusammen, nicht mehr Menschen seyn, welche Lateinisch könnten, und doch nicht im Stande wären, jedem übeln Eindrucke wahrscheinlicher Zweifel zu widerstehen und zu begegnen: als dergleichen schwache Menschen,

die nicht Lateinisch könnten, in jedem einzeln Lande? Seele ist für den Teufel Seele: oder, wenn er einen Unterschied unter Seelen macht, so gewänne er ja wohl noch dabey. Er bekäme, z. E. für die Seele eines deutschen Michels, der nur durch deutsche Schriften hätte verführt werden können, die Seele eines studirten Franzosen oder Engländers. Er bekäme für einen trocknen Braten, einen gespickten.

Sein Votum also, das Votum des Teufels, hätte das unkluge Gesetz gewiß: wenn es auch nicht, noch oben darin, unchristlich wäre; wie schon daraus zu vermuthen, daß es unbillig ist. — Ich verstehe aber unter unchristlich, was mit dem Geiste des Christenthums, mit der letzten Absicht desselben streitet. Nun ist, so viel ich, mit Erlaubniß des Herrn Hauptpastor Goeze, davon verstehe, die letzte Absicht des Christenthums nicht unsere Seligkeit, sie mag herkommen woher sie will: sondern unsre Seligkeit, vermittelst unsrer Erleuchtung; welche Erleuchtung nicht blos als Bedingung, sondern als Ingredienz zur Seligkeit nothwendig ist; in welcher am Ende unsre ganze Seligkeit besteht. Wie ganz also dem Geiste des Christenthums zuwider, lieber zur Erleuchtung so vieler nichts beytragen, als wenige vielleicht ärgern wollen! Immer müssen diese Wenige, die niemals Christen waren, niemals Christen seyn werden, die blos unter dem Namen der Christen ihr undenkendes Leben so hinträumen; immer muß dieser verächtliche Theil der Christen vor das Loch geschoben werden, durch welches der bessere Theil zu dem Lichte hindurch will. Oder ist dieser verächtlichste Theil nicht der wenigste? Muß er wegen seiner Vielheit geschont werden? — Was für ein Christenthum hat man denn bisher geprediget, daß dem wahren Christenthume noch nicht einmal der grössere Haufe so anhängt, wie sichs gehöret? — Wenn nun auch von diesen Namenchristen sich einige ärgerten; einige von ihnen, auf Veranlassung in ihrer Sprache geschriebener freygeisterischen Schriften, so gar erklärten, daß sie nicht länger seyn wollten, was sie nie waren: was wäre es denn nun mehr? Tertullian fragt, und ich mit ihm: Nonne ab ipso Domino quidam discentium scandalizati diverterunt? Wer, ehe er zu handeln, besonders zu schreiben, beginnt, vorher untersuchen zu müssen glaubt, ob er nicht vielleicht durch seine Handlungen und Schriften, hier einen Schwachgläubigen ärgern, da einen Ungläubigen verhärten, dort einem Bösewichte, der Feigenblätter sucht, dergleichen in die Hände spielen werde: der entsage doch nur gleich allem

Handeln, allem Schreiben. Ich mag gern keinen Wurm vorsetzlich zertreten; aber wenn es mir zur Sünde gerechnet werden soll, wenn ich einen von ungefehr zertrete: so weiß ich mir nicht anders zu rathen, als daß ich mich gar nicht rühre; keines meiner Glieder aus der Lage bringe, in der es sich einmal befindet; zu leben aufhöre. Jede Bewegung im Physischen entwickelt und zerstöret, bringt Leben und Tod; bringt diesem Geschöpfe Tod, indem sie jenem Leben bringt: soll lieber kein Tod seyn, und keine Bewegung? oder lieber, Tod und Bewegung?

Und so ist es mit diesem Wunsche beschaffen, daß die Feinde der Religion sich nie einer andern, als der lateinischen Sprache bedienen dürften; mit diesem Wunsche, der so gern Gesetz werden möchte! So ist es schon itzt damit beschaffen: und wie meynet man, daß es mit aller Untersuchung der Wahrheit überhaupt aussehen würde, wenn er nun erst Gesetz wäre? — Man urtheile aus den Krallen, welche die geistliche Tyranney in einem ihrer grimmigsten, zum Glück noch gefesselten Tyger, bereits zu entblössen wagt!

Ich ziele hiermit auf das, was der Herr Hauptpastor S. 79 und 80 über diesen Punkt sagt: und wer es noch nicht riecht, wohin alle die Einschränkungen und Bedingungen abzielen, mit und unter welchen es vergönnt bleiben könne, Einwürfe gegen die Religion zu machen: der hat den Schnupfen ein wenig zu stark.

„Verständigen, — heißt es alldort — verständigen und gesetzten „Männern kann es vergönnt bleiben, bescheidene Einwürfe gegen die christ„liche Religion, und selbst gegen die Bibel zu machen." — Aber von wem soll die Entscheidung abhangen, wer ein gesetzter und verständiger Mann ist? Ist der blos ein verständiger Mann, der Verstand genung hat, die Verfolgung zu erwägen, die er sich durch seine Freymüthigkeit zuziehen würde? Ist der blos ein gesetzter Mann, der gern in dem bequemen Lehnstuhle, in den ihn sein Amt gesetzt hat, ruhig sitzen bliebe, und daher herzlich wünscht, daß auch andre, wenn sie schon so weich nicht sitzen, dennoch eben so ruhig sitzen bleiben möchten? Sind nur das bescheidene Einwürfe, die sich bescheiden, der Sache nicht ans Leben zu kommen? Die sich bescheiden, nur so weit sich zu entwickeln, als ohngefehr noch eine Antwort abzusehen ist?

Das letztere muß wohl. Denn der Herr Hauptpastor fährt fort: „Es wird solches nöthig seyn, um die Lehrer in Othem zu erhalten." — So?

nur darum? So soll alle Bestreitung der Religion nur eine Schulübung, nur ein Spiegelgefechte seyn? Sobald der Präses dem Opponenten einen Wink giebt; sobald der Opponent merkt, daß der Respondent nichts zu antworten haben werde, und daß den Herrn Präses zu sehr hungert, als daß dieser selbst, mit gehöriger Ruhe und Umständlichkeit, darauf antworten könne: muß die Disputation aus seyn? müssen Präses und Opponent freundschaftlich mit einander zum Schmause eilen? — Doch wohl, nein: denn der Herr Hauptpastor setzt ja noch hinzu: „und „um solche Zeiten der Ruhe zu verhüten, unter welchen die Christenheit „von dem 9ten bis zum 15ten Jahrhunderte beynahe völlig zu Grunde „gegangen wäre." — Vortrefflich! Aber weiß der Herr Hauptpastor wohl, daß selbst in diesen barbarischen Zeiten doch noch mehr Einwürfe gegen die christliche Religion gemacht wurden, als die Geistlichen zu beantworten Lust hatten? Bedenkt er wohl, daß diese Zeiten nicht darum der christlichen Religion so verderblich wurden, weil niemand Zweifel hatte: sondern darum, weil sich niemand damit an das Licht getrauen durfte? darum, weil es Zeiten waren, wie der Herr Hauptpastor will, daß unsere werden sollen?

Anti-Goeze.

Cognitio veritatis omnia falsa, si modo proferantur, etiam quae prius inaudita erant, et dijudicare et subvertere idonea est.

Augustinus ad Dioscorum.

Fünfter. (7)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch alles in allem war, — für uns dachte und für uns aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor im Triumphe wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor. Nun, wenn sie nicht hören wollen: — so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Saame der Rebellion so gern und so geschwind reiffet. Heute ein Dichter: morgen ein Königsmörder. Clement, Ravaillac, Damiens sind nicht in den Beichtstühlen, sind auf dem Parnasse gebildet.

Doch auf diesem Gemeinorte des Herrn Hauptpastors lasse ich mich wohl wieder ein andermal treffen. Itzt will ich nur, wem es noch nicht klar genug ist, vollends klar machen, daß Herr Goeze schlechterdings nicht gestattet, was er zu gestatten scheinet; und daß eben das die Klauen sind, die der Tyger nur in das hölzerne Gitter schlagen zu können, sich so ärgert.

Ich sage nehmlich: es ist mit seiner Erlaubniß, Einwürfe gegen Religion und Bibel, gegen das, was er Religion und Bibel nennt, machen zu dürfen, nur Larifari. Er giebt sie und giebt sie nicht: denn er verclausulirt sie von allen Seiten so streng und rabulistisch, daß man sich, Gebrauch davon zu machen, wohl hüten muß.

Die Clausel, in Ansehung der Sprache, habe ich genugsam beleuchtet. Auch habe ich die Clausel in Ansehung der Personen und der Absicht, berühret. Aber noch ist die Clausel in Ansehung der Punkte selbst übrig, welche die Einwürfe nur sollen treffen können; und diese verdient um so mehr, daß wir uns einen Augenblick dabey verweilen, je billiger sie klingt, je weniger man, dem ersten Ansehen nach, etwas dagegen einzuwenden haben sollte.

„Nur müßte, sind die Worte des Herrn Hauptpastors, der angrei„fende Theil die Freyheit nicht haben, die heiligen Männer Gottes, von „welchen die ganze Christenheit glaubt, daß sie geredet und geschrieben „haben, getrieben von dem heiligen Geiste, als Dummköpfe, als Böse„wichter, als Leichenräuber zu lästern.

Wie gesagt, dieses klingt so billig, daß man sich fast schämen sollte, eine Erinnerung dagegen zu machen. Und doch ist es im Grunde mehr nicht, als Pfiff, oder Armseligkeit. Denn verstehen wir uns nur erst recht!

Will der Herr Hauptpastor blos, daß der angreifende Theil die Freyheit nicht haben müßte, dergleichen Schimpfworte, als er ihm in den Mund legt, anstatt aller Gründe, zu gebrauchen? Oder will er zugleich, daß der angreifende Theil auch die Freyheit nicht haben müßte, solche Dinge und Thatsachen zu berühren, aus deren Erweisung erst folgen würde, daß den Aposteln jene Benennungen gewissermassen zukommen? Das ist die Frage, deren er sich wohl nicht versehen hat.

Will er blos jenes: so ist seine Forderung höchst gerecht; aber sie betrift eine Armseligkeit, über die sich der Christ lieber hinwegsetzt. Leere Schimpfworte bringen ihn nicht auf; sie mögen wider ihn selbst, oder wider seinen Glauben gerichtet seyn. Ruhige Verachtung ist alles, was er ihnen entgegen setzt. Wehe seinem Gegner, der nichts anders hat, womit er ihn bestreite, und ihn doch bestreitet! —

Will der Herr Hauptpastor aber auch zugleich dieses: so geht er mit Pfiffen um, deren sich nur eine theologische Mämme schuldig macht; und jeder muß sich ihm widersetzen, dem die Wahrheit der christlichen

Religion am Herzen liegt. — Denn wie? So hat die christliche Religion kranke Stellen, die schlechterdings keine Betastung dulden? die man selbst der Luft nicht auslegen darf? Oder hat sie keine solche Stellen: warum sollen ihre Freunde immer und ewig den Vorwurf hören, „daß man nur „nicht alles sagen dürfe, was man gegen sie sagen könnte?" Dieser Vorwurf ist so erniedrigend, ist so marternd! Ich wiederhohle es: nur eine theologische Mämme kann ihm nicht ein Ende gemacht zu sehen wünschen, kann durch ihr Betragen länger dazu berechtigen. Nicht, daß mir der Theologische Renomist lieber wäre, welcher mitten vom Pflaster dem leuteschеuen Freygeiste, der sich an den Häusern hinschleicht, ein Schnippchen schlägt, und trotzig zuruft: „komm heraus, wenn du was hast!" Ich kann beyde nicht leiden; und das sonderbarste ist, daß auch hier nicht selten Mämme und Renomist in Einer Person sind. Sondern ich glaube, daß der wahre Christ weder den einen noch den andern spielt: zu mißtrauisch auf seine Vernunft; zu stolz auf seine Empfindung. —

So viel gegen die Foderung des Herrn Hauptpastors, im Allgemeinen betrachtet. Ich komme auf den einzeln Fall, den er dabey im Sinne hat. Denn mein Ungenannter muß es doch wohl seyn sollen, der sich einer Freyheit bedienet, die er nicht haben müßte.

Aber wo hat er sich denn ihrer bedienet? Wo hat er denn die Apostel als Dummköpfe, Bösewichter, Leichenräuber gelästert? Ich biete dem Herrn Hauptpastor Trotz, mir eine einzige Stelle in den Fragmenten zu zeigen, wo er mit solchen Ehrentiteln um sich wirft. Der Herr Hauptpastor sind es einzig und allein selbst, dem sie hier zuerst über die Zunge, oder aus der Feder, — zuerst in die Gedanken gekommen. Er, er mußte im Namen des Ungenannten, die Apostel lästern, damit er den Ungenannten lästern könne.

Und daß man ja nicht glaube, als ob ich meinen Ungenannten blos damit schützen wolle, daß jene Ehrentitel nicht buchstäblich bey ihm zu finden! Mein Ungenannter hat sogar nichts von den Aposteln positiv behauptet, was sie derselben würdig machen könnte; nirgends ihnen den Gehalt derselben gerade auf den Kopf zugesagt.

Es ist nicht wahr, daß mein Ungenannter schlechthin sagt: „Christus „ist nicht auferstanden, sondern seine Jünger haben seinen Leichnam ge„stohlen." Er hat die Apostel dieses Diebstahls weder überwiesen, noch überweisen wollen. Er sahe zu wohl ein, daß er sie dessen nicht

überweisen könne. Denn ein Verdacht, selbst ein höchstwahrscheinlicher Verdacht, ist noch lange kein Beweis.

Mein Ungenannter sagt blos: dieser Verdacht, welchen sein Gehirn nicht ausgebrütet, welcher sich aus dem neuen Testamente selbst herschreibt, dieser Verdacht sey durch die Erzählung des Matthäus von Bewahrung des Grabes, nicht so völlig gehoben und widerlegt, daß er nicht noch immer wahrscheinlich und glaublich bleibe; indem besagte Erzählung nicht allein ihrer innern Beschaffenheit nach höchst verdächtig, sondern auch ein ἅπαξ λεγόμενον sey, dergleichen in der Geschichte überhaupt nicht viel Glauben verdiene; und hier destoweniger, weil sich selbst diejenigen nie darauf zu berufen getrauet, denen an der Wahrheit derselben am meisten gelegen gewesen.

Wer sieht nun nicht, daß es sonach hier weniger auf die Wahrheit der Sache, als auf die glaubwürdige Art der Erzählung ankömmt? Und da die Erzählung einer sehr wahren Sache sehr unglaublich seyn kann: wer erkennt nicht, daß diese Unglaublichkeit jener Wahrheit nur in so weit präjudicirt, als man die Wahrheit einzig und allein von der Erzählung will abhangen lassen?

Doch gesetzt auch, mein Ungenannter hätte sich in diesen Gränzen nicht gehalten, er hätte nicht blos zeigen wollen, was jeder gute Katholik ohne Anstoß glauben und behaupten kann, daß in der schriftlichen Erzählung der Evangelisten und Apostel einzig und allein, gewisse heilige Begebenheiten so ungezweifelt nicht erscheinen, daß sie nicht noch einer anderweitigen Bekräftigung bedürffen; gesetzt, er hätte das wahrscheinliche für wahr, das glaubliche für unleugbar gehalten, er hätte es schlechterdings für ausgemacht gehalten, daß die Apostel den Leichnam Jesu entwendet: so bin ich auch sodann noch überzeugt, daß er diesen Männern, durch welche gleichwohl so unsäglich viel Gutes in die Welt gekommen, wie er selbst nicht in Abrede ist, daß er, sage ich, diesen uns in aller Absicht so theuren Männern, die schimpflichen Namen Betrüger, Bösewichter, Leichenräuber würde erspart haben, die dem Herrn Hauptpastor so geläufig sind.

Und zwar würde er sie ihnen nicht blos aus Höflichkeit erspart haben; nicht blos aus Besorglichkeit, das Kalb, wie man zu sagen pflegt, zu sehr in die Augen zu schlagen: sondern er würde sie ihnen erspart haben, weil er überzeugt seyn mußte, daß ihnen zu viel damit geschähe.

Denn wenn es schon wahr ist, daß moralische Handlungen, sie mögen zu noch so verschiednen Zeiten, bey noch so verschiednen Völkern vorkommen, in sich betrachtet immer die nehmlichen bleiben: so haben doch darum die nehmlichen Handlungen nicht immer die nehmlichen Benennungen, und es ist ungerecht, irgend einer eine andere Benennung zu geben, als die, welche sie zu ihren Zeiten, und bey ihrem Volk zu haben pflegte.

Nun ist es erwiesen und ausgemacht, daß die ältesten und angesehnsten Kirchenväter einen Betrug, der in guter Absicht geschiehet, für keinen Betrug gehalten, und diese nehmliche Denkungsart den Aposteln beyzulegen, sich kein Bedenken gemacht haben. Wer diesen Punkt von einem unverdächtigen Theologen selbst, belegt und aufs Reine gebracht lesen will, der lese Ribovs Programm de Oeconomia patrum. Die Stellen sind unwidersprechlich, die Ribov daselbst mit Verschwendung zusammen trägt, um zu beweisen, daß die Kirchenväter fast ohne Ausnahme der festen Meynung gewesen, integrum omnino Doctoribus et coetus Christiani Antistitibus esse, ut dolos versent, falsa veris intermisceant et imprimis religionis hostes fallant, dummodo veritatis commodis et utilitati inserviant. Auch sind die Stellen der andern Art, wo die Kirchenväter den Aposteln selbst eine dergleichen *οἰκονομίαν*, eine dergleichen falsiatem dispensativam beylegen, eben so unleugbar. Was Hieronymus unter anderm vom h. Paulus versichert,* ist so naif, daß es dem naifen Ribov selbst auffällt, darum aber nicht weniger die wahre Meynung des Hieronymus bleibt.

Man sage nicht, daß diese uns itzt so befremdende Vorstellung von der Aufrichtigkeit der ersten Kirchenväter und Apostel, blosse Vortheile der Auslegungskunst, blossen Wörterkram betreffe. Worte und Handlungen liegen nicht so weit auseinander, als man insgemein glaubt. Wer fähig ist, eine Schriftstelle wieder besser Wissen und Gewissen zu verdrehen, ist zu allem andern fähig; kann falsch Zeugniß ablegen, kann Schriften unterschieben, kann Thatsachen erdichten, kann zu Bestätigung derselben jedes Mittel für erlaubt halten.

Gott bewahre mich, daß ich zu verstehen geben sollte, daß die Apostel zu diesem allen fähig gewesen, weil sie die Kirchenväter zu einem für fähig gehalten! Ich will nur die Frage veranlassen: ob in eben dem

* Paulus in testimoniis, quae sumit de veteri testamento, quam artifex, quam prudens, quam dissimulator est ejus quod agit!

Geiste, in welchem wir itzt in Ansehung dieses einen über sie urtheilen, ein billiger Mann allenfalls nicht auch in Ansehung des übrigen urtheilen müßte, wenn es ihnen wirklich zur Last fiele?

Und so ein billiger Mann war mein Ungenannter allerdings. Er hat keine Schuld, die in leichtem Gelde gemacht war, in schwerem wiedergefodert. Er hat kein Verbrechen, welches unter nachsehendern Gesetzen begangen war, nach spätern geschärfteren Gesetzen gerichtet. Er hat keine Benennung, die dem Abstracto der That zu ihrer Zeit nicht zukam, dem Concreto des Thäters zu unsrer Zeit beygelegt. Er hat immer in seinem Herzen dafür halten können, daß wir betrogen sind: aber er hat sich wohl gehütet zu sagen, daß wir von Betrügern betrogen sind.

Vielmehr spielt jeder, welcher meinen Ungenannten dieses letztere sagen läßt, weil er ihn überführen kann, daß er das erstere geglaubt habe, selbst einen Betrug, um einen Pöbel in Harnisch zu bringen, der keinen Unterschied zu machen fähig ist. Ob aber diese Absicht auch zu den Absichten gehört, die einen Betrug entschuldigen, das lasse ich dahin gestellt seyn. Ich sehe wenigstens den Nutzen, der daraus entspringen soll, noch nicht ein; und ich muß erst erfahren, ob selbst der Pöbel itziger Zeit nicht schon klüger und vernünftiger ist, als die Prediger, die ihn so gern hetzen möchten.

Herr Goeze weiß sehr wohl, daß mein Ungenannter eigentlich nur behauptet, daß die Apostel es ebenfalls gemacht, wie es alle Gesetzgeber, alle Stifter neuer Religionen und Staaten zu machen für gut befunden. Aber das fällt dem Pöbel, für den er schreibt und prediget, nicht so recht auf. Er spricht also mit dem Pöbel die Sprache des Pöbels, und schreyet, daß mein Ungenannter die Apostel als Betrüger und Bösewichter lästere. — Das klingt! das thut Wirkung! — Vielleicht, wie gesagt, aber auch nicht. Denn auch der geringste Pöbel, wenn er nur von seiner Obrigkeit gut gelenkt wird, wird von Zeit zu Zeit erleuchteter, gesitteter, besser: anstatt, daß es bey gewissen Predigern ein Grundgesetz ist, auf dem nehmlichen Punkte der Moral und Religion immer und ewig stehen zu bleiben, auf welchem ihre Vorfahren vor vielen hundert Jahren standen. Sie reissen sich nicht von dem Pöbel, — aber der Pöbel reißt sich endlich von ihnen los.

Anti-Goeze.

Non leve est, quod mihi impingit tantae urbis pontifex.
Hieron. adv. Ruffinum.

Sechster. (8)

1778.

Braunschweig, 1777. 8.

Ich habe erwiesen, (Anti=Goeze **III.**) daß die Vortheile, welche die Religion objective aus den Zweifeln und Einwürfen ziehet, mit welchen die noch ununterjochte Vernunft gegen sie angeht, so wesentlich und groß sind, daß aller subjective Nachtheil, der daraus mehr befürchtet wird, als daß er wirklich daraus entstehe, in keine Betrachtung zu kommen verdienet; welches auch schon daher klar ist, weil der subjective Nachtheil nur so lange dauert, bis der objective Vortheil sich zu äussern beginnet, in welchem Augenblicke sofort objectiver Vortheil auch subjectiver Vortheil zu werden anfängt. — Ich habe erwiesen, daß sonach die Kirche, welche ihr wahres Beste verstehet, sich nicht einfallen lassen kann, die Freyheit, die Religion zu bestreiten, auf irgend eine Weise einzuschränken; weder in Ansehung der Sprache noch in Ansehung der Personen einzuschränken, von welchen allein und in welcher allein die Bestreitung geschehen dürfe. (A. G. **IV.**) — Ich habe erwiesen, daß am wenigsten eine Ausnahme von Punkten gemacht werden dürfe, welche die Bestreitung nicht treffen solle (A. G. **V.**); indem dadurch ein Verdacht entstehen würde, welcher

der Religion sicherlich mehr Schaden brächte, als ihr die Bestreitung der ausgenommenen Punkte nur immer bringen könnte. —

Wenn nun hieraus erhellet, daß die Kirche auch nicht einmal das Recht muß haben wollen, die Schriften, die gegen sie geschrieben worden, von welcher Beschaffenheit sie auch seyn mögen, in ihrer Geburth zu ersticken, oder zu ihrer Geburth gar nicht gelangen zu lassen; es sey denn durch die bessere Belehrung ihrer Urheber; wenn selbst diese Urheber, in welchen sie nur den Irrthum verfolget, alle die Schonung von ihr geniessen, welche man denjenigen so gern wiederfahren läßt, die uns wider ihren Willen, der nur auf unser Verderben geht, Gutes erzeigen: wie kann sie den für ihren Feind erkennen, in welchem sie nicht einmal den eigenen Irrthum zu verfolgen hat, welcher blos fremde Irrthümer bekannt macht, um ihr den daraus zu erwartenden Vortheil je eher je lieber zu verschaffen? Wie kann der Herausgeber eines freygeisterischen Buches eine Ahndung von ihr zu besorgen haben, mit der sie nicht einmal den Verfasser desselben ansehen würde? —

Als Hieronymus eine, seinem eignen Urtheile nach, der wahren christlichen Religion höchst verderbliche Schrift aus dem Griechischen übersetzte — Es waren des Origines Bücher *περὶ ἀρχῶν*. Man merke wohl, übersetzte! Und übersetzen ist doch wohl mehr, als blos herausgeben — Als er diese gefährliche Schrift in der Absicht übersetzte, um sie von den Verkleisterungen und Verstümmelungen eines andern Uebersetzers, des Ruffinus, zu retten, d. i. um sie ja in ihrer ganzen Stärke, mit allen ihren Verführungen, der Lateinischen Welt vorzulegen; und ihm hierüber eine gewisse schola tyrannica Vorwürfe machte, als habe er ein sehr strafbares Aergerniß auf seiner Seele: was war seine Antwort? O impudentiam singularem! Accusant medicum, quod venena prodiderit. — Nun weiß ich freylich nicht, was er mit jener schola tyrannica eigentlich sagen wollen. Und es wäre doch erstaunlich, wenn es auch damals schon unter den christlichen Lehrern Leute gegeben hätte, wie Goeze! — Aber eine ähnliche Antwort habe ich doch schon für mich auch gegeben*. „Weil ich das Gift, das im Finstern schleichet, „dem Gesundheitsrathe anzeige, soll ich die Pest in das Land gebracht „haben?"

* Anti-Goeze I. S. 4. [S. 160.]

Freylich, als ich die Fragmente heraus zu geben anfieng, wußte ich, oder äusserte ich doch, den Umstand noch nicht, den ich zur Entschuldigung eines Unternehmens, bey welchem ich darauf keine Rücksicht nahm oder nehmen konnte, hier brauchen zu wollen *scheine*. Ich wußte oder äusserte noch nicht, daß das Buch ganz vorhanden sey, an mehrern Orten vorhanden sey, und in der Handschrift darum keinen geringern Eindruck mache, weil der Eindruck nicht in die Augen falle. Aber ich *scheine* auch nur, mich dieses Umstandes zu meiner Rechtfertigung bedienen zu wollen.

Ich bin ohne ihn dadurch gerechtfertigt genug, daß ich, als ich einmal eine sehr unschuldige Stelle aus dem Werke meines Ungenannten gelegentlich bekannt gemacht hatte, aufgefodert wurde, mehr daraus mitzutheilen. Ja ich will noch mehr Blösse geben.

Ich will gerade zu bekennen, daß ich auch ohne alle Auffoderung würde gethan haben, was ich gethan habe. Ich würde es vielleicht nur etwas später gethan haben.

Denn einmal habe ich nun eine ganz abergläubische Achtung gegen jedes geschriebene, und nur geschrieben vorhandene Buch, von welchem ich erkenne, daß der Verfasser die Welt damit belehren oder vergnügen *wollen*. Es jammert mich, wenn ich sehe, daß Tod oder andere dem thätigen Manne nicht mehr und nicht weniger willkommene Ursachen, so viel gute Absichten vereiteln können; und ich fühle mich so fort in der Befassung, in welcher sich jeder Mensch, der dieses Namens noch würdig ist, bey Erblickung eines ausgesetzten Kindes befindet. Er begnügt sich nicht, ihm nur nicht vollends den Garaus zu machen; es unbeschädigt und ungestört da liegen zu lassen, wo er es findet: er schaft oder trägt es in das Findelhaus, damit es wenigstens Taufe und Namen erhalte. Eines denn freylich wohl lieber als das andere: nach dem ihm das eine mehr angelächelt, als das andere; nach dem ihm das eine den *Finger mehr gedrücket*, als das andere.

Gerade so *wünschte* ich wenigstens — Denn was wäre es nun, wenn auch darum noch so viel Lumpen mehr, dergestalt verarbeitet werden müßten, daß sie Spuren eines unsterblichen Geistes zu tragen fähig würden? — *wünschte* ich wenigstens, alle und jede ausgesetzte Geburthen des Geistes, mit eins in das große für sie bestimmte Findelhaus der Druckerey bringen zu können: und wenn ich deren selbst nur wenige wirklich dahin bringe, so liegt die Schuld gewiß nicht an mir allein. Ich

thue was ich kann; und jeder thue nur eben so viel. Selbst die Ursache liegt oft in mir nicht allein, warum ich eher diese als jene hinbringe, warum ich mir von dem gesundern und freundlichern Findlinge den Finger umsonst muß drücken lassen: sondern es wirken auch hier meistens so viel kleine unmerkliche Ursachen zusammen, daß man mit Recht sagen kann, habent sua fata libelli.

Aber nie habe ich diese meine Schwachheit, — wodurch ich, ich weiß nicht ob ich sagen soll, zum Bibliothekar gebohren, oder zum Bibliothekar von der Natur verwahrloset bin, — nie habe ich diese meine Schwachheit denken können, ohne meine individuelle Lage glücklich zu preisen. Ich bin sehr glücklich, daß ich hier Bibliothekar bin, und an keinem andern Orte. Ich bin sehr glücklich, das ich dieses Herrn Bibliothekar bin, und keines andern. —

Unter den heidnischen Philosophen, welche in den ersten Jahrhunderten wider das Christenthum schrieben, muß ohne Zweifel Porphyrius der gefährlichste gewesen seyn, so wie er, aller Vermuthung nach, der scharfsinnigste und gelehrteste war. Denn seine 15 Bücher *κατὰ χριςιανῶν* sind, auf Befehl des Constantinus und Theodosius, so sorgsam zusammengesucht und vernichtet worden, daß uns auch kein einziges kleines Fragment daraus übrig geblieben. Selbst die dreyssig und mehr Verfasser, die ausdrücklich wider ihn geschrieben hatten, worunter sich sehr große Namen befinden, sind darüber verloren gegangen; vermuthlich weil sie zu viele und zu große Stellen ihres Gegners, der nun einmal aus der Welt sollte, angeführet hatten. — Wenn es aber wahr seyn sollte, was Isaac Vossius den Salvius wollen glauben machen*, daß dem ohngeachtet noch irgendwo ein Exemplar dieser so fürchterlichen Bücher des Porphyrius vorhanden sey; in der Mediceischen Bibliothek zu Florenz nehmlich, wo es aber so heimlich gehalten werde, daß niemand es lesen, niemand das geringste der Welt daraus mittheilen dürfe: wahrlich, so möchte ich dort zu Florenz nicht Bibliothekar seyn, und wenn ich Großherzog zugleich seyn könnte. Oder vielmehr, ich möchte es nur unter dieser Bedingung seyn, damit ich ein der Wahrheit und dem Christenthume so nachtheiliges Verboth geschwind aufheben, geschwind den Porphyrius in meinem herzoglichen Pallaste drucken lassen, und geschwind das Großherzogthum, welches mir itzt schon im Gedanken zur Last ist, geschwind wieder an seine Behörde abgeben könnte. —

* Ritmeieri Conringiana Epistolica. p. 71.

Abälard ist der Mann, den ich oben* in Gedanken hatte, als ich sagte, daß selbst in jenen barbarischen Zeiten mehr Einwürfe gegen die Religion gemacht worden, als die Mönche zu beantworten Lust hatten, die beliebter Kürze und Bequemlichkeit wegen, den nur gleich zu allen Teufeln zu schicken bereit waren, der sich mit seinen Einwürfen an das Licht wagte. Denn sollte man wohl glauben, daß Trotz den Streitigkeiten, welche der h. Bernhardus dem Abälard gegen verschiedene seiner Schriften erregte; Trotz der Sammlung, welche Amboise mit seiner nicht geringen Gefahr von den Schriften des Abälards machte; Trotz den Nachlesen, welche Martene und Durand und B. Petz zu dieser Sammlung gehalten haben, uns doch noch dasjenige Werk des Abälard mangelt, aus welchem die Religionsgesinnungen desselben vornehmlich zu ersehen seyn müßten. D'Achery hatte es, ich weiß nicht in welcher Bibliothek gefunden, hatte eine Abschrift davon genommen, und war Willens, es drucken zu lassen. Aber D'Achery gieng oder mußte mit andern Gelehrten — auch Benedictinern ohne Zweifel — vorher noch darüber zu Rathe gehen, und so konnte aus dem Drucke nichts werden; die glücklich aufgefundene Schrift des Abälard, in quo, genio suo indulgens, omnia christianae religionis mysteria in utramque partem versat, ward zu ewigen Finsternissen verdammet**. Die Abschrift des D'Achery kam in die Hände des Martene und Durand; und diese, welche so viel historischen und theologischen Schund dem Untergange entrissen hatten, hatten eben so wenig das Herz, noch ein bischen Schund mehr der Welt aufzubewahren; weil es doch nur philosophischer Schund war. — Arme Scharteke! Gott führe dich mir in die Hände, ich lasse dich so gewiß drucken, so gewiß ich kein Benediktiner bin! — Aber wünschen einer zu seyn, könnte ich fast, wenn man nur als ein solcher mehr dergleichen Manuscripte zu sehen bekäme. Was wäre es, wenn ich auch gleich das erste Jahr wieder aus dem Orden gestoßen würde?

Und das würde ich gewiß. Denn ich würde zu viel wollen drucken lassen, wozu mir der Orden den Vorschub verweigerte. Der alte Lutheraner würde mich noch zu oft in den Nacken schlagen; und ich würde mich nimmermehr bereden können, daß eine Maxime, welche der päbstischen Hierarchie so zuträglich ist, auch dem wahren Christenthume zuträglich seyn könne.

* A. G. IV. S. 16. [S. 183.]
** Thes. Anecd. T. V. Praef.

„Doch das alles heißt ja nur eine Missethat durch das Jucken ent-„schuldigen wollen, welches man, sie zu begehen, unwiderstehlich fühlet. „Wenn es denn deine Schwachheit ist, dich verlassener Handschriften an-„zunehmen, so leide auch für deine Schwachheit. Genug, von dieser „Handschrift hätte schlechterdings nichts müssen gedruckt werden, weil sie „wenigstens eben so schlimm ist, als das Toldos Jeschu."

Wohl angemerkt! Und also hätte auch wohl Toldos Jeschu nicht müssen gedruckt werden? Also waren die, welche es unter uns bekannt, und durch den Druck bekannt machten, keine Christen? Freylich war der, welcher es den Christen zuerst gleichsam unter die Nase rieb, nur ein getaufter Jude. Aber Porchetus? Aber Luther? Und Wagenseil, der sogar das Hebräische Original retten zu müssen glaubte! O der unbesonnene, der heimtückische Wagenseil! Sonst bekam unter tausend Juden kaum einer das Toldos Jeschu zu lesen: nun können es alle lesen. Und was er auch sonst noch einmal vor dem Richterstuhl Gottes schwer wird zu verantworten haben, der böse Wagenseil! Aus seiner Ausgabe hat der abscheuliche Voltaire seine scurrilen Auszüge gemacht, die er zu machen wohl unterlassen haben würde, wenn er das Buch erst in den alten Drucken des Raymundus oder Porchetus hätte aufsuchen müssen. —

Nicht wahr, Herr Hauptpastor? Ich setze hinzu: die er zu machen auch wohl gar hätte müssen bleiben lassen, wenn Wagenseil das Lästerbuch anstatt hebräisch und lateinisch, hebräisch und deutsch hätte drucken lassen. Das wäre denn ein kleines Exempelchen, von welchem allgemeinen Nutzen es ist, wenn die Schriften wider die Religion nur lateinisch zu haben sind. Nicht wahr, Herr Hauptpastor?

Indeß, Herr Hauptpastor, hat doch Wagenseil, in der weitläuftigen Vorrede zu seinen Telis igneis Satanae, sein Unternehmen so ziemlich gut vertheidiget. Und wollen Sie wohl erlauben, daß ich nur eine einzige Stelle daraus hersetze, in welcher auch ich mit eingeschlossen zu seyn glaube? Es ist die, welche den Hauptinhalt der ganzen Vorrede in wenig Worte faßt. Neque vero, non legere tantum Haereticorum scripta, sed et opiniones illorum manifestare, librorumque ab iis compositorum, sive fragmenta aut compendia, sive integrum contextum, additis quidem plerumque confutationibus, aliquando tamen etiam sine iis, publice edere, imo et blasphemias impiorum hominum recitare, viri docti piique olim et nunc fas esse arbitrati sunt.

Anti-Goeze.

Ne hoc quidem nudum est intuendum, qualem causam vir bonus, sed etiam quare, et qua mente defendat.

Quinctilianus.

SIEBENTER. (9)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

Aber der Herr Hauptpastor wird ärgerlich werden, daß ich ihm so Schritt vor Schritt auf den Leib rücke, um ihn endlich in dem Winkel zu haben, wo er mir nicht entwischen kann. Er wird schon itzt, ehe ich ihn noch ganz umzingelt habe, mir zu entwischen suchen, und sagen: „Ey, wer spricht denn auch von dem bloßen Drucke? Der liesse sich „freylich noch so so beschönigen. Das eigentliche Verbrechen stecket da, „daß der Herausgeber der Fragmente zugleich die Advocatur des Verfassers übernommen hat."

Advocatur? Die Advocatur des Verfassers? — Was hatte denn mein Ungenannter für eine Advocatur, die ich an seiner Statt übernommen? Die Advocatur ist die Befugniß, vor gewissen Gerichten gewisse Rechtshändel führen zu dürfen. Daß mein Ungenannter irgendwo eine solche Befugniß gehabt habe, wüßte ich gar nicht. — Es wäre denn, daß man seine Befugniß, den gesunden Menschenverstand vor dem Publico zu vertheidigen, darunter verstehen wolle. Doch diese Befugniß hat ja wohl ein jeder von Natur; giebt sich ja wohl ein jeder von selbst; braucht keiner

erst lange von dem andern zu übernehmen. Sie ist weder eine Fleischbank, noch ein Pastorat.

Doch dem guten Herrn Hauptpastor die Worte so zu mäckeln! So genau bey ihm auf das zu sehn, was er sagt; und nicht vielmehr auf das, was er sagen will? Er will sagen, daß ich übernommen, der Advocat des Ungenannten zu seyn; mich zum Advocaten des Ungenannten aufgeworffen. Das will er sagen; und ich wette zehne gegen eins, daß ihn kein Karrenschieber anders versteht. —

So habe er es denn auch gesagt! — Wenn ich nur sähe, wo der Weg nun weiter hingienge. Denn auch hier lauffen Strassen nach allen Gegenden des Himmels. — Freylich, wenn ich wüßte, was für einen Begriff der Herr Hauptpastor von einem Advocaten sich mache: so wollte ich den geraden Weg, in seine Gedanken einzudringen, bald finden. —

Sollte der Herr Hauptpastor wohl Wundershalben hier einmal gar den rechten Begriff sich machen? Sollte er wohl gar den wahren Advocaten kennen und meynen? den ehrlichen Mann unter diesem Namen meynen, der der Gesetze genau kundig ist, und keinen Handel übernimmt, als solche von deren Gerechtigkeit er überzeugt ist? — Nein, nein; den kann er nicht meynen. Denn ich habe nirgend gesagt, daß ich die ganze Sache meines Ungenannten, völlig so wie sie liegt, für gut und wahr halte. Ich habe das nie gesagt: vielmehr habe ich gerade das Gegentheil gesagt. Ich habe gesagt und erwiesen, daß wenn der Ungenannte auch noch in so viel einzeln Punkten Recht habe und Recht behalte, im Ganzen dennoch daraus nicht folge, was er daraus folgern zu wollen scheine.

Ich darf kühnlich hinzusetzen, was einer Art von Prahlerey ähnlich sehen wird. Genug, daß billige Leser Fälle kennen, wo dergleichen abgedrungene Prahlerey nöthig ist; und Leser von Gefühl wohl empfinden, daß ich mir hier in einem nicht der geringsten dieser Fälle befinde. — Ich habe es nicht allein nicht ausdrücklich gesagt, daß ich der Meynung meines Ungenannten zugethan sey: ich habe auch bis auf den Zeitpunkt, da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das geringste geschrieben, oder öffentlich behauptet, was mich dem Verdachte aussetzen könnte, ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu seyn. Wohl aber habe ich mehr als eine Kleinigkeit geschrieben, in welchen ich nicht allein die Christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten

Lichte gezeigt, sondern auch die Christlichlutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken, Socinianer und Neulinge vertheidiget habe.

Diese Kleinigkeiten kennt der Herr Hauptpastor größtentheils selbst, und er hat mir ehedem mündlich und gedruckt seinen Beyfall darüber zu bezeigen beliebt. Wie erkennt er denn nun erst auf einmal den Teufel in mir, der sich, wo nicht in einen Engel des Lichts, doch wenigstens in einen Menschen von eben nicht dem schlimmsten Schlage verstellt hatte? Sollte ich wirklich umgeschlagen seyn, seitdem ich die nehmliche Luft mit ihm nicht mehr athme? Sollten mich mehrere und bessere Kenntnisse und Einsichten, die ich seit unsrer Trennung zu erlangen, eben so viel Begierde als Gelegenheit gehabt habe, nur kurzsichtiger und schlimmer gemacht haben? Sollte ich an der Klippe, die ich in dem stürmischen Alter brausender Aufwallungen vermieden habe, itzt erst nachläßig scheitern, da sanftere Winde mich dem Hafen zutreiben, in welchem ich eben so freudig zu landen hoffe, als Er? — Gewiß nicht, gewiß nicht; ich bin noch der nehmliche Mensch: aber der Herr Hauptpastor betrachtet mich nicht mehr mit dem nehmlichen Auge. Die Galle hat sich seiner Sehe bemeistert, und die Galle trat ihm über — Wodurch? Wer wird es glauben, wenn ich erzähle! Tantaene animis coelestibus irae? — Doch ich muß meinen Nachtisch nicht vor der Suppe aufzehren.

Ich komme auf die Advocatur zurück und sage: der wahre eigentliche Advocat meines Ungenannten, der mit seinem Clienten über den anhängigen Streit Ein Herz und Eine Seele wäre, bin ich also nicht, kann ich also nicht seyn. Ja, ich kann auch nicht einmal der seyn, der von der Gerechtigkeit der Sache seines Clienten nur eben einen kleinen Schimmer hat, und sich dennoch, entweder aus Freundschaft oder aus andern Ursachen, auf gutes Glück mit ihm auf das Meer der Chicane begiebt; fest entschlossen, jeden Windstoß zu nutzen, um ihn irgendwo glücklich ans Land zu setzen. Denn der Ungenannte war mein Freund nicht; und ich wüßte auch sonst nichts in der Welt, was mich bewegen können, mich lieber mit seinen Handschriften, als mit funfzig andern abzugeben, die mir weder so viel Verdruß, noch so viel Mühe machen würden: wenn es nicht das Verlangen wäre, sie so bald als möglich, sie noch bey meinen Lebzeiten widerlegt zu sehen.

Bey Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis itzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine leere Ausflucht.

Aber freylich eigennützig ist dieses Verlangen; höchst eigennützig. Ich möchte nehmlich gar zu gern, selbst noch etwas von der Widerlegung mit aus der Welt nehmen. Ich bedarf ihrer. Denn daß ich als Bibliothekar die Fragmente meines Ungenannten las, war nicht mehr als billig; und daß sie mich an mehrern Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherley Dinge, welche mein Bißchen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinander zu setzen, nicht zureicht. Ich sehe hier und da, auf tausend Meilen, keine Antwort; und der Herr Hauptpastor wird sich freylich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhiget.

Bin ich mir denn nun nichts? Habe ich keine Pflicht gegen mich selbst, meine Beruhigung zu suchen, wo ich sie zu finden glaube? Und wo konnte ich sie besser zu finden glauben, als bey dem Publico? Ich weiß gar wohl, daß ein Individuum seine einzelne zeitliche Wohlfahrt der Wohlfahrt mehrerer aufzuopfern schuldig ist. Aber auch seine ewige? Was vor Gott und den Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreyen zu wollen, als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern? — Darauf antworte mir der Herr Hauptpastor. —

Allerdings habe ich keine besondere Erlaubniß gehabt, von den mir anvertrauten litterarischen Schätzen auch dergleichen feurige Kohlen der Welt mitzutheilen. Ich habe diese besondere Erlaubniß in der allgemeinen mit eingeschlossen zu seyn geglaubt, die mir mein gnädigster Herr zu ertheilen geruhet. Habe ich durch diesen Glauben mich seines Zutrauens unwürdig bezeigt: so beklage ich mein Unglück, und bin strafbar. Gern, gern will ich auch der billigen Gerechtigkeit darüber in die Hände fallen: wenn Gott mich nur von den Händen des zornigen Priesters bewahret!

Und was wird dieser zornige Priester nun vollends sagen, wenn ich bey Gelegenheit hier bekenne, daß der Ungenannte selbst, an das Licht zu treten, sich nicht übereilen wollen. Daß ich ihn schon itzt an das Licht gezogen, ist nicht allein ohne seinen Willen, sondern wohl gar wider seinen Willen geschehen. Dieses läßt mich der Anfang eines Vorberichts besorgen, der mir unter seinen Papieren allerdings schon zu Gesichte gekommen war, noch ehe ich mich zu dem Dienste seines Einführers in die Welt entschloß. Er lautet also: „Die Schrift, wozu ich hier den

„Vorbericht mache, ist schon vor vielen Jahren von mir aufgesetzt worden. „Jedoch habe ich sie bey Gelegenheit eines öftern Durchlesens an manchen „Stellen vermehrt, an andern eingekürzt, oder geändert. Blos meine „eigene Gemüthsberuhigung war vom ersten Anfange der Bewegungsgrund, „warum ich meine Gedanken niederschrieb; und ich bin nachher nimmer „auf den Vorsatz gerathen, die Welt durch meine Einsichten irre zu machen, „oder zu Unruhen Anlaß zu geben. Die Schrift mag im Verborgenen, „zum Gebrauch verständiger Freunde, liegen bleiben! mit meinem Willen „soll sie nicht durch den Druck gemein gemacht werden, bevor sich die „Zeiten mehr aufklären. Lieber mag der gemeine Hauffe noch eine Weile „irren, als daß ich ihn, obwohl ohne meine Schuld, mit Wahrheiten „ärgern und in einen wüthenden Religionseifer setzen sollte. Lieber mag „der Weise sich des Friedens halber, unter den herrschenden Meynungen „und Gebräuchen schmiegen, dulden und schweigen; als daß er sich und „andere durch gar zu frühzeitige Aeusserung unglücklich machen sollte. „Denn ich muß es zum Voraus sagen, die hierinn enthaltenen Sätze sind „nicht catechismusmäßig, sondern bleiben in den Schranken einer vernünf- „tigen Verehrung Gottes, und Ausübung der Menschenliebe und Tugend. „Da ich aber mir selbst, und meinen entstandenen Zweifeln zureichend „Genüge thun wollte: so habe ich nicht umhin können, den Glauben, „welcher mir so manche Anstöße gemacht hatte, von Grund aus zu unter- „suchen, ob er mit den Regeln der Wahrheit bestehen könne, oder nicht."

Luther und alle Heiligen! Herr Hauptpastor, was haben Sie da gelesen! Nicht wahr? so gar strafbar hätten Sie mich nimmermehr geglaubt? — Der Ungenannte war bey aller seiner Freygeisterey, doch noch so ehrlich, daß er die Welt durch seine Einsichten nicht irre machen wollte: und ich, ich trage kein Bedenken, sie durch fremde Einsichten irre zu machen. Der Ungenannte war ein so friedlicher Mann, daß er zu keinen Unruhen Anlaß geben wollte: und ich, ich setze mich über alle Unruhen hinweg, von welchen Sie, Herr Hauptpastor, am besten wissen, wie sauer es itzt einem treufleißigen Seelensorger wird, sie auch nur in einer einzigen Stadt zur Ehre unsrer allerheiligsten Religion zu erregen. Der Ungenannte war ein so behutsamer Mann, daß er keinen Menschen mit Wahrheiten ärgern wollte: und ich, ich glaube ganz und gar an kein solches Aergerniß; fest überzeugt, daß nicht Wahrheiten, die man blos zur Untersuchung vorlegt, sondern allein Wahrheiten, die man so fort in

Ausübung bringen will, den gemeinen Haufen in wüthenden Religionseifer zu versetzen fähig sind. Der Ungenannte war ein so kluger Mann, daß er durch allzufrühzeitige Aeusserungen, weder sich noch andere unglücklich machen wollte: und ich, ich schlage als ein Rasender meine eigene Sicherheit zuerst in die Schanze, weil ich der Meynung bin, daß Aeusserungen, wenn sie nur Grund haben, dem menschlichen Geschlechte nicht früh genung kommen können. Mein Ungenannter, der ich weiß nicht wenn schrieb, glaubte, daß sich die Zeiten erst mehr aufklären müßten, ehe sich, was er für Wahrheit hielt, öffentlich predigen lasse: und ich, ich glaube, daß die Zeiten nicht aufgeklärter werden können, um vorläufig zu untersuchen, ob das, was er für Wahrheit gehalten, es auch wirklich ist.

Das ist alles wahr, Herr Hauptpastor; das ist alles wahr. Wenn nur bey der löblichen Bescheidenheit und Vorsicht des Ungenannten, nicht so viel Zuversicht auf seinen Erweis, nicht so viel Verachtung des gemeinen Mannes, nicht so viel Mißtrauen auf sein Zeitalter zum Grunde läge! Wenn er nur, zu Folge dieser Gesinnungen, seine Handschrift lieber vernichtet, als zum Gebrauche verständiger Freunde hätte liegen bleiben lassen! — Oder meynen Sie auch, Herr Hauptpastor, daß es gleich viel ist, was die Verständigen im Verborgenen glauben; wenn nur der Pöbel, der liebe Pöbel fein in dem Gleisse bleibt, in welchem allein, ihn die Geistlichen zu leiten verstehen? Meynen Sie?

Anti-Goeze.

Ex hoc uno capitulo comprobabo, ferream te frontem possidere fallaciae.
Hierony. adv. Ruff.

Achter. (10)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

Heyda! wo wollte ich in meinem Vorigen hin? Es hat sich wohl, daß der Herr Hauptpastor den Namen Advocat in seiner eigentlichen Bedeutung nehmen sollte! Advocat heißt bey seines gleichen weiter nichts als Zungendrescher; und das, das bin ich ihm. Ein feiler Zungendrescher in Sachen des Ungenannten bin ich ihm; und er hat blos die Güte, das minder auffallende Wort zu brauchen.

Was Wunder auch? Sein guter Freund, der Reichspostreiter, ehedem selbst ein Advocat, scheinet, ohne Zweifel aus eigner Erfahrung, eben den Begriff vom Advocaten zu haben; wie aus einem Epigramm zu sehen, welches er neulich in einem seiner Beyträge mit einfliessen lassen. Ich weiß die schönen Zeilen nicht mehr; aber die Spitze war, daß nichts als Schreyen zum Advocaten gehöre. Dieses Epigramm soll zu seiner Zeit zwischen der Börse und dem Rathhause in Hamburg einiges Aufsehen gemacht haben, und es hätte dem Verfasser leicht eben so bekommen können, wie ihm mehrere Epigramme bekommen sind, wenn er nicht die Klugheit gehabt hätte, noch zur rechten Zeit zu erklären, daß er selbst

das Epigramm nicht gemacht habe. Dieses schrieb man mir aus Hamburg, und setzte hinzu: „Das fand sich auch wirklich. Nicht der Reichs„postreiter, sondern des Reichspostreiters Pferd, hatte das Epigramm „gemacht."

Doch das Pferd dieses Reiters kümmert mich eben so wenig, als der Reiter dieses Pferdes. Mag doch noch ferner eines mit dem andern immer durchstechen, und das Pferd, was es sich schämt gemacht zu haben, auf den Reiter, so wie der Reiter in gleichem Falle auf das Pferd schieben. Ihr gemeinschaftlicher Sattel ist ein Maulthier: damit gut! — Es sollte mir leid seyn, wenn der Reichspostreiter nicht eben so wohl **Miller's Jests**, als den Dedekind gelesen hätte. —

Und so wende ich mich wieder zu dem geistlichen Herrn, dem dieser Postreiter nur manchmal vorspannt. Ja, ja, so ist es, und nicht anders. Wenn mich der Herr Hauptpastor den Advocaten des Ungenannten nennet, so meint er blos einen gedungnen Zungendrescher, dem es gleich viel ist, was für einer Sache er seinen Beystand leihet; wenn es nur eine Sache ist, bey der er recht viel Ränke und Kniffe, von ihm genannt Hevremata, anbringen, und Richter und Gegentheil so blenden und verwirren kann, daß dieser gern mit dem magersten Vergleiche vorlieb nimmt, ehe jener das Urtheil an den Knöpfen abzählt, oder blindlings aus dem Hute greift.

So ein Kerl bin ich dem Herrn Hauptpastor! Dahin zielet 1) seine ewige Klage, über meine Art zu streiten. Dahin zielet 2) sein Vorwurf, daß ich meinen Ungenannten mit unverdienten Lobsprüchen an das Licht gezogen. Dahin zielet 3) seine Beschuldigung, daß ich alle, welche bisher noch gegen ihn geschrieben, und sich der christlichen Religion wider ihn angenommen haben, mit dem bittersten Spotte abgewiesen.

Was meine Art zu streiten anbelangt, nach welcher ich nicht sowohl den Verstand meiner Leser durch Gründe zu überzeugen, sondern mich ihrer Phantasie durch allerhand unerwartete Bilder und Anspielungen zu bemächtigen suchen soll: so habe ich mich schon zur Hälfte darüber erklärt*. Ich suche allerdings, durch die Phantasie, mit auf den Verstand meiner Leser zu wirken. Ich halte es nicht allein für nützlich, sondern auch für nothwendig, Gründe in Bilder zu kleiden; und alle die Nebenbegriffe, welche die einen oder die andern erwecken, durch Anspielungen zu

* Anti-Goeze II.

bezeichnen. Wer hiervon nichts weiß und verstehet, müßte schlechterdings kein Schriftsteller werden wollen; denn alle gute Schriftsteller sind es nur auf diesem Wege geworden. Lächerlich also ist es, wenn der Herr Hauptpastor etwas verschreyen will, was er nicht kann, und weil er es nicht kann. Und noch lächerlicher ist es, wenn er gleichwohl selbst überall so viel Bestreben verräth, es gern kennen zu wollen. Denn unter allen nüchtern und schalen Papierbesudlern braucht keiner mehr Gleichnisse, die von nichts ausgehen, und auf nichts hinaus laufen, als Er. Selbst witzig seyn und spotten, möchte er manchmal gern; und der Reichspostreiter, oder dessen Pferd, hat ihm auch wirklich das Zeugniß gegeben, „daß er die satyrische Schreibart gleichfalls in seiner Gewalt habe.“ — Worauf sich aber wohl dieses gleichfalls beziehen mag? — Ob auf die anständige Schreibart, welche sonst in der Schrift des Herrn Hauptpastors herrschen soll? Ob auf die Gründe, mit welchen er streiten soll? — Darüber möchte ich mir nun denn wohl competentere Richter erbitten, als den Postreiter und sein Pferd. — Oder ob auf mich? Ob der Postreiter sagen wollen, daß der Herr Hauptpastor eben so gut als ich die satyrische Schreibart in seiner Gewalt habe? — Ja, darinn kann der Postreiter und sein Pferd leicht Recht haben. Denn ich habe die satyrische Schreibart, Gott sey Dank, gar nicht in meiner Gewalt; habe auch nie gewünscht, sie in meiner Gewalt zu haben. Das einzige, was freylich mehrere Pferde Satyre zu nennen pflegen, und was mir hierüber zu Schulden kömmt, ist dieses, daß ich einen Postreiter einen Postreiter, und ein Pferd ein Pferd nenne. Aber wahrlich, man hat Unrecht, wenn man Offenherzigkeit, und Wahrheit mit Wärme gesagt, als Satyre verschreyet. Häckerling und Haber können nicht verschiedner von einander seyn, mein gutes Pferd! Ich will dich besser lehren, was Satyre ist. Wenn dein Reiter, — sonst genannt der Schwager, weil er schwägerlich die Parthey eines jeden hält, dem er vorreitet, — sagt, daß eine anständige Schreibart, in den Schriften des Herrn Hauptpastors herrsche; wenn er sagt, daß der Herr Hauptpastor mit Gründen streite: glaube mir; das, das ist Satyre. Das ist eben so platte Satyre, als wenn er dich einen Pegasus nennen wollte, indem du eben unter ihm in die Knie sinkest. Glaube mir, Scheckchen, du kennst diesen abgefeimten Schwager noch nicht recht: ich kenne ihn besser. Er hat sonst auch mir vorgeritten; und du glaubst nicht, was für hämische Lobsprüche sein ironisches Hörnchen

da vor mir her geblasen. Wie er es mir gemacht hat, so macht er es allen; und ich betaure den Herrn Hauptpastor, wenn er, durch so ein boshaftes Lob eingeschläfert, sich nicht im Ernst auf die Gründe gefaßt hält, die der Schwager in ihm will gefunden haben. Er kann ja allenfalls den Schwager auch nur fragen, welches diese Gründe sind. — Denn komm an, Scheckchen, — weil ich doch einmal angefangen habe, mit einem Pferde zu raisonniren — Sage du selbst, edler Houyhnhnm — (man muß seinen Richter auch in einem Pferde ehren) — sage du selbst, mit was für Gründen kann der Mann streiten, der sich auf meine Gegengründe noch mit keinem Worte eingelassen hat? der, anstatt zu antworten, nur immer seine alte Beschuldigungen wörtlich wiederhohlt, und höchstens ein Paar neue hinzusetzt, die er eben so wenig gut zu machen gedenkt? Seit der Zeit, da du sein erstes Kartel in die weite Welt getragen, das du großmüthig einem noch stumpf gerittenern Pferde abnahmest, hat er nicht aufgehört, mich mündlich und schriftlich zu schmähen, ob ich ihm gleich auf jenes sein Kartel, wie ein Mann geantwortet zu haben glaube. Warum widerlegt er meine Axiomata nicht, wenn er kann? Warum bringt er nur immer neue Lästerungen gegen mich auf die Bahn? Warum paßt er mir in allen hohlen Wegen so tückisch auf, und zwingt mich, ihm nicht als einem Soldaten, sondern als einem Buschklepper zu begegnen? Ist das guter Krieg, wenn er den Männern des Landes aus dem Wege geht, um die Weiber und Kinder desselben ungestört würgen zu können? Der Begriff ist der Mann; das sinnliche Bild des Begriffes ist das Weib; und die Worte sind die Kinder, welche beyde hervorbringen. Ein schöner Held, der sich mit Bildern und Worten herumschlägt, und immer thut, als ob er den Begriff nicht sähe! oder immer sich einen Schatten von Mißbegriff schafft, an welchem er zum Ritter werde. Er versprach einst, den Liebhabern solcher Leckerbissen eine ganze grosse Schüssel Fricassee von diesen Weibern und Kindern meines Landes vorzusetzen*. Aber er hat sein Versprechen wieder zurückgenommen: denn es ist freylich ganz etwas anders, hier und da ein Weib oder ein Kind in meinem Lande meuchlings zu morden; und ganz etwas anders, dieser Weiber und Kinder zusammen mehrere, oder gar alle, in die Pfanne zu hauen. Er fand bald, daß er auch davon die Nase weglassen müsse; und ich muß bekennen, daß er mich damit um einen sehr lustigen Triumph

* Etwas Vorl. Vorr. VII.

gebracht hat. Denn die Gelegenheit wird mir sobald nicht wiederkommen, ohne Großsprecherey zeigen zu können, daß auch da, wo ich mit Worten am meisten spiele, ich dennoch nicht mit leeren Worten spiele; daß überall ein guter triftiger Sinn zum Grunde liegt, auch wenn nichts als lauter Aegyptische Gryllen und Chinesische Fratzenhäuserchen daraus empor steigen. Das, wie gesagt, kann ich nicht mehr zeigen; und mit Analysirung der Proben, die der Herr Hauptpastor in der ersten blinden Hitze gegeben, will ich auch ein Pferd nicht aufhalten, das mehr zu thun hat. Lieber, wenn du meynest, edler Houyhnhnm, daß ich die Wiederlegung meiner Axiomen von ihm noch zu erwarten habe, will ich dich bitten, ihm durch den Schwager ein Wort im Vertrauen zukommen zu lassen, dieweil er es noch nutzen kann. — Aber warum durch den Schwager? Als ob ich dir minder zutraute, als dem Schwager? Als ob der Herr Hauptpastor dich mit mindrer Aufmerksamkeit hören würde, als den Schwager? — Sey du es also nur selbst, der dem Herrn Hauptpastor meine Wünsche und Erwartungen und Besorgnisse mittheilet. Sage du ihm nur selbst, wie sehr ich mich darauf freue, endlich auch einmal von ihm belehret zu werden. Ich bin äusserst unruhig, bis ich seine Gründe in aller ihrer Stärke gegen die meinigen abwägen kann, denen ich gleichfalls alle ihre Schärfe zu ertheilen, nur auf Gelegenheit warte. Ich habe manches in den Axiomen hingeworffen, von welchem ich wohl weiß, daß es eine nähere Erörterung bedarf und verdienet; aber ich bin auch gefaßt darauf, und es sollte mir sehr leid thun, wenn er nirgends anbeissen, sich auf nichts, was eigentlich zur Sache gehöret, einlassen wollte. Gleichwohl muß ich es leider besorgen! Denn denke nur, edler Houyhnhnm; denke nur, was er mir eben itzt* schon im Voraus von seinem bald zu eröffnenden Feldzuge wissen läßt! Da steht auf einer Anhöhe eine armselige Vedette; die, die will er mit Heereskraft vors erste verjagen. Ich habe ein Histörchen erzählt von einem Hessischen Feldprediger, (könnte auch ein Braunschweigischer gewesen seyn) der auf einer Insel, die in keiner Geographie steht, gute Lutherische Christen fand, die von dem Catechismus sehr wenig, und von der Bibel ganz und gar nichts wußten. Nun ist ihm das Ding, weil der Reichspostreiter nichts davon mitgebracht hat, weil auch du ohne Zweifel nichts davon weißt, so unbegreiflich, als ob es gar nicht möglich wäre; und ich soll es ihm beweisen,

* Lessings Schwächen S. 5.

wie man wirklich geschehene Dinge zu beweisen pflegt; mit glaubwürdigen Zeugen, mit rechtskräftigen Documenten und dergleichen. Kann ich das, so will er es glauben, es mag möglich seyn oder nicht. Kann ich das aber nicht, so will er der ganzen Welt erklären, daß ich ein Betrüger bin, und mir die gesammten Hessischen Feldprediger, wegen dieser groben Verleumdung eines ihrer Collegen, auf den Hals hetzen. Ja er treibt seine Rache wohl noch weiter, und giebt mich bey der Englischen Regierung an, der die Bermudischen Inseln schon seit 1609 ein wohlthätiger Sturm sammt und sonders geschenkt hat, daß ich ihr auch dieses Inselchen schaffen muß, ich mag es hernehmen, woher ich will. Wahrlich, edler Houyhnhnm, wenn er das thut, so bin ich ohne Rettung verlohren! Denn sieh nur; welches du und der Schwager vielleicht auch nicht wissen: der Hessische Feldprediger ist seitdem bey Saratoga mit gefangen worden, und die bösen Americaner wechseln vor der Hand nicht aus. Gut, daß ihr beyde das wenigstens wißt, und es mir bezeugen könnt! Wie kann ich nun dem Herrn Hauptpastor den Feldprediger sogleich zur Stelle schaffen? Er muß warten, bis der Handel mit den Americanern zu Ende ist, und die Hessen wieder zu Hause sind. Dann will ich mein möglichstes thun, ihn zu befriedigen; vorausgesetzt, daß der ausgewechselte Feldprediger auf der Heimreise nicht stirbt. Damit aber doch auch meine Widerlegung nicht so lange verschoben bleiben darf: was hindert, daß er indeß die historische Wahrheit meiner Erzählung bey Seite setzt, und sie als bloße zweckmäßige Erdichtung betrachtet? Folget aus dem blos möglichen Falle nicht eben das, was aus dem wirklichen Falle folgen würde? Ist die Frage, „ob Menschen, welche sehr lebhaft glauben, daß es ein „höchstes Wesen giebt; daß sie arme sündige Geschöpfe sind; daß dieses „höchste Wesen demohngeachtet, durch ein andres eben so hohes Wesen, „sie nach diesem Leben ewig glücklich zu machen, die Anstalt getroffen — „ob Menschen, welche das und weiter nichts glauben, Christen sind, oder „keine?" — in beyden Fällen nicht die nehmliche? Ueberlege es doch nur selbst, lieber — Gaul. Denn was brauchst du viel, dieses zu können, ein Houyhnhnm zu seyn, der du doch einmal nicht bist? Ueberlege es nur; und suche es dem Herrn Hauptpostor so gut du kannst begreiflich zu machen. Auf jene Frage soll er antworten, auf jene Frage; und um die Colonie sich unbekümmert lassen. — Hörst du? — Hiemit lebe wohl, Gaul; und grüß mir den Schwager!

Anti-Goeze.

Qui auctorem, libri dogmaticum absconditum mihi revelat, non tam utilitati meae, quam curiositati servit: immo non raro damnum mihi affert, locum faciens praejudicio auctoritatis.

Heumannus de libr. an. et pseud.

Neunter. (11)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

Die Klage, über meine Art zu streiten, konnte ich nur in dieser nehmlichen Art beantworten; und ich lasse es mir gar wohl gefallen, daß der Herr Hauptpastor meine Antwort selbst, zu einem Beweise seiner Klage macht. Warum sollte ich ihm nicht, mit gutem Vorsatze, noch mehrere Beweise zu einer Klage liefern, die ich verachte?

2. Aber der Vorwurf, daß ich den Ungenannten mit unverdienten und unmässigen Lobsprüchen beehret, in der doppelt schelmischen Absicht, bey flachen Lesern ein günstiges Vorurtheil für ihn zu erschleichen, und die Gegner abzuschrecken, die sich etwa wider ihn rüsten möchten: dieser Vorwurf ist ernsthafter und verdienet eine ernsthaftere Antwort. Nur Schade, daß ich diese ernsthaftere Antwort nicht so einleuchtend zu machen im Stande bin. Denn dieses zu können, müßte schon das ganze Werk des Ungenannten der Welt vor Augen liegen, indem sich alle meine Lobsprüche blos und allein auf eine Beschaffenheit desselben beziehen, aus einer Beschaffenheit desselben entsprungen sind. Und aus welcher? Aus

einer solchen, die sich gar wohl auch von einem Werke denken läßt, das in der Hauptsache sehr weit vom Ziele schießt. Ich habe es ein freymüthiges, ernsthaftes, gründliches, bündiges, gelehrtes Werk genannt: lauter Eigenschaften, aus welchen die Wahrheit der darinn abgehandelten Materie noch keines Weges folget; und die ich gar wohl auf den Verfasser übertragen dürfen, ohne ihn deswegen als einen Mann anzunehmen oder zu empfehlen, auf den man sich in allen Stücken verlassen könne. Es setzen daher auch diese Lobsprüche im geringsten nicht voraus, daß ich ihn näher, oder aus mehrern Werken kenne; noch weniger, daß ich ihn persönlich kenne, oder gekannt habe.

Denn so empfindlich es auch immer dem Herrn Hauptpastor mag gewesen seyn, daß ich geradezu gesagt „mein Ungenannter sey des Gewichts, daß in allen Arten der Gelehrsamkeit, sieben Goezen nicht ein „Siebentheil von ihm aufzuwägen vermögend sind: so getraue ich mir doch diese Aeusserung einzig und allein aus dem gut zu machen, was mir von seinem Werke in den Händen ist. Der Herr Hauptpastor muß nur nicht, was ich von allen Arten der Gelehrsamkeit sage, auf alle Minutissima dieser Arten ausdehnen. So möchte es z. E. mir allerdings wohl schwer zu erweisen seyn, daß mein Ungenannter von allen Plattdeutschen Bibeln eine eben so ausgebreitete gründliche Kenntniß gehabt, als der Herr Hauptpastor. Kaum dürften ihm die verschiednen Ausgaben der Lutherischen Bibelübersetzung selbst, so vollkommen bekannt gewesen seyn, als dem Herrn Hauptpastor: welcher so ausserordentliche Entdeckungen darinn gemacht, daß er auf ein Haar nun angeben kann, um wie weit mit jeder Ausgabe die Orthodoxie des seligen Mannes gewachsen. Aber alles dieses sind doch nur Stäubchen aus der Litterargeschichte, welchen mein Ungenannter nur siebenmal siebenmal so viel andere Stäubchen eben daher entgegen zu setzen haben dürfte, um mich nicht zum Lügner zu machen. Und so mit den übrigen Kenntnissen allen! Selbst mit denen, die der Ungenannte actu gar nicht, sondern nur virtualiter besaß. Die Ursache ist klar. Er war ein selbstdenkender Kopf; und selbstdenkenden Köpfen ist es nun einmal gegeben, daß sie das ganze Gefilde der Gelehrsamkeit übersehen, und jeden Pfad desselben zu finden wissen, so bald es der Mühe verlohnet, ihn zu betreten. Ein Wievieltheilchen eines solchen Kopfes dem Herrn Hauptpastor zu Theil worden, bleibt seinem eignen unpartheyischen Ermessen anheimgestellt. Gnug daß 7 mal 7 nur 49

macht; und auch ein Neunundvierzigtheilchen meines Ungenannten noch aller Hochachtung werth, und siebenmal mehr ist, als man an allen Orten und Enden der Christenheit zu einem Pastor oder Hauptpastor erfodert.

Doch halt! Ich habe ja meinen Ungenannten auch einen ehrlichen unbescholtenen Mann genannt: und dieses setzt doch wohl voraus, daß ich ihn näher und persönlich kenne? — Auch dieses nicht! Und ohne mich viel mit dem Quilibet praesumitur etc. zu decken, will ich nur gleich sagen, was für Grund in seinem Werke ich gefunden habe, ihm auch diese Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Nehmlich; obschon mein Ungenannter freylich alle geoffenbarte Religion in den Winkel stellet: so ist er doch darum so wenig ein Mann ohne alle Religion, daß ich schlechterdings niemanden weiß, bey dem ich von der blos vernünftigen Religion so wahre, so vollständige, so warme Begriffe gefunden hätte, als bey ihm. Diese Begriffe trägt das ganze erste Buch seines Werkes vor; und wie viel lieber hätte ich dieses erste Buch an das Licht gebracht, als ein andres Fragment, welches mir seine voreiligen Bestreiter abgedrungen haben! Nicht so wohl, weil die speculativen Wahrheiten der vernünftigen Religion darinn in ein größer Licht durch neue und geschäftere Beweise gestellet worden: sondern vielmehr, weil mit einer ungewöhnlichen Deutlichkeit darinn gezeiget wird, welchen Einfluß diese Wahrheiten auf unsere Pflichten haben müssen, wenn die vernünftige Religion in einen vernünftigen Gottesdienst übergehen soll. Alles, was er von diesem, von diesem Einflusse insbesondere, sagt, trägt das unverkennlichste Merkmahl, daß es aus einem eben so erleuchteten Kopfe, als reinem Herzen geflossen; und ich kann mir unmöglich einbilden, daß in eben diesen Kopfe bey eben diesen erhabenen Einsichten, in eben diesen Herzen bey eben diesen edeln Neigungen, tolle vorsetzliche Irrthümer, kleine eigennützige Affecten hausen und herrschen können. In eodem pectore, sagt Quinctilian, nullum est honestorum turpiumque consortium: et cogitare optima simul ac deterrima non magis est unius animi, quam ejusdem hominis bonum esse ac malum. — Das also, das war es, warum ich meinen Ungenannten einen ehrlichen unbescholtenen Mann nennen zu können glaubte, ohne aus seinem bürgerlichen Leben Beweise dafür zu haben!

Freylich glaubte ich einmal, ihn in der Person des Wertheimischen

Bibelübersetzers näher zu kennen; und noch kürzlich hätte mich die ungesuchte Aeusserung eines hiesigen ehrlichen Mannes in solchem Glauben bestärken können. Dieser Mann hat ehedem, wie noch gar wohl bekannt, mit Schmiden vielen Umgang gepflogen; und ich habe sein schriftliches Zeugniß in Händen. Doch Herr Mascho hat durch so viel Schlüsse a priori meinen Wahn, oder wofür er es sonst halten mag, so kräftig bestritten, daß ich ganz und gar keine Achtung für dergleichen Schlüsse in rebus facti haben müßte, wenn ich nicht wenigstens sollte zweifelhaft geworden seyn. Zwar hinken einige dieser Schlüsse ein wenig sehr; z. E. der, welcher von der Wolfischen Philosophie hergenommen ist, die sich Schmid so ganz zu eigen gemacht hatte, und von welcher bey meinem Ungenannten keine Spur zu finden seyn soll. Denn mit Erlaubniß des Herrn Mascho, das eben angeführte erste Buch ist ganz auf Wolfische Definitionen gegründet; und wenn in allen Uebrigen die strenge mathematische Methode weniger sichtbar ist, so hat ja wohl die Materie mit Schuld, die ihrer nicht fähig war. Auch muß ich dem Herrn Mascho aufrichtig bekennen, daß ich nicht einsehe, wie mein Vorgeben, die Handschrift des Ungenannten habe wenigstens ein Alter von 30 Jahren, darum nicht Statt finden könne, weil Wetsteins und des Spruches 1. Johann. V. 7, darinn gedacht werde. Es ist wahr, Wetsteins neues Testament kam erst 1751 heraus; aber die Prolegomena waren doch bereits 1730 erschienen, und die Streitigkeit über den Spruch Johannes ist ja wohl noch älter. Allein, was würde es helfen, wenn ich auch in diesen Kleinigkeiten Recht bekäme? Herr Mascho weiß so unzählig andere Particularia von meinem Ungenannten, welche alle auf den Wertheimschen Schmid nicht passen, daß schwerlich an diesen weiter gedacht werden kann; wenn uns Herr Mascho nur noch vorher zu sagen beliebt, woher er diese Particularia hat.

Von mir hat er sie gewiß nicht. Sondern vermuthlich hat er sie von einem gewissen E. der in den Altonaer Beyträgen (St. 30) den Verfasser der Fragmente „einen leider! nur zu bekannten Ungenannten nennet:“ wenn dieser E. nicht vielmehr, was er so dreist in die Welt schreibt, von dem Herrn Mascho hat. Nach Belieben! Nur daß sich keiner auf mich berufe. Denn ich, für mein Theil, so bald ich merkte, daß ich mich in meiner Vermuthung mit Schmiden wohl möchte übereilet haben, machte mir das Gesetz, einer solchen Vermuthung nie wieder nachzuhängen. Ja

ich faßte so fort den Entschluß, auch wenn ich den wahren Namen ganz zuverläßig erführe, ihn dennoch nun und nimmermehr der Welt bekannt zu machen. Und bey diesem Entschlusse, so mir Gott hilft, bleibt es; gesetzt auch, daß ich ihn wirklich seitdem erfahren hätte.

Welche elende Neugierde, die Neugierde nach einem Namen! nach ein Paar Buchstaben, die so oder so geordnet sind! Ich lasse es gelten, wenn wir zugleich mit dem Namen, und durch den Namen erfahren, wie weit wir dem Zeugnisse eines Lichtscheus trauen können. Aber da, wo von Zeugnissen, von Dingen, die lediglich auf Zeugnissen beruhen, gar nicht die Rede ist; wo die Vernunft auf ihrem eignen Wege nur Gründe prüfen soll: was soll da der Name des, der das blosse Organ dieser Gründe ist? Er nutzt nicht allein nichts; sondern schadet auch wohl öfters, indem er einem Vorurtheile Raum giebt, welches alle vernünftige Prüfungen so jämmerlich abkürzt. Denn entweder der Ungenannte wird als ein Mann erkannt, dem es auch sonst weder an Willen noch an Kraft die Wahrheit zu erkennen, gefehlt hat: und sogleich läßt sich der Pöbel, dem das Denken so sauer wird, von ihm blindlings hinreissen. Oder es findet sich, daß der Ungenannte schon sonst wo übel bestanden: und sogleich will eben der Pöbel ganz und gar weiter mit ihm nichts zu schaffen haben; der festen schönen Meynung, daß dem, der an einem Sinne verwahrloset ist, nothwendig alle fünfe mangeln müssen. — So urtheilen selbst Litteratores, die es sonst für keine kleine Sache halten, auf anonyme und pseudonyme Schriftsteller Jagd zu machen: und ich sollte unphilosophischer urtheilen und handeln, als diese Männer, welche so zu reden ein Recht haben, unnütze und unphilosophische Entdeckungen zu machen? Prudentis est, sagt Heumann an dem nehmlichen Orte, woher das Lemma dieses Stücks genommen ist, ita quosvis dogmaticos libros legere, quasi auctor plane sit ignotus. Hier ist das quasi wirklich. Der Leser braucht nicht erst wieder zu vergessen, was er nicht weiß.

Und nun stelle man sich vor, was ich für Augen möge gemacht haben, als ich, im Gefühl dieser meiner Gesinnungen, folgende Stelle des Herrn Hauptpastors las*. „Zuletzt erinnere ich den Herrn L. noch, „daß es nun für ihn Pflicht sey, den Verfasser der Fragmente zu

* Frey. Beytr. 5. B. 75.

„nennen, da er mit der Entdeckung seines Namens gedrohet, und es „versucht hat, seinen Gegnern dadurch Furcht einzujagen, da es ihm nicht „unbekannt seyn kann, was für gelehrte unbescholtene Männer für Ver„fasser dieser Misgeburten ausgegeben worden. Die Schuld, daß ihre „Asche so unverantwortlich besudelt wird, fällt auf ihn zurück, wofern er „mit der Wahrheit länger zurück hält; und er kann solche zu offenbaren, „um so viel weniger Bedenken tragen, da er seinen Autor und dessen „Arbeit schon vorläufig mit solchen Lobsprüchen beehret hat."

Wie? Ich soll gedroht haben, den Verfasser der Fragmente zu nennen? Wo das? Und darauf soll sich meine Pflicht gründen, mit seinem Namen nicht länger hinter dem Berge zu halten? darauf? Wie die Pflicht, so der Bewegungsgrund zu Erfüllung derselben! Ich habe gewarnet, dem Ungenannten nicht gar zu bubenmäßig und schülerhaft zu begegnen, damit man sich nicht allzu sehr schämen müsse, wenn man endlich einmal erführe, wer er gewesen. Heißt das drohen? Heißt das drohen, daß man es durch mich erfahren soll? Daß ich endlich den Namen aussprechen will? — Wenn der Herr Hauptpastor hier nicht mit gutem Wissen und Vorsatz eine Lüge hingeschrieben hat: so ist es doch ein Beweis, wie er mich lieset. Er lieset nie das, was ich geschrieben habe: sondern immer nur das, was er gerne möchte, daß ich geschrieben hätte.

Anti-Goeze.

Aergerniß hin, Aergerniß her! Noth bricht Eisen, und hat kein Aergerniß. Ich soll der schwachen Gewissen schonen, so fern es ohne Gefahr meiner Seelen geschehen mag. Wo nicht, so soll ich meiner Seelen rathen, es ärgere sich daran die ganze oder halbe Welt.

Luther.

Zehnter. (12)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

Hiernächst ist es mir allerdings völlig unbekannt, was für gelehrte und unbescholtene Männer, ohne Zweifel auf Vorspiegelung der Herren Mascho und E. in Hamburg für Verfasser der Fragmente ausgegeben werden. Aber es freuet mich, daß man dort noch mehrere kennet, die so etwas könnten geschrieben haben. Es macht keinem Schande; wer er auch sey: und was der Herr Hauptpastor von unverantwortlicher Besudelung ihrer Asche sagt, will weder nach der eigentlichen, noch nach der verblümten Bedeutung, mir in den Kopf. Asche nimmt es gar nicht übel, mit Koth vermengt zu werden; und der Geist, der diese Asche belebte, steht vor den Augen deß, dem es keine Mühe macht, das Eigene von dem Angelogenen zu unterscheiden. Die tappende Neugier der Sterblichen ist für beyde ein Spiel, das des Zusehens nicht werth ist; und welcher Vernünftige diese Neugierde am ersten zu befriedigen sucht, erzürnet die spielenden Kinder am meisten.

Wenn der Herr Hauptpastor unter diese neugierigen spielenden Kinder

nicht selbst gerechnet werden will: so sage er doch nur, in welcher ernsthaften Absicht sonst, er gern den Namen meines Ungenannten wissen möchte. Kann er seine Asche noch einmal zu Asche brennen lassen? Sollen seine Gebeine in der Erde, welche sie willig aufnahm, nicht länger ruhen? Sollen sie in Staub zermalmet, auf das Wasser geworfen, in den Wind zerstreuet werden? Die Erde, in beyden Fällen, lieber Herr Hauptpastor, nimmt sie ja doch wieder auf. Oder wollen Sie nur das Vergnügen haben, daß Sie in ganz Deutschland herum schreiben können, ob und wo irgend noch ein Anverwandter oder Nachkomm zu finden, den Sie es können empfinden lassen, daß er in seiner Linie, oder in seinen Nebenlinien, aufsteigend oder absteigend, einen solchen Bösewicht gehabt habe? — Wem ist es zu verargen, wenn er so heillos von Ihnen urtheilet? Denn ganz ohne Grund kann der Mensch ja doch nicht handeln. —

Ich wollte noch eben, in Ansehung des bekannt zu machenden Namens eines so höllischen Abentheurers, wofür Goeze, und die Wenigen seines Gelichters, den Ungenannten halten, einen ganz andern Vorschlag thun; indem mir der 45te Beytrag zum Reichspostreiter gebracht wird.

O bravo! Der nehmliche E. welcher in dem 40sten Beytrage uns versicherte, daß der Ungenannte „leider! nur gar zu bekannt sey", findet nun für gut, wie er sich ausdrückt, „der sehr weit ausgebreiteten Lüge, „als ob ein gewisser ehmaliger berühmter Lehrer am Hamburgischen Gymnasio Verfasser der Fragmente sey, öffentlich zu wiedersprechen. Er fügt hinzu: „daß er dieses um so viel zuversichtlicher thun könne, da der Herr Licentiat Wittenberg Briefe von dem „Sohne dieses berühmten Mannes in Händen habe, worinn derselbe jenes „Vorgeben für eine Lüge und Verleumdung erkläret, und deren Einsicht „der Herr Besitzer einem jeden, dem daran gelegen ist, gern erlauben „werde."

Kann seyn: kann nicht seyn! — Aber vor allen Dingen eine Frage an den Reichspostreiter, oder an diesen mehrbelobten E. im Reichspostreiter: wird an beyden Orten des Reichspostreiters der nehmliche Mann verstanden, oder nicht? — Wenn nicht der nehmliche: ist es nicht wahre Vexirerey des Publicums, sich hier des nicht rechten so feyerlich anzunehmen, und von dem rechten, von dem es dort leider! nur gar zu bekannt war, daß er und kein andrer der wahre Verfasser der Fragmente sey, so gänzlich zu schweigen? — Wenn aber der nehmliche: was sollen

wir von einem Manne denken, dem es gleich leicht wird, eine Lüge zu besiegeln, und sich der nehmlichen Lüge wegen, fast zu gleicher Zeit, vor der ganzen Welt auf das Maul zu schlagen? Der Reichspostreiter kann sich allenfalls mit seinem **Relata refero** schützen: aber auch Er? Der Reichspostreiter muß jeden Tag sein Blatt voll haben: was kümmert es den, womit es voll wird? Ihn hingegen zwang nichts, über Hals über Kopf drucken zu lassen, daß ein elendes Gerede eine ganz bekannte Sache sey: er war an Ort und Stelle, diesem Gerede sogleich auf den Grund zu kommen; er durfte nur eben den Weg einschlagen, auf welchem die Unzuverlässigkeit desselben sich nun soll erwiesen haben. Warum ist er der erste und einzige, der die Lüge, in die Welt schrieb? Warum ist er der erste und einzige, der dieser Lüge, die vielleicht niemand geglaubt hat, itzt widerspricht? Sollte ihn blos der Kitzel getrieben haben, itzt mit guter Manier einen noch bedeutendern Fingerzeig thun zu können? —

An den Briefen, auf welche er sich beruft, zweifle ich im geringsten nicht. Auch zweifle ich nicht an der Bereitwilligkeit des Herrn Licentiat Wittenberg, diese Briefe einem jeden, der es verlangt, zu zeigen. Ich bin sogar versichert, daß er sie mehrern zeigen wird, als sie zu sehen verlangen werden. Auf diese Weise wird allerdings jede Verleumdung auf die allerunschuldigste Weise verbreitet; und das erste Böse, was ich von dem Herrn Licentiat von nun an höre, will ich auf die nehmliche Weise zu widerlegen bedacht seyn.

Doch was kann auch wohl der Herr Licentiat dafür, wenn eine eben so dumme als boshafte Klatsche* (Klätscher wäre hier viel zu gut)

* Ich kann mir kaum die Mühe nehmen, die Dummheit und Bosheit dieser Klatsche zugleich aus dem zu erweisen, was sie von mir sagt. Auch möchte ich sie nicht gern abschrecken, sich noch fernerhin an mir lächerlich zu machen; in der süssen Meynung, daß sie mich lächerlich gemacht habe. Doch ein Paar Worte, unter den Text geworfen, können doch auch nicht schaden. — Gleich Anfangs also geifert Mutter Else, oder wie sie sonst heissen mag: „da die „schlechte Beschaffenheit meiner Sache mir nicht erlaube, bey der Sache selbst zu bleiben, so „ergreiffe ich Nebendinge, und lasse die Hauptsache unbeantwortet." — Mütterchen, und wenn ihr noch zwanzigmal das Wort Sache in einem Athem heraussprudelt: so wißt ihr doch von der Sache gerade so viel, wie nichts. Aber seyd doch so gut und nennt mir ein einziges von jenen Nebendingen; und ihr sollt alle eure Zähne, oder, wenn ihr lieber wollt, einen Mann wieder haben! Denn begreift doch nur, Else, daß ich ja nicht der angreifende Theil, sondern der angegriffene bin, und also überall mit hin muß, wohin mich euer Seelensorger, der Herr Hauptpastor Goeze, schleppt. Freylich schleppt er mich an manchen Ort, wo wir beyde nichts zu suchen haben: aber ist das meine Schuld? Muß ich ihm nicht allerwärts, wo er mich vor den Augen Israels dem Herrn opfern will, in das heilige Messer fallen? Ich schneide mich freylich oft genug in diesem heiligen Messer, aber ich wehre mir es endlich doch von der Kehle. — Zweytens, gutes Mütterchen, hat euch dieser liebe Herr Seelensorger weiß gemacht, daß

die Unverschämtheit hat, sich auf ihn zu berufen, und ihn in läppische unnütze Händel zu verwickeln? Denn daß der Herr Licentiat selbst, nicht vollkommen mit mir einsehen sollte, wie läppisch und unnütz diese ganze Namenjagd sey, wird mich hoffentlich niemand bereden wollen, der ihn kennt. Und gesetzt auch, daß er darinn nicht mit mir einig wäre, daß der entdeckte Name sogar zur Prüfung der Sache schädlich werden könne: so wird er doch nicht in Abrede seyn, daß er wenigstens der Ruhe und dem Leumunde aller derer nachtheilig zu seyn nicht fehlen werde, welche sich in dem entdeckten Verfasser einen Anverwandten oder Freund zu erkennen, nicht entbrechen wollten. — Die Neugier eines ehrlichen Mannes

er sich an den bösen Nikolai blos als an den Verleger der allgemeinen Bibliothek zu halten pflege. Seht, das hat er euch wohl weiß machen können; aber wem er es sonst weiß machen wird, der ist der zweyte. Denkt nur, wenn ich wegen der freywilligen Beyträge mich an euch halten wollte, weil vielleicht unter den Lumpen, woraus das Papier dazu gemacht worden, sich einige von euern alten Hemden befunden: was würdet ihr sagen? Und doch ist wahrlich eines dem andern nicht sehr aus dem Wege. Denn eben so wenig ihr wißt, was man mit euren alten Hemden macht: eben so wenig weiß der Verleger, als blosser Verleger, was der Gelehrte, den er bezahlt, auf sein weisses Papier drucken läßt; und er ist das eben so wenig verbunden zu wissen, als ihr jenes. Habt ihr denn auch nie gehört, Else, daß euer Herr Seelensorger noch bey viel mehrern Verlegern eben so übel zu Gaste gewesen ist, als bey Nikolai? Warum hat er sich denn nie auch an jene Verleger gehalten? Warum denn nur an den Verleger Nikolai? Nein, Else, glaubt mir; er hat es nicht mit Nikolai dem Verleger zu thun, sondern mit Nikolai dem Mitarbeiter an der A. B. welcher sich bis itzt, so viel ich weiß, noch allein genannt hat. Und so, so will ich mich auch an den Herrn Hauptpastor Goeze wegen der freywilligen Beyträge halten: er mag schreyen wie er will. Mit gefangen, mit gehangen. Er nennt sich in dieser Bande; und das ist mir genug. Das ist mir so lange genug, bis er wenigstens öffentlich sein Misfallen zu erkennen giebt, daß seine Herren Collegen ein Buch rühmen, das von Sylbe zu Sylbe die nehmlichen Sätze enthält, um deren willen er mich gern zum Teufel beten möchte. — Und nun drittens, Else, was wißt denn ihr von der Orthographie? Ich habe nie eine Vettel orthographisch schreiben sehen. Das klatscht ihr wieder nur so nach; und merkt nicht, daß auch ihr dadurch Anlaß gebt, daß ich mich auf Nebendinge einlassen muß. Sagt selbst, was hat es mit der Auferstehungsgeschichte, oder mit sonst einem Punkte in den Fragmenten und meiner Wiederlegung derselben, zu schaffen, daß ich schreibe vorkömmt und bekömmt, da es doch eigentlich heissen müsse, vorkommt und bekommt? Es kränkt euch, daß ein so großer Sprachkundiger, wie ich — (niemals seyn wollen) — in solchen Kleinigkeiten fehlt? Ey, gutes Mütterchen! weil ihr ein gar so zartes Herz habt, muß ich euch ja wohl zurechte weisen. Nehmt also eure Brille zur Hand, und schlagt den Adelung nach. Was leset ihr hier? „Ich komme, du kommst, er kommt; im gemeinen Leben, „und der vertraulichen Sprechart, du kömmst, er kömmt." Also sagt man doch beydes? Und warum soll ich denn nicht auch beydes schreiben können? Wenn man in der vertraulichen Sprechart spricht, du kömmst, er kömmt: warum soll ich es denn in der vertraulichen Schreibart nicht auch schreiben können? Weil ihr und eure Gevattern nur das andre sprecht und schreibt? Ich ersuche euch höflich, Else, allen euern Gevattern, bey der ersten Zusammenkunft von mir zu sagen, daß ich unter den Schriftstellern Deutschlands längst mündig geworden zu seyn glaube, und sie mich mit solchen Schulpossen ferner ungehudelt lassen sollen. Wie ich schreibe, will ich nun einmal schreiben! will ich nun einmal! Verlange ich denn, daß ein andrer auch so schreiben soll?

steht da gern stille, wo Wahrheitsliebe sie nicht weiter treibt, und Liebe des Nächsten sie still zu stehen bittet.

Freylich desto besser, wenn die Briefe, welche Herr Licentiat Wittenberg in Händen hat, einen Mann aus dem Spiele setzen, welchen mancher schwache Gesell sich als seinen Gewährsmann wohl wünschen möchte. In der That wüßte ich auch selbst, keinen neuern Gelehrten in ganz Deutschland, für welchen ein Vorurtheil in dergleichen Dingen zu haben, verzeihlicher wäre, als eben ihn. Aber eben daher möchte ich auch auf diesen Mann keinen Fingerzeig geben, und wenn er mir selbst, in eigner verklärter Person, die Papiere aus jenem Leben gebracht hätte, mit dem ausdrücklichen Verlangen, sie unter seinem Namen herauszugeben; und wenn er mir seitdem auch immer über die zweyte Nacht wieder erschiene, und das nehmliche Gesuch, ich weiß nicht unter welchen Drohungen oder Versprechungen, wiederholte. Ich würde zu ihm sagen: „Lieber Geist, „herausgeben will ich deine Handschrift recht gern; ob ich gleich wohl „merke, daß die Sache nicht ohne Gefahr ist, und man mir vorwerfen „wird, daß ich die schwachen Gewissen nur damit ärgern wollen. „Denn was dieses Aergerniß betrift, darüber denke ich wie Luther. „Genug, ich kann ohne Gefahr meiner Seele, deine Schrift nicht „unter den Scheffel stellen. Sie hat Zweifel in mir erregt, die ich mir „muß heben lassen. Und wer kann sie mir anders heben, als das Publi„cum? Mich an den und jenen berühmten Gottesgelehrten durch Pri„vatbriefe deshalb zu wenden, das kostet Geld und Zeit; und ich habe „deren keines viel zu versplittern. Also, wie gesagt, herausgeben will „ich deine Schrift gern: aber warum soll ich sie nicht anders herausgeben, „als mit deinem Namen? Bist du in jenem Leben eitler geworden, als „du in diesem warest? Oder gehört dein Name auch mit zu den Be„weisen? Wenn du auf diesem kindischen ärgerlichen Ehrgeize bestehest: „so weiß ich wohl, woher du kömmst. Die Glorie, die du da um deinen „Kopf hast, ist Betrug; denn du bist klein genug, noch eine andre neben „ihr zu verlangen." —

Diese Phantasie erinnert mich wieder an den Vorschlag, den ich oben zu thun im Begriffe war. — Hat mein Ungenannter nicht aus Ueberzeugung geschrieben; nicht aus innerm Drang, was er für wahr hielt, auch seinem Nächsten mitzutheilen: so kann er keinen andern Bewegungsgrund gehabt haben, als unselige Ruhmsucht: gloriae cupiditatem

sacrilegam; und ich finde in der ganzen Geschichte ihn mit niemanden zu vergleichen, als mit dem Unsinnigen, der den Tempel der Diana zu Ephesus verbrennen wollte, ut opere pulcherrimo consumpto, nomen ejus per totum terrarum orbem disjiceretur. Als nun der Fantast diesen seinen Schwindel auf der Folter bekannte: was thaten die Epheser? Sie beschlossen, um ihn von der empfindlichsten Seite zu strafen, daß niemand seinen Namen nennen solle; und wir würden es noch nicht wissen, wie der stolze Narr geheissen, hätte sich Theopomp in seinen Geschichtbüchern dieser klugen Verfügung unterwerfen wollen. Ich folge den weisen Ephesern; nenne, Trotz dem Theopomp, nach dem Beyspiel des Valerius, den ungeheuren Geck auch noch nicht; und trage an: wie, wenn wir ein gleiches unter uns ausmachten, und den Frevler nie nennten, (gesetzt, daß wir seinen Namen wüßten, oder erführen) der aus Ehrsucht den Felsen sprengen wollen, auf welchen Christus seine Kirche gegründet? — Ich stelle mir vor, ich sammle die Stimmen, fange an von den Patribus conscriptis des Lutherthums, einem Ernesti, einem Semmler, einem Teller, einem Jerusalem, einem Spalding etc. und komme herab bis auf den kleinsten Dorfpriester, der in den freywilligen Nachrichten seiner Nothdurft pfleget: und alle, alle stimmen für Ja.

Nur einer, einer nur, der Hauptpastor Goeze, stimmet für Nein. Nein! donnert er; und nochmals Nein! Nicht genug, daß der Ungenannte dort ewig zu Schanden geworden: er muß auch noch hier zeitlich zu Schanden werden. Amen! fügt er hinzu; Amen!

Anti-Goeze.

Pro boni viri officio, si quando eum ad defensionem nocentium ratio duxerit, satis faciam.

Quinctilianus.

EILFTER. (13)

1778.

Braunschweig, 1778. 8.

Ich komme endlich auf das Dritte, wodurch ich mich als den Advocaten des Ungenannten erzeigen soll. Es soll in meinem Betragen gegen diejenigen bestehen, die sich der christlichen Religion wider ihn annehmen.

Diese Rüge enthält zweyerley, auf deren jedes ich verschieden antworten muß. Entweder man findet es nur sonderbar und unrecht, daß ich überhaupt noch den Ungenannten bey seinen Gegnern vertrete; oder man findet es zugleich so viel sonderbarer und unrechter, daß ich es in dem Tone thue, den man mir so hoch aufmutzt.

Auf erstres glaube ich schon zum Theil damit geantwortet zu haben, daß ich mich erkläret, nicht als Advocat für ihn zu sprechen, der ihn seine Sache will gewinnen machen. Ich spreche blos als ehrlicher Mann, der ihn nur so tumultuarisch nicht will verdammt wissen. Höchstens spreche ich so, als ein zugegebner Advocat für einen Verbrecher spricht; und rede nur statt seiner; und rede nur, wie man es im gemeinen Leben auszudrücken pflegt, in seine Seele. Hierzu aber bin ich um so mehr verpflichtet, daß ich das Mehrere von seinen Papieren in Händen

habe. Es wäre Verrath an der Unschuld, er mag nun viel oder wenig Anspruch auf Unschuld machen können, wenn ich in diesen mehrern Papieren das Geringste, das ihm auf irgend eine Weise zu Statten käme, fände, und nicht anzeigte. Der Verrath wäre von mir um so viel größer, da ich ungebeten sein Herausgeber geworden bin, und als litterarische Proben, Stücke aus ihm mittgetheilet habe, die aus aller Verbindung gerissen sind, durch welche allein sie ihr wahres Leben erhalten. Warum hat man diese Proben durchaus nicht wollen seyn lassen, was sie seyn sollen? Warum hat man sie einer grössern Aufmerksamkeit gewürdiget, als Fragmente von aller Art verdienen, auf die kein Mensch sich einzulassen verbunden ist? Warum hat man sogar Verbindungspartikeln, durch welche sich der Ungenannte auf etwas anderweits Erwiesenes beziehet, für bloßes Blendwerk ausgegeben, und dadurch so wohl meine als seine Redlichkeit in den lieblosesten Verdacht gezogen? — Doch davon an einem andern Orte.

Hier lasse man mich nur noch hinzufügen, was ich mich nicht schämen darf zu wiederhohlen, da es einmal gestanden ist. Ich habe den Ungenannten auch darum in die Welt gestossen, weil ich mit ihm allein nicht länger unter einem Dache wohnen wollte. Er lag mir unaufhörlich in den Ohren, und ich bekenne nochmals, daß ich seinen Zuraunungen nicht immer so viel entgegen zu setzen wußte, als ich gewünscht hätte. Uns, dachte ich, muß ein Dritter entweder näher zusammen, oder weiter aus einander bringen: und dieser Dritte kann niemand seyn als das Publicum.

Verliere ich nun aber nicht alle den Nutzen, den ich mir aus diesem Schritte versprach, wenn ich nicht auf jedes Wort, auf jede Miene aufmerksam bin, mit welcher man ihn im Publico empfängt? Ich muß jeden fragen, der über ihn stutzt, oder über ihn lacht, oder über ihn erschrickt, oder über ihn poltert: wie verstehen Sie das? wie beweisen Sie das? Auch werde ich mich mit der ersten der besten Antwort des ersten des besten Gegners schwerlich begnügen können. Denn wenn sie auch wirklich die beste wäre: so ist das Beste doch nicht immer gut; und ich kenne für tausend Zweifel die besten Antworten sehr wohl, ohne eine einzige gute darunter zu finden.

Daß man mir aber nur nicht eine so schwer zu befriedigende Nachforschung als einen Beweis dessen vorwerfe, was ich so eifrig abzulehnen suche! Ich erzeige mich auch dadurch so wenig als den Advocaten des Ungenannten, daß ich mich vielmehr, (weil es doch einmal Advocat heissen soll) als den Advocaten der Religion damit erweise, die der Ungenannte

angreift. Denn was hat er zu thun, der rechtschaffene Advocat, ehe er eine Sache übernimmt? Nachdem er seinen Clienten lange genug angehöret, sich ein Langes und Breites von ihm vorsagen lassen, in die Länge und in die Queere ihn ausgefragt*, in aliam rursus ei personam transeundum est, *agendusque adversarius*, proponendum, quidquid omnino excogitari contra potest, quicquid recipit in ejusmodi disceptatione natura. Gerade so, auch ich! Aber wer den Vertheidigern der Religion sodann am schärfsten widersprechen wird, wird es darum mit der Religion nicht am schlimmsten meynen. Denn ich werde nur darum die Vertheidiger der Religion interrogare quam *infestissime*, ac premere, weil auch hier, dum omnia quaerimus, aliquando ad verum, ubi minime expectavimus, pervenimus; weil auch hier optimus est in dicendo patronus incredulus.

Nun habe ich freylich dieser Pflicht gegen mich selbst zur Zeit noch wenig Genüge leisten können. Aber ich hoffe, in Zukunft es besser zu thun; und es mit aller der Kälte, mit alle dem Glimpfe gegen die Personen zu thun, die mit jener Strenge und Wärme für die Sache bestehen können, welche allein Quinctilian bey seinem infestissime kann gedacht haben.

„Ey nun ja!" höre ich den Herrn Hauptpastor rufen — und bin bey dem zweyten Gliede dieser Rüge. „Ey nun ja! Da verlasse sich „einer darauf, und binde mit ihm an! Wir haben die Erfahrung davon; „ich und sein Nachbar. Wie höhnend, wie verachtend, wie wegwerfend „hat er wider uns geschrieben!"

Fühlen sie das, Herr Hauptpastor? Desto besser. So habe ich meinen Zweck mit Ihnen erreicht; aber noch lange nicht gethan, was Sie verdienen. Denn einmal gehören Sie zu den Gegnern meines Ungenannten noch gar nicht. Sie haben bis diese Stunde ihn noch in nichts widerlegt; Sie haben blos auf ihn geschimpft. Sie sind bis diese Stunde nur noch als mein Gegner anzusehen; nur noch als der Gegner eines Gegners des Ungenannten. Und nächst dem haben Sie wider diesen Gegner des Ungenannten sich Dinge erlaubt, die Sie zum Theil kaum gegen den Ungenannten sich hätten erlauben müssen. Sie haben mich feindseliger Angriffe auf die christliche Religion beschuldiget; Sie haben mich förmlicher Gotteslästerungen beschuldiget. Sagen Sie selbst: wissen

* Quinctilianus L. XII.

Sie infamirendere Beschuldigungen, als diese? Wissen Sie Beschuldigungen, die unmittelbarer Haß und Verfolgung nach sich ziehen? Mit diesem Dolche kommen Sie auf mich eingerannt, und ich soll mich nicht anders, als den Hut in der Hand, gegen Sie vertheidigen können? soll ganz ruhig und bedächtig stehn bleiben, damit ja nicht Ihr schwarzer Rock bestaubt werde? soll jeden Athemzug so mässigen, daß ja Ihre Perrucke den Puder nicht verliere? Sie schreyen über den Hund, „er ist toll!" wohl wissend, was die Jungen auf der Gasse daraus folgern: und der arme Hund soll gegen Sie auch nicht einmal blaffen? blaffend Sie nicht Lügen strafen? Ihnen nicht die Zähne weisen? Das wäre doch sonderbar. Hieronymus sagt, daß die Beschuldigung der Ketzerey (wie viel mehr der Irreligion?) der Art sey, in qua tolerantem esse, impietas sit, non virtus. Und doch, doch hätte ich mich lieber dieser Gottlosigkeit schuldig machen, als eine Tugend nicht aus den Augen setzen sollen, die keine ist? Anständigkeit, guter Ton, Lebensart: elende Tugenden unsers weibischen Zeitalters? Firniß seyd ihr; und nichts weiter. Aber eben so oft Firniß des Lasters, als Firniß der Tugend. Was frage ich darnach, ob meine Darstellungen diesen Firniß haben, oder nicht? Er kann ihre Würkung nicht vermehren; und ich will nicht, daß man für meine Gemälde das wahre Licht erst lange suchen soll. — Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg seyn und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht seyn, könnte das nicht bleiben, was ich bin; wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht mit ein wenig assa foetida räuchern? —

Dieses ist nun freylich der Fall meines Nachbars nicht ganz. Aber ihn habe ich auch nirgends so behandelt, als den Herrn Hauptpastor. Blos sein wiederhohlter Vorwurf, daß der Ungenannte, die Wahrheit, die er gar wohl einsehe, nur nicht einsehen wolle; blos dieser Vorwurf, welcher einen Menschen so ganz in einen Teufel verwandelt; blos dieser Vorwurf, von dessen Gifte, wie ich bewiesen habe, ein großer Theil auf mich zurücke spritzt: hat mich im Fortgange des Wortwechsels bitterer gegen ihn gemacht, als ich zu seyn mir vorgenommen hatte. Und wie bitter bin ich denn gegen ihn gewesen? Das bitterste ist doch wohl, daß ich von ihm gesagt habe, „er schreibe im Schlafe"? Mehr nicht? Und daraus will der Herr Hauptpastor schliessen, daß das Testament

Johannis, in welchem die allgemeine brüderliche Liebe so sehr empfohlen wird, von mir unmöglich seyn könne? Nun wohl: so hat Hieronymus, aus welchem ich das Testament Johannis genommen, eben so wenig von dieser Liebe gehabt, als ich; und ich bin lange zufrieden, daß ich deren doch eben so viel habe, als Hieronymus; wenn schon nicht ganz so viel, als der Herr Hauptpastor Goeze, der seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe eher ewig schlafen macht, als ihnen das Schlafen vorwirft. Denn gerade sagt Hieronymus einem seiner Gegner nicht mehr und nicht weniger, als ich meinem Nachbar gesagt habe. Dem Vigilantius nehmlich schreibt er mit dürren Worten: Ego reor, et nomen tibi κατ' ἀντίφρασιν impositum. Nam tota mente dormitas et profundissimo non tam somno stertis, quam lethargo. Auch wiederhohlt der heilige Mann das böse Wortspiel überall, wo er von dem Vigilantius spricht; und wenn ich recht gezählt habe, mag er ihn wohl eben so oft ausdrücklich Dormitantius nennen, als ich meinen Nachbar in seinem Schlafe zu stören, mir die Freyheit genommen habe. Ich fürchte auch im geringsten nicht, daß der Nachbar selbst diesen kleinen Spaß so hoch aufgenommen haben sollte, daß er sich mit mir nicht weiter abzugeben beschlossen hätte. Darunter würde ich allerdings zu viel verlieren; und lieber will ich gleich hier, mit folgenden Worten des Augustinus, ihn um Verzeihung bitten: Obsecro te per mansuetudinem Christi, ut si te laesi, dimittas mihi, nec, me viccissim laedendo, malum pro malo reddas. Laedes enim, si mihi tacueris errorem meum, quem forte inveneris in scriptis meis. —

Nun eben wollte ich noch die Frage thun; welchem Gegner meines Ungenannten sonst, ich auf eine unanständige abschreckende Art begegnet bin? als mit eins ein Ritter, das Visier weder auf noch nieder geschoben, in den Kampfplatz gesprengt kömmt, und gleich von weiten, in dem wahren Ton eines Homerischen Helden mir zuruft:* „Ich sollte —? Woher wissen Sie —? Warum thaten Sie —? Nicht wahr —?" Und hierauf ein Geschrey über Verleumdung, und ein Hochzeitbitter=Beweis, daß ein Subrector in einer Reichsstadt eben so viel sey, als ein Bibliothekar, der Hofrath heisse! — Ey, meinetwegen noch zehnmal mehr! Aber gilt das mir? Ich kenne Sie nicht, edler Ritter. Mit Erlaubniß, wer sind Sie? Sie sind doch wohl nicht gar Herr M. Friedrich Daniel Behn,

* Anti=Leßing.

des Lübeckischen Gymnasii Subrector? Wahrlich? O wie betaure ich, daß ich den Herrn Subrector durch meinen vierten Anti-Goeze, wider alle mein Wollen, so in den Harnisch geschrieben habe! Aber bedenken Sie doch nur! Ich habe Sie nirgends genannt; ich habe Ihre Schrift nirgends angezogen; ich habe Ihre Worte nirgends gebraucht. Sie sagen selbst, daß die Meynung, die ich lächerlich mache, Ihre Meynung nicht sey. Und leicht möglich, daß sie es wirklich nicht ist; obgleich der Herr Hauptpastor Goeze sie um ein grosses so vorstellt, indem er uns sagt, wie sehr Sie in Ihrem zweyten Abschnitte den Unfug beklagen, daß man die christliche Religion in deutscher Sprache bestreite. Wie, wenn ich es also nur mit diesem Manne zu thun hätte, der alles für Unfug erklärt, was nicht in seinen Kram taugt? Wie? wenn ich es nur mit denen zu thun hätte, die mir diese nehmliche Meynung hundertmal mündlich geäussert haben? Woher erhellet denn, daß ich der Welt zu verstehen geben wollen, als ob auch Sie dieser nehmlichen Meynung wären? Daher, weil ich sie einem Subconrector in den Mund gelegt habe? Aber Sie sind ja nicht Subconrector, sondern Subrector. Warum muß ich denn diesen lieber in jenen herabgewürdiget, als unter jenem diesen gar nicht gemeint haben? Darf ich denn einen Pedanten nicht Subconrector nennen, weil Herr Behn Subrector ist? Oder wollen Sie den Unterscheid zwischen objectiver und subjectiver Religion schlechterdings zuerst erfunden, zuerst gebraucht haben; so daß ich Sie nothwendig dadurch kenntlich gemacht hätte, daß ich ihn nachgebraucht? — Ich merke, mein lieber Herr Subrector, Sie sind ein wenig sehr stolz; aber doch noch hitziger als stolz; und mich jammert Ihrer Classe. So oft ein Knabe lacht, muß er über den Herrn Subrector gelacht haben, — et vapulat.[1]

[1] Daß er diesen Anti-Göze fortsetzen wollen, erhellet daraus, daß ich unter seinen Papieren einen Bogen finde, darauf der Titel zum 12ten Stück, so wie er abgedruckt werden sollen, steht und so heißt:

Anti-Göze

Nihil apparet in eo ingenuum, nihil moderatum, nihil pudens, nihil pudicum.
CICERO.

Zwölfter.

Braunschweig 1778. Karl G. Lessing.

Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger.

Noch ein Fragment des Wolfenbüttelschen Ungenannten.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1778.[1]

Braunschweig 1778. 8.

Vorrede des Herausgebers.

Gegenwärtiges Fragment sollte, meinen ersten Gedanken nach, durch mich entweder gar nicht, oder doch nur irgend einmal zu seiner Zeit, in eben dem abgelegenen so wenig besuchten Winkel Bibliothekarischen Auskehrichts erscheinen, in welchem seine Vorgänger erschienen sind. Ich lasse mir es ungern früher aus den Händen winden: aber wer kann für Gewalt?

Gleich Anfangs muß ich sagen, daß dieses Fragment zu dem Fragmente über die Auferstehungsgeschichte gehöret, welches bereits so viele Federn beschäftiget hat, und wahrscheinlich noch lange immer neune gegen eine beschäftigen wird, die ihr Heil gegen die übrigen Fragmente versuchen möchte.

[1] Dieses Fragment muß Lessing bereits im Frühjahr (1778), als der Streit mit Goeze im Beginn war, in den Druck gegeben haben, denn dasselbe erschien noch vor dem Achten Anti-Goeze, wie aus: Lessings Schwächen II. Stück S. 43 u. S. 51 hervorgeht. Guhrauer hat auch diese Anmerkung (Lessing, sein Leben und seine Werke, Band II. Abth. II. S. 184) gegen Lachmann's Anordnung gemacht; der Herausgeber aber wollte die Reihenfolge der Anti-Goeze durch Einschiebung dieses Fragments nicht unterbrechen. v. M.

Die Ursache dieser Erscheinung, daß eben das Fragment über die Auferstehungsgeschichte so viel Athleten wecket, ist klar. Die Sache, worüber gestritten wird, ist so wichtig, und der Streit scheinet so leicht zu seyn! Jeder Homilet, der sich getrauet eine Osterpredigt zu halten, getrauet sich auch mit meinem Ungenannten hier anzubinden. Krüppel will überall vorantanzen: und er läßt mehrers drucken, was nur eben verdiente gesagt zu werden, — und auch das kaum verdiente.

Doch es sey fern von mir, daß ich alle die würdigen Männer, welche gegen besagtes Fragment bisher geschrieben haben, in diesem ärmlichen Lichte erblicken sollte. In einigen derselben erkenne ich wirklich Gelehrte, deren Schuld es nicht ist, wenn ihr Gegner nicht zu Boden liegt. Die Streiche, die sie führen, sind nicht übel; aber sie haben auf die Strahlenbrechung nicht gerechnet: der Gegner steht nicht da, wo er ihnen in seiner Wolke zu stehen scheinet, und die Streiche fallen vorbey, oder streifen ihn höchstens.

Gewissermassen kann ich selbst nicht in Abrede seyn, daß ich, der Herausgeber, daran mit Schuld habe. Man konnte es dem Bruchstücke nicht ansehen, welche Stelle es in dem Gebäude behauptet, oder behaupten sollen. Ich gab desfalls keinen Wink: und es ist ganz begreiflich, wenn sonach die Schnauze einer Renne für einen Kragstein, das Gesimse einer Feuermauer für ein Stück des Architrabs genommen, und als solches behandelt worden.

Freylich könnte ich zu meiner Entschuldigung anführen, gleichwohl vor der Klippe gewarnet zu haben, an der man gescheitert, indem ich Fragmente für nichts als Fragmente ausgegeben. Freylich könnte ich meinen sehr verzeihlichen Wahn vorschützen, daß ich geglaubt, des Celsus Incivile est, nisi tota lege perspecta, una aliqua particula ejus proposita, judicare vel respondere habe Justinian eben sowohl für den Gottesgelehrten, als für den Rechtsgelehrten aufbewahren lassen.

Doch da es indeß auch seinen Nutzen hat, daß unsere Gottesgelehrten so vorsichtig und bedächtig nicht sind, als unsere Rechtsgelehrten, und manche derselben nicht ohne Grund für nöthig erachten, lieber bald und nicht gut, als spät und besser zu antworten; indem es vielen ihrer Leser doch einerley ist, wie sie antworten, wenn sie nur antworten, so will ich darüber weiter nichts sagen, und nur sobald als möglich den Fehler von meiner Seite wieder gut zu machen suchen.

Aus dem nehmlich, was ich nun noch aus den Papieren des Ungenannten mitzutheilen im Stande bin, wird man, wo nicht günstiger, doch

richtiger von dem Fragmente der Auferstehungsgeschichte urtheilen lernen. Man wird wenigstens aufhören, seinen Verfasser als einen Wahnsinnigen zu verschreyen, der die Sonne mit einem Schneeballe auslöschen will; indem man nun wohl sieht, daß die Zweifel, welche er wider die Auferstehungsgeschichte macht, das nicht sind, noch seyn sollen, womit er die ganze Religion umzustossen vermeynet. Er schließt ganz so lächerlich nicht, als man ihn bisher schliessen lassen; „die Geschichte der Auferstehung ist verdächtig; folg„lich ist die ganze Religion falsch, die man auf die Auferstehung gegrün„det zu seyn vorgiebt:“ sondern er schließt vielmehr so; „die ganze Religion ist „falsch, die man auf die Auferstehung gründen will: folglich kann es auch „mit der Auferstehung seine Richtigkeit nicht haben, und die Geschichte der„selben wird Spuren ihrer Erdichtung tragen, deren sie auch wirklich trägt.“

Aber schäme ich mich nicht, daß ich das kleinere Aergerniß durch ein weit größeres heben zu wollen vorgebe? Warum lasse ich es bey jenem nicht bewenden, wenn ich nicht selbst Freude an dem Aergernisse habe? — Darum nicht; weil ich überzeugt bin, daß dies Aergerniß überhaupt nichts als ein Popanz ist, mit dem gewisse Leute gern allen und jeden Geist der Prüfung verscheuchen möchten. Darum nicht; weil es schlechterdings zu nichts hilft, den Krebs nur halb schneiden zu wollen. Darum nicht; weil dem Feuer muß Luft gemacht werden, wann es gelöscht werden soll.

Man erlaube mir, daß ich besonders auf dem Letztern einen Augenblick bestehe. Ich habe bereits an einem andern Orte gesagt, daß das Buch ganz und völlig ausgearbeitet existiret, und bereits in mehrern Abschriften, an mehrern Orten existiret, wovon ich nur den kleinern Theil in Fragmenten des ersten Entwurfs in Händen habe. Ich setze itzt hinzu, daß dieses Buch geschrieben aus einer Hand in die andere geht, aus einer Provinz in die andere vertragen wird, und so im Verborgenen gewiß mehr Proselyten macht, als es im Angesichte einer widersprechenden Welt machen würde. Denn man lieset nichts begieriger, als was man, nur nächst Wenigen, lesen zu können glaubt. Ein Manuscript ist ein Wort ins Ohr; ein gedrucktes Buch ist eine Jedermannssage: und es ist in der Natur, daß das Wort ins Ohr mehr Aufmerksamkeit macht, als die Jedermannssage.

Bey diesem Gleichnisse zu bleiben: was habe ich nun Unrechtes gethan, was thue ich noch Unrechtes, daß ich das Wort ins Ohr, welches die Wohlfahrt eines ehrlichen Mannes untergräbt, je eher je lieber zu einer lauten Sage mache, damit es auch dem, den es betrift, zu Ohren komme, und er

Gelegenheit habe, sich darüber zu verantworten? Ja, wenn dieses Wort ins Ohr in meinem Ohr erstürbe! wenn ich selbst der Urheber dieses Wortes wäre! — Aber ist dieses hier der Fall? Und doch sollte ich mich schämen?

Die mögen sich vielmehr schämen, welche die Verheissung ihres göttlichen Lehrers haben, daß seine Kirche auch von den Pforten der Hölle nicht überwältiget werden soll, und einfältig genug glauben, daß dieses nicht anders geschehen könne, als wenn sie die Pforten der Hölle überwältigen! — Und wie denken sie einen solchen Sieg zu erlangen? Dadurch, daß sie gar in keinen Streit sich einlassen? Dadurch, daß sie das Ding so zu karten suchen, daß die Pforten der Hölle auch nicht einmal einen Anfall wagen dürfen? — Von diesem negociirten Siege aus ihrer politischen Studierstube, kenne ich keine Verheissung.

Aber warum sage ich denn, „die mögen sich schämen?" Die muß der heissen. Der mag sich schämen, der noch der einzige seiner Art ist! Denn noch ist der Herr Hauptpastor Goeze der einzige Theolog, der zugleich so stolz und so klein von der christlichen Religion denkt. Noch ist er der einzige, der es mir verübelt, daß ich die Fluth, lieber nach und nach durch den Damm zu leiten suche, als den Damm auf einmal will übersteigen lassen. Noch ist er der einzige, der mich darum auf eine Art verlästert, die wenigstens dem Racha gleich kömmt. Nur freylich, daß der Grosse Rath nicht dieses sein Racha, sondern mich auf dieses sein Racha bestrafen soll. Sehr christlich!

Darauf wage ich es denn nun aber auch hin. Genug, daß für mich selbst der Nutzen immer unendlich größer ausfallen muß, als der Schade seyn kann, dem mich meine Dreistigkeit in Zuversicht auf die gerechte Sache aussetzet. Denn da, wie mir der Herr Hauptpastor bereits selbst attestiret haben, ich schlechterdings kein Hebräisch verstehe: so kann es nicht fehlen, daß ich, auf Veranlassung dieses neuen Fragments, bey welchem es lediglich auf eine tiefe Kenntniß der hebräischen Sprache und Alterthümer ankömmt, nicht über manche Dinge belehrt werden sollte, über die ich fremde Belehrung nothwendig brauche. Der Herr Hauptpastor selbst, nach ihrer bekannten großen Orientalischen Gelehrsamkeit, werden hoffentlich ein Vieles dazu beytragen; wofür ich ihm gern alle das Uebel vergeben will, das sein heiliger Eifer mir etwa sonst möchte zugezogen haben. Ein frommer Schüler kann über die Züchtigung seines treuen Lehrers weinen, aber nicht zürnen. — Und hiermit küsse ich seine Ruthe, oder seine Scorpionen, schon im Voraus!

Gotth. Ephr. Lessings

nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage

des Herrn Hauptpastor Goeze, in Hamburg.

1778.[1]

Wolfenbüttel 1778. 8.

Endlich scheinet der Herr Hauptpastor Goeze, nach so langem, ärgerlichen Aufheben, welches nur bey der schlechtesten Art von Klopffechtern im Gebrauch ist, zur Klinge kommen, und bey der Klinge bleiben zu wollen.

Wenigstens äussert er nun*, daß er auf den Punct, über welchen er mit mir streite —

Ob die Christliche Religion bestehen könne, wenn auch die Bibel völlig verlohren ginge, wenn sie schon längst verloren gegangen wäre, wenn sie niemals gewesen wäre? —

[1] Obgleich diese Schrift den Druckort Wolfenbüttel trägt, war sie aber in Berlin bei Voß gedruckt und erschienen. S. Lessings Leben I. S. 404. — „Von dieser Antwort und Folge findet sich ein mit weissen Pappier durchschoßnes Exemplar, das er mit eigenhändigen Anmerkungen und Erläuterungen angefüllt hat," sagt Karl G. Lessing in der Vorrede zum theologischen Nachlaß (1784) S. 21, der das verbesserte Exemplar bei der Ausgabe im sechsten Bande der vermischten Schriften 1791 benutzt hat. Die Zusätze gehören aber zu Lessings Bibliolatrie.

* Lessings Schwächen. Zweytes Stück S. 66.

sich so fort weiter gehörig einlassen wolle, so bald ich eine bestimmte Erklärung würde von mir gegeben haben, was für eine Religion ich unter der Christlichen Religion verstehe.

Wenn ich mich weniger rein wüßte, wer könnte es mir verdenken, wenn ich mich dieser Anfoderung, die eine wahre Calumnie enthält, aus eben dem Grunde weigerte, aus welchem Er sich, einer weit weniger verfänglichen Anfoderung von mir, zu entziehen für gut findet. Er sagt nemlich:* der Bibliothekar in Wolfenbüttel habe dem Hauptpastor in Hamburg nichts zu befehlen. Sehr wahr! Aber was hat denn der Hauptpastor in Hamburg dem Bibliothekar in Wolfenbüttel zu befehlen, daß er ihn öffentlich vorladen darf, auf eine Frage zu antworten, die voraussetzt, daß er befriedigend nicht darauf antworten könne?

Doch der Bibliothekar will es so genau nicht nehmen. Denn der Bibliothekar, wie gesagt, weiß sich rein, und muß herzlich lachen, wenn der Hauptpastor versichert zu seyn vorgiebt,** „daß ich, wenn ich voraus „hätte sehen können, daß die Controvers diesen Lauf nehmen werde, mich „wohl gehütet haben würde, mich so frühzeitig zu verrathen, und die „wahren Gesinnungen meines Herzens zu offenbaren."

Ich habe nichts mehr gewünscht, als das; und es soll sich gleich zeigen, wer von uns beyden, ob der Hauptpastor oder der Bibliothekar, mit der längeren Nase nun abziehen wird.

Denn kurz: ich antworte auf die vorgelegte Frage so bestimmt, als nur ein Mensch von mir verlangen kann; daß ich unter der Christlichen Religion alle diejenigen Glaubenslehren verstehe, welche in den Symbolis der ersten vier Jahrhunderte der Christlichen Kirche enthalten sind.

Damit sich der Herr Hauptpastor auch keine Whistonsche Falle träumen lasse, setze ich hinzu, daß ich sogar das so genannte Symbolum der Apostel, und das so genannte [1] Symbolum des Athanasius mit darunter begreiffen will, ob es schon ausgemacht ist, daß diese zu jenen gar nicht gehören.

Bey dieser Erklärung könnte ich es bewenden lassen, und dürfte ruhig abwarten, wie der Herr Hauptpastor seinen Feldzug nunmehr weiter anzustellen belieben werde. Denn nunmehr ist es an ihm, zu beweisen:

* S. 64.
** S. 69.
[1] „so genannte" fehlt 1791.

1) warum nothwendig die in jenen Glaubensbekenntnissen enthaltenen Lehren sich verlieren müßten, wenn die Bibel sich verlöre;
2) warum diese Lehren längst verlohren gegangen seyn müßten, wenn die Bibel verlohren gegangen wäre;
3) warum wir diese Lehren gar nicht wissen könnten, wenn die Bibel niemals gewesen wäre?

Doch ich will an unnöthiger Verlängerung unserer Streitigkeit nicht Schuld haben, und füge daher folgende kurze Sätze hinzu, bey welchen mich der Herr Hauptpastor jederzeit festhalten kann. Nur muß er mich bey keinem derselben eher festhalten wollen, als bis er seinen Beweis geführt hat. Denn sonst würde offenbar eine gelehrte Streitigkeit zu einem Inquisitions-Verhör werden. Genug, daß er ungefehr daraus sieht, was ich in recessu habe, und worauf Er sich gefaßt halten muß.

§. 1.

Der Inbegriff jener Glaubensbekenntnisse heißt [1] bey den ältesten Vätern Regula fidei.

§. 2.

Diese Regula fidei ist nicht aus den Schriften des Neuen Testaments gezogen.

§. 3.

Diese Regula fidei war, ehe noch ein einziges Buch des Neuen Testaments existirte.

§. 4.

Diese Regula fidei ist sogar älter als die Kirche. Denn die Absicht, zu welcher; die Anordnung, unter welcher eine Gemeinde zusammengebracht wird, ist ja wohl früher als die Gemeinde.

§. 5.

Mit dieser Regula fidei haben sich, nicht allein die ersten Christen, bey Lebzeiten der Apostel, begnügt: sondern auch die nachfolgenden Christen der ganzen ersten vier Jahrhunderte, haben sie für vollkommen hinlänglich zum Christenthume gehalten.

§. 6.

Diese Regula fidei also ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden, und nicht die Schrift.

[1] „hieß" 1791.

§. 7.

Diese Regula fidei ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbauet worden; nicht[1] Petrus und dessen Nachfolger.

§. 8.

Die Schriften des Neuen Testaments, so wie sie unser itziger Kanon enthält, sind den ersten Christen unbekannt gewesen; und die einzeln Stücke, welche sie ohngefehr daraus kannten, haben bey ihnen nie in dem Ansehen gestanden, in welchem sie, bey einigen von Uns, nach Luthers Zeiten, stehen.

§. 9.

Die Layen der ersten Kirche durften diese einzelne Stücke gar nicht einmal lesen; wenigstens nicht ohne Erlaubniß des Presbyters lesen, der sie in Verwahrung hatte.

§. 10.

Es ward sogar den Layen der ersten Kirche zu keinem geringen Verbrechen gerechnet, wenn sie dem geschriebenen Worte eines Apostels mehr glauben wollten, als dem lebendigen Worte ihres Bischofs.

§. 11.

Nach der Regula fidei sind selbst die Schriften der Apostel beurtheilet worden. Nach ihrer mehrern Uebereinstimmung mit der Regula fidei, ist die Auswahl unter diesen Schriften gemacht worden; und nach ihrer wenigern Uebereinstimmung mit derselben, sind Schriften verworfen worden, ob sie schon Apostel zu Verfassern hatten, oder zu haben vorgegeben wurden.

§. 12.

Die Christliche Religion ist in den ersten vier Jahrhunderten aus den Schriften des Neuen Testaments nie erwiesen, sondern höchstens nur beyläufig erläutert und bestätiget worden.

§. 13.

Der Beweis, daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die Christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist nicht zu führen.

§. 14.

Der Beweis, daß der heil. Geist durch seine Leitung es dennoch,

[1] „und nicht" 1791.

selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet, ist noch weniger zu führen.

§. 15.

Die Authentie der Regula fidei ist viel leichter und richtiger zu erweisen, als die Authentie der Neutestamentlichen Schriften.[1]

§. 16.

Auf die unstreitig erwiesene Authentie der Regula fidei, ist auch weit sicherer, die Göttlichkeit derselben zu gründen, als man itzt auf die Authentie der Neutestamentlichen Schriften derselben Inspiration gründen zu können vermeynet; welches eben, um es beyläufig zu sagen, der neu gewagte Schritt ist, welcher den Bibliothekar mit allen neumodischen Erweisen der Wahrheit der christlichen Religion so unzufrieden macht.

§. 17.

Auch nicht einmal als authentischer Commentar der gesammten Regula fidei sind die Schriften der Apostel in den ersten Jahrhunderten betrachtet worden.

§. 18.

Und das war eben der Grund, warum die älteste Kirche nie erlauben wollte, daß sich die Ketzer auf die Schrift beriefen. Das war eben der Grund, warum sie durchaus mit keinem Ketzer aus der Schrift streiten wollte.

§. 19.

Der ganze wahre Werth der Apostolischen Schriften, in Absicht der Glaubenslehren, ist kein anderer, als daß sie unter den Schriften der Christlichen Lehrer obenan stehen; und[2] sofern sie mit der Regula fidei übereinstimmen, die ältesten Beläge derselben, aber nicht die Quellen derselben sind.

§. 20.

Das Mehrere, was sie über die Regula fidei enthalten, ist, nach dem Geiste der ersten vier Jahrhunderte, zur Seligkeit nicht nothwendig; kann wahr oder falsch seyn; kann so oder so verstanden werden.

Diese Sätze habe ich aus eigner sorgfältigen, mehrmaligen Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte gesammlet; und ich bin im

[1] Dieser Paragraph fehlt der Ausgabe von 1791, aber die Ziffern über den folgenden sind erst in den späteren Nachdrücken verändert.

[2] „daß sie," 1791.

Stande mich mit dem gelehrtesten Patristiker darüber in die schärfste Prüfung einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen, als ich; und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden, und manche die Welt gern bereden möchten.

Ich sollte vielleicht noch etwas über die Unschädlichkeit dieses meines Systems beyfügen, und zugleich den besondern Nutzen und Vortheil zeigen, den die Christliche Religion in Absicht ihrer itzigen Feinde davon zu erwarten habe. Doch dazu wird mir der fernere Fortgang der Controvers schon noch Gelegenheit geben; besonders, wenn es dem Herrn Hauptpastor gefallen sollte, sie von unserer übrigen Katzbalgerey abzusondern, und ohne Vermischung mit neuen Verleumdungen zu behandeln.

Ihm dazu um so mehr Lust zu machen, habe ich mich in diesem Bogen aller Gleichnisse, aller Bilder, aller Anspielungen sorgfältig enthalten; und bin es weiter zu thun erbötig, wenn er sich eben der Präcision und Simplicität in seinen Gegensätzen bedienen will.

[Ankündigung des Nathan.][1]

Ankündigung.

Da man durchaus will, daß ich auf einmal von einer Arbeit feyern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist; so führt mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände, von dem ich sehe, daß er schon längst die letzte Feile verdient hätte. Nun wird man glauben, daß ihm diese zu geben, ich wohl keine unschicklichere Augenblicke hätte abwarten können, als Augenblicke des Verdrusses, in welchem man immer gern vergessen möchte, wie die Welt wirklich ist. Aber mit nichten: die Welt, wie ich sie mir denke, ist eine eben so natürliche Welt, und es mag an der Vorsehung wohl nicht allein liegen, daß sie nicht eben so wirklich ist.

Dieser Versuch ist von einer etwas ungewöhnlichen Art, und heißt:

[1] in 8vo. — In der Buchhändlerzeitung auf das Jahr 1779, Hamburg in der Heroldschen Buchhandlung, IV. Stück, den 28 Januar, S. 63 steht folgende Nachricht die wahrscheinlich auch von Lessing ist: „Diejenigen, welche Subscription auf das Schauspiel: Nathan der Weise, von Gotthold Ephraim Leßing angenommen, oder anzunehmen Lust haben, sollen für ihre Mühwaltung funfzehn Procent abziehen, und werden zugleich hiedurch ersucht ihre Subscribenten entweder an die Voßische Buchhandlung in Berlin, oder an den jüngern Herrn Leßing daselbst, oder auch dessen Bruder in Wolfenbüttel unfrankirt einzusenden. Die Subscription kann bis Ostern angenommen werden, doch wird man es gerne sehen, wenn die Herrn Collecteurs um Fasten meldeten, wie viel sie schon hätten, und ungefähr noch bekommen würden. Denn zur Ostermesse erscheint dieses Stück ganz gewiß, und die Herrn Subscribenten können die schleunigste Ablieferung ihrer Exemplare, die frankirt zugeschickt werden erwarten.“

Nathan, der Weise, in fünf Aufzügen. Ich kann von dem nähern Inhalte nichts sagen; genug, daß er einer dramatischen Bearbeitung höchst würdig ist, und ich alles thun werde, mit dieser Bearbeitung selbst zufrieden zu seyn.

Ist nun das Deutsche Publicum darauf begierig, so muß ich ihm den Weg der Subscription vorschlagen. Nicht, weil ich mit einem einzigen von den Buchhändlern, mit welchen ich noch bisher zu thun gehabt habe, unzufrieden zu seyn Ursache hätte; sondern aus andern Gründen.

Meine Freunde, die in Deutschland zerstreuet sind, werden hiermit ersucht, diese Subscription anzunehmen und zu befördern. Wenn sie mir gegen Weihnachten dieses Jahrs wissen lassen, wie weit sie damit gekommen sind; so kann ich um diese Zeit anfangen lassen zu drucken. Das Quantum der Subscription wird kaum einen Gulden betragen: den Bogen zu einem Groschen gerechnet, und so gedruckt, wie meine übrigen dramatischen Werke bey Voß gedruckt sind.

Wolfenbüttel, den 8ten August, 1778.

Gotthold Ephraim Leßing.

Der nöthigen Antwort auf eine sehr unnöthige Frage

des Herrn Hauptpastor Goeze in Hamburg.

Si licet, et, falsi positis ambagibus oris,
Vera loqui sinitis — — —

Ovid.

Erste Folge.

1778.

Wolfenbüttel, 1778. 8.

Ich habe meine Erklärung, was für eine Religion ich unter der christlichen Religion verstehe, ohne Anstand abgegeben. Aber, anstatt des Beweises, den ich darauf erwarte, den Herr Goeze darauf versprochen; (nehmlich, daß diese christliche Religion sich nothwendig mit der Bibel verlieren müsse, daß sie ohne Bibel weder werden noch dauern können:) muß ich nun hören, daß es eine Ungereimtheit sey, einen dergleichen Beweis von ihm zu fodern.

„Diese Foderung, sagt er,* ist so ungereimt, als eine seyn kann. „Ich bin in dieser Sache der Respondent. Herr L. ist der Opponent.

* Lessings Schwächen 3tes Stück. S. 128.

„Ich behaupte eine Wahrheit, welche von allen vernünftigen Christen, von „allen Lehrern der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen „Partheyen, in welche dieselbe getheilet ist, selbst die Socinianer nicht „ausgenommen, als ein, keinem Zweifel unterworfener Grundsatz ange„nommen ist: daß die Bibel der einige Lehrgrund der christ„lichen Religion ist, ohne welchen dieselbe nicht erwiesen, „nicht fortgepflanzet werden, also nicht bestehen könne."

Ich will mich auf jene Kathederetiquette, welche eben so wohl für mich, als für ihn zu erklären ist, nicht einlassen. Wer beweisen kann, läßt sich nicht lange nöthigen, zu beweisen. Ich will nur sogleich den Nagel auf den Kopf zu treffen suchen, und rund heraus erklären:

1) Daß es nicht wahr ist, daß alle Lehrer der christlichen Kirche, ohne Unterschied der verschiedenen Partheyen, die Bibel für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion halten;

2) Daß die Socinianer eben dadurch ihre Sache so gut wie gewonnen haben, wenn man die Bibel zum einigen Lehrgrunde der christlichen Religion macht.

1. Es ist notorisch, daß die Lehrer der christlich katholischen Kirche die Bibel so wenig für den einigen Lehrgrund der christlichen Religion annehmen, daß sie ihn nicht einmal für den vornehmsten gelten lassen; indem bey ihnen das Ansehen der Bibel dem Ansehen der Kirche schlechterdings untergeordnet ist; indem bey ihnen es nicht darauf ankömmt, was die Bibel sagt, sondern darauf, was die Kirche sagt, daß es die Bibel sage, oder sagen hätte können. Haben einige Katholiken, welche gern Proselyten unter den Protestanten machen wollen, sich nachgebender hierüber erklärt: so geht mich dieses nichts an; und der eigentliche Lehrbegriff der Römischen Kirche ist nach diesen wenigen Achselträgern nicht zu bestimmen. Alle und jede rechtgläubige Katholiken glauben die Bibel und der Bibel, weil sie Christen sind: sind aber nicht Christen, weil sie die oder der Bibel glauben. — Und nun möchte ich gern wissen, mit welchem Fuge ein Lutherischer Pastor, und ein verdorbener Advocat, einem Manne mit dem Reichsfiscale drohen können, weil er aufrichtig genug ist, als Lutheraner lieber seine Zuflucht zu einem Lehrsatze der Römischen Kirche zu nehmen, als die ganze christliche Religion unter Einwürfen der Freygeister erliegen zu lassen, die blos die Bibel und nicht die Religion treffen; die blos das Buch treffen, in welchem, nach dem höchst neuen

und bis auf diesen Tag unerwiesenen Lehrsatze der strengern Lutheraner, die Religion einzig und allein enthalten seyn soll. — Diese Herren mögen sich nur selbst vor dem Reichsfiscale in Acht nehmen. Denn es wird dem Reichsfiscale leicht begreiflich zu machen seyn, daß nur sie und ihres Gleichen die Stänker sind, welche den Groll, den die im deutschen Reiche geduldeten Religionspartheyen gegen einander doch endlich einmal ablegen müßten, nähren und unterhalten; indem sie alles, was Katholisch ist, für Unchristlich verdammen, und durchaus keinen Menschen, auch nicht einmal einen armen Schriftsteller, dem es nie in die Gedanken gekommen ist, sich eine Parthey zu machen, auf den aus feiger Klugheit verwüsteten und öde gelassenen Confiniis beyder Kirchen dulden wollen.

2. Was ich von den Socinianern sage, liegt am Tage. Wer die Gottheit Christi nicht mit ins Neue Testament bringt, wer sie nur aus dem Neuen Testamente hohlen will, dem ist sie bald abdisputirt. Daher ist den Socinianern der Grundsatz, daß sowohl die Gottheit Christi, als die übrigen Wahrheiten der christlichen Religion, einzig aus den Schriften der Evangelisten und Apostel erwiesen werden müssen, sehr willkommen gewesen; und es läßt sich leicht zeigen, daß es ebenfalls Feinde der Gottheit Christi, daß es die Arianer gewesen, welche ihn zuerst angenommen haben. —

Also nur alsdann, wenn Herr Goeze sowohl dieses, als jenes abzuleugnen, und das Gegentheil davon zu erhärten im Stande ist: will ich ihm allenfalls den Beweis des Hauptsatzes, zu welchem er sich anheischig gemacht hat, schenken, und den Erweis meiner Gegensätze antreten. Aber bis dahin muß er mir nicht übel nehmen, wenn ich geradezu äussere, daß er dasjenige nicht beweisen kann, wovon er so trotzig vorgiebt, daß er es nicht zu beweisen brauche. Denn wenn er nicht damit sagen will, daß man es ohne Beweis annehmen müsse: so muß es wenigstens doch anderswo erwiesen seyn; und er kann ja diesen anderswo geführten Beweis, mich zu beschämen, mit leichter Mühe abschreiben, oder auch nur mit einem Worte nachweisen.

Ich sage: daß ich sodann meine Gegensätze zu erweisen nicht anstehen will. Aber werde ich damit nicht zu spät kommen? Hat Herr Goeze nicht bereits mit einer einzigen Stelle des Irenäus alle meine 20 Gegensätze auf einmal niedergeschlagen? „Da die Kirchenväter, sagt er, „bey Herr Lessing mehr gelten, als die Bibel" — (Verläumdung! die

Neutestamentlichen Schriften gelten mir nur nicht viel mehr, als die ersten Kirchenväter.) — „so will ich ihm eine Stelle aus dem Irenäo entgegen„setzen, welche sein Gewäsche, und überhaupt seine in der Antwort an„gegebenen 20 Sätze auf einmal niederschlagen kann. Dieser ehrwürdige „Vater des zweyten Jahrhunderts schreibt adv. Haer. lib. III. cap. 1. „Non enim per alios dispositionem nostrae salutis cognovimus, „quam per eos, per quos Evangelium pervenit ad nos, quod qui„dem tunc praeconaverunt, postea vero per Dei voluntatem in „scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei no„strae futurum. Es wird sich zeigen, ob Herr Lessing Stellen in „Vorrath habe, welche hinlänglich seyn werden, dieses Zeugniß nieder„zuschlagen."

Und was sich itzt schon zeigt, ist dieses, daß Herr Goeze, wenn er sich in der Geschwindigkeit nicht besser beritten macht, auf dem ausgeschriebenen Turniere nur eine sehr armselige Figur spielen wird. — Er hätte den Irenäus, den er citiret, selbst gelesen? Unmöglich! Er hat dieses einzelne Stellchen, Gott weiß in welcher Lutherschen Polemik, bloß aufgelesen. Denn er legt, wider alle Grammatik, allen Zusammenhang, einen Sinn hinein, welcher nicht der Sinn des Irenäus, sondern der Sinn der Lutherschen Polemik ist, in welcher er es auflas. — Denn kurz, Irenäus sagt in dieser Stelle schlechterdings nicht, daß die Schrift der Grund und Pfeiler unsers Glaubens geworden. Wenn er dieses hätte sagen wollen, müßte es heissen: in scripturis nobis tradiderunt, fundamentum et columnam fidei nostrae *futuris*. Aber es heißt nicht *futuris*, sondern *futurum*, und bezieht sich nicht auf scripturis, sondern auf evangelium, welches hier nicht die vier aufgezeichneten Evangelia, sondern den wesendlichen Inhalt der Evangelien, ohne Rücksicht auf dessen Verzeichnung, bedeutet. Herr Goeze selbst, in der beygefügten Uebersetzung dieser Stelle, hat nicht anders construiret; und nur bey ihm ist es begreiflich, wie man so leichte Worte anders construiren und anders verstehen kann. Das Evangelium ist der Grund und Pfeiler unsers Glaubens: wer leugnet das? Allein das Evangelium ist eben sowohl ein praeconatum, als ein scripturis traditum; und das futurum muß sich eben sowohl auf jenes, als auf dieses beziehen. Eben sowohl das blos gepredigte Evangelium muß der Grund und Pfeiler unsers Glaubens seyn können, als das aufgeschriebene. — Daß dieses der wahre

Sinn des Irenäus ist, erhellet aus den folgenden Kapiteln unwidersprechlich. Und wenn er besonders im 4ten sagt: Quid autem si neque Apostoli quidem Scripturas reliquissent nobis, nonne oportebat ordinem sequi Traditionis, quam tradiderunt iis quibus committebant Ecclesias: hat er auch wie Goeze geglaubt, daß die christliche Religion nothwendig hätte untergehen müssen, wenn die Apostel nichts geschrieben hätten? Wenn er fortfährt; Cui ordinationi assentiunt multae gentes barbarorum, eorum qui in Christum credunt *sine charta et atramento*, scriptam habentes per Spiritum in cordibus suis salutem, et veterum Traditionem diligenter custodientes, in unum Deum credentes, fabricatorem coeli et terrae et omnium quae in eis sunt, per Christum Jesum Dei filium: hat er auch gelehrt, wie Goeze, daß der heilige Geist ohne Schrift nichts vermöge; daß kein Glaube ohne Schrift möglich sey? Wenn er, nachdem er die damalige Regulam fidei wörtlich angeführet, hinzusetzt; Hanc fidem qui *sine literis* crediderunt, quantum ad sermonem nostrum barbari sunt: quantum autem ad sententiam, ad consuetudinem et conversationem, propter fidem perquam sapientissimi sunt, et placent Deo, conversantes in omni justitia, et castitate, et sapientia: hat er auch, wie Goeze, den Gebrauch der Bibel allen und jeden Christen für unentbehrlich gehalten? würde er mich auch, wie Goeze, wegen meiner Fiction eines Volks, das ich ohne Bibel Christen seyn lasse, verdammet haben? —

Was ich oben von den Arianern sage, daß sie die ersten gewesen zu seyn scheinen, welche verlangt haben, daß man ihnen die Gottheit Christi vor allen Dingen in den Neutestamentlichen Schriften zeigen müsse, gründet sich auf das, was wir von dem eigentlichen Verlaufe der Streitigkeit auf dem Nicäischen Concilio wissen. Die Geschichte dieses Concilii selbst kann Herr Goeze doch wohl nicht auch mit unter die verrufenen Quellen rechnen, gegen deren Gebrauch er S. 136 protestiret? Folgende Sätze mögen den Gang meines Erweises, den ich zu seiner Zeit führen will, in Voraus zeigen.

§.

Der Sieg der heiligen Schrift über die Ketzerey, oder die Kraft der heiligen Schrift in Bestimmung der Rechtgläubigkeit, hat sich auf dem Nicäischen Concilio nur schlecht erwiesen. Durch die Schrift ist auf demselben schlechterdings nichts ausgemacht worden.

§.

Arius und seine Philosophen blieben auf ihren Köpfen; und nur zwey der letztern wurden für die Orthodoxie gewonnen. Aber wie?

§.

Der eine Philosoph ward durch die bloße Regulam fidei, durch das bloße Glaubensbekenntniß, auf eine wunderbare Weise erleuchtet.

§.

Die Mitwirkung des heiligen Geistes bey dem bloßen Glaubensbekenntniße, war also noch damals nichts befremdendes.

§.

Hingegen zeigte sich von der Mitwirkung des heiligen Geistes bey vermeinten deutlichen Stellen der Schrift, nicht die geringste Spur.

§.

Denn der zweyte Philosoph ward nicht durch dergleichen Stellen überführt, sondern durch ein Paar menschliche, nicht einmal sehr passende Gleichnisse überredet.

§.

Ja, den rechtgläubigen Vätern kam es im geringsten nicht ein, ihren Lehrsatz aus der Schrift auch nur erweisen zu wollen. Sie hatten blos die Herablassung, auf die Schriftstellen, welche die Arianer dagegen anführten, übel und böse zu antworten.

§.

Sie gaben ihren Lehrsatz für keine Wahrheit aus, die in der Schrift klar und deutlich enthalten sey; sondern für eine Wahrheit, die sich von Christo unmittelbar herschreibe, und ihnen von Vater auf Sohn treulich überliefert worden.

§.

Sie erwiesen also nur, daß die Schrift diesen Ueberlieferungen nicht widerspreche.

§.

Und der Gebrauch, den sie sonach von der Schrift machten, war ein ganz andrer, als der, den man uns neuerer Zeit aufgedrungen hat; welchem zu Folge nach dem gar nicht gefragt wird, was uns überliefert worden, sondern aus der einzigen Schrift unmittelbar bestimmt wird, was uns hätte überliefert werden sollen.

§.

Sollte die Ueberlieferung gar nicht mit in Anschlag kommen: so müßte man behaupten, daß jeder vernünftige Mann, ohne im geringsten etwas von dem Christenthume zu wissen, das ganze Christenthum aus den Neutestamentlichen Schriften einzig und allein ziehen und absondern könne; und daran zweifle ich sehr.

§.

Schade, daß davon keine Erfahrung gemacht werden kann, indem wohl schwerlich ein vernünftiger Mann zu den Neutestamentlichen Schriften kommen dürfte, ohne das Christenthum vorher zu kennen; und die Kunst, es wieder zu vergessen, wenn er zu dieser vermeynten einigen Quelle nun selbst kommt, noch soll erfunden werden.

Ernst und Falk.

Gespräche für Freymäurer.

1778.

Wolfenbüttel, 1778. 8.

Es gibt zwei sehr ähnliche Drucke mit der Aufschrift „Wolfenbüttel, 1778." Der echte hat zum Beispiel S. 16, Z. 1 „denn", der unechte „den". — Im litterarischen Nachlaß Band XI. befindet sich der erste Entwurf.

Sr. Durchlaucht dem Herzoge Ferdinand.

Durchlauchtigster Herzog,

Auch ich war an der Quelle der Wahrheit, und schöpfte. Wie tief ich geschöpft habe, kann nur der beurtheilen, von dem ich die Erlaubniß erwarte, noch tiefer zu schöpfen. — Das Volk lechzet schon lange und vergehet vor Durst. —

Ew. Durchlaucht

unterthänigster Knecht

— —

Vorrede eines Dritten.

Wenn nachstehende Blätter die wahre Ontologie der Freymäurerey nicht enthalten: so wäre ich begierig zu erfahren, in welcher von den unzähligen Schriften, die sie veranlaßt hat, ein mehr bestimmter Begriff von ihrer Wesenheit gegeben werde.

Wenn aber die Freymäurer alle, von welchem Schlage sie auch immer seyn mögen, gern einräumen werden, daß der hier angezeigte Gesichtspunkt der einzige ist, aus welchem — sich nicht einem blöden Auge ein blosses Phantom zeigt, — sondern gesunde Augen eine wahre Gestalt erblicken: so dürfte nur noch die Frage entstehen; warum nicht längst, so deutlich mit der Sprache herausgegangen sey?

Auf diese Frage wäre vielerley zu antworten. Doch wird man schwerlich eine andere Frage finden, die mit ihr mehr Aehnlichkeit habe,

als die: warum in dem Christenthume die systematischen Lehrbücher so spät entstanden sind? warum es so viele und gute Christen gegeben hat, die ihren Glauben auf eine verständliche Art weder angeben konnten, noch wollten?

Auch wäre dieses im Christenthume noch immer zu früh geschehen, indem der Glaube selbst vielleicht wenig dabey gewonnen: wenn sich Christen nur nicht hätten einfallen lassen, ihn auf eine ganz widersinnige Art angeben zu wollen.

Man mache hiervon die Anwendung selbst.

Erstes Gespräch.

Ernst.

Woran denkst du, Freund?

Falk.

An nichts.

Ernst.

Aber du bist so still.

Falk.

Eben darum. Wer denkt, wenn er genießt? Und ich geniesse des erquickenden Morgens.

Ernst.

Du hast Recht; und du hättest mir meine Frage nur zurückgeben dürfen.

Falk.

Wenn ich an etwas dächte, würde ich darüber sprechen. Nichts geht über das laut denken mit einem Freunde.

Ernst.

Gewiß.

Falk.

Hast du des schönen Morgens schon genug genossen; fällt dir etwas ein; so sprich du. Mir fällt nichts ein.

Ernst.

Gut das! — Mir fällt ein, daß ich dich schon längst um etwas fragen wollen.

Falk.

So frage doch.

Ernst.

Ist es wahr, Freund, daß du ein Freymäurer bist?

Falk.

Die Frage ist eines der keiner ist.

Ernst.

Freylich! — Aber antworte mir gerader zu. — Bist du ein Freymäurer?

Falk.

Ich glaube es zu seyn.

Ernst.

Die Antwort ist eines, der seiner Sache eben nicht gewiß ist.

Falk.

O doch! Ich bin meiner Sache so ziemlich gewiß.

Ernst.

Denn du wirst ja wohl wissen, ob und wenn und wo und von wem du aufgenommen worden.

Falk.

Das weiß ich allerdings; aber das würde so viel nicht sagen wollen.

Ernst.

Nicht?

Falk.

Wer nimmt nicht auf, und wer wird nicht aufgenommen!

Ernst.

Erkläre dich.

Falk.

Ich glaube ein Freymäurer zu seyn; nicht so wohl, weil ich von älteren Maurern in einer gesetzlichen Loge aufgenommen worden: sondern weil ich einsehe und erkenne, was und warum die Freymäurerey ist, wenn und wo sie gewesen, wie und wodurch sie befördert oder gehindert wird.

Ernst.

Und drückst dich gleichwohl so zweifelhaft aus? — Ich glaube einer zu seyn!

Falk.

Dieses Ausdrucks bin ich nun so gewohnt. Nicht zwar, als ob ich

Mangel an eigner Ueberzeugung hätte: sondern weil ich nicht gern mich jemanden gerade in den Weg stellen mag.

Ernst.

Du antwortest mir als einem Fremden.

Falk.

Fremder oder Freund!

Ernst.

Du bist aufgenommen, du weist alles — —

Falk.

Andere sind auch aufgenommen, und glauben zu wissen.

Ernst.

Könntest du denn aufgenommen seyn, ohne zu wissen, was du weißt?

Falk.

Leider!

Ernst.

Wie so?

Falk.

Weil viele, welche aufnehmen, es selbst nicht wissen; die wenigen aber, die es wissen, es nicht sagen können.

Ernst.

Und könntest du denn wissen, was du weißt, ohne aufgenommen zu seyn?

Falk.

Warum nicht? — Die Freymäurerey ist nichts willkührliches, nichts entbehrliches: sondern etwas nothwendiges, das in dem Wesen des Menschen und der bürgerlichen Gesellschaft gegründet ist. Folglich muß man auch durch eignes Nachdenken eben so wohl darauf verfallen können, als man durch Anleitung darauf geführet wird.

Ernst.

Die Freymäurerey wäre nichts Willkührliches? — Hat sie nicht Worte und Zeichen und Gebräuche, welche alle anders seyn könnten, und folglich willkührlich sind.

Falk.

Das hat sie. Aber diese Worte und diese Zeichen und diese Gebräuche, sind nicht die Freymäurerey.

Ernst.

Die Freymäurerey wäre nichts Entbehrliches? — Wie machten es denn die Menschen, als die Freymäurerey noch nicht war?

Falk.

Die Freymäurerey war immer.

Ernst.

Nun was ist sie denn, diese nothwendige, diese unentbehrliche Freymäurerey?

Falk.

Wie ich dir schon zu verstehen gegeben: — Etwas, das selbst die, die es wissen, nicht sagen können.

Ernst.

Also ein Unding.

Falk.

Uebereile dich nicht.

Ernst.

Wovon ich einen Begriff habe, das kann ich auch mit Worten ausdrücken.

Falk.

Nicht immer; und oft wenigstens nicht so, daß andre durch die Worte vollkommen eben denselben Begriff bekommen, den ich dabey habe.

Ernst.

Wenn nicht vollkommen eben denselben, doch einen etwanigen.

Falk.

Der etwanige Begriff wäre hier unnütz oder gefährlich. Unnütz, wenn er nicht genug; und gefährlich, wenn er das geringste zu viel enthielte.

Ernst.

Sonderbar! — Da also selbst die Freymäurer, welche das Geheimniß ihres Ordens wissen, es nicht wörtlich mittheilen können, wie breiten sie denn gleichwohl ihren Orden aus?

Falk.

Durch Thaten. — Sie lassen gute Männer und Jünglinge, die sie ihres nähern Umgangs würdigen, ihre Thaten vermuthen, errathen, — sehen, so weit sie zu sehen sind; diese finden Geschmack daran, und thun ähnliche Thaten.

Ernst.

Thaten? Thaten der Freymäurer? — Ich kenne keine andere, als ihre Reden und Lieder, die meistentheils schöner gedruckt, als gedacht und gesagt sind.

Falk.

Das haben sie mit mehrern Reden und Liedern gemein.

Ernst.

Oder soll ich das für ihre Thaten nehmen, was sie in diesen Reden und Liedern von sich rühmen?

Falk.

Wenn sie es nicht blos von sich rühmen.

Ernst.

Und was rühmen sie denn von sich? — Lauter Dinge, die man von jedem guten Menschen, von jedem rechtschaffnen Bürger erwartet. — Sie sind so freundschaftlich, so gutthätig, so gehorsam, so voller Vaterlandsliebe!

Falk.

Ist denn das nichts?

Ernst.

Nichts! — um sich dadurch von andern Menschen abzusondern. — Wer soll das nicht seyn?

Falk.

Soll!

Ernst.

Wer hat, dieses zu seyn, nicht, auch ausser der Freymäurerey, Antrieb und Gelegenheit genug?

Falk.

Aber doch in ihr, und durch sie, einen Antrieb mehr.

Ernst.

Sage mir nichts von der Menge der Antriebe. Lieber einem einzigen Antriebe alle mögliche intensive Kraft gegeben! — Die Menge solcher Antriebe ist wie die Menge der Räder in einer Maschine. Je mehr Räder: desto wandelbarer.

Falk.

Ich kann dir das nicht widersprechen.

Ernst.

Und was für einen Antrieb mehr! — Der alle andre Antriebe verkleinert, verdächtig macht! sich selbst für den stärksten und besten ausgiebt!

Falk.

Freund, sey billig! — Hyperbel, Quidproquo jener schalen Reden und Lieder! Probewerk! Jüngerarbeit!

Ernst.

Das will sagen: Bruder Redner ist ein Schwätzer.

Falk.

Das will nur sagen: was Bruder Redner an den Freymäurern preiset, das sind nun freylich ihre Thaten eben nicht. Denn Bruder Redner ist wenigstens kein Plauderer; und Thaten sprechen von selbst.

Ernst.

Ja, nun merke ich worauf du zielest. Wie konnten sie mir nicht gleich einfallen diese Thaten, diese sprechende Thaten. Fast möchte ich sie schreyende nennen. Nicht genug, daß sich die Freymäurer einer den andern unterstützen, auf das kräftigste unterstützen: denn das wäre nur die nothwendige Eigenschaft einer jeden Bande. Was thun sie nicht für das gesammte Publicum eines jeden Staats, dessen Glieder sie sind!

Falk.

Zum Exempel? — Damit ich doch höre, ob du auf der rechten Spur bist.

Ernst.

Z. E. die Freymäurer in Stockholm! — Haben sie nicht ein grosses Findelhaus errichtet?

Falk.

Wenn die Freymäurer in Stockholm sich nur auch bey einer andern Gelegenheit thätig erwiesen haben.

Ernst.

Bey welcher andern?

Falk.

Bey sonst andern; meyne ich.

Ernst.

Und die Freymäurer in Dresden! die arme junge Mädchen mit Arbeit beschäftigen, sie klöppeln und stücken lassen, — damit das Findelhaus nur kleiner seyn dürffe.

Falk.

Ernst! Du weißt wohl, wenn ich dich deines Namens erinnere.

Ernst.

Ohne alle Glossen dann. — Und die Freymäurer in Braunschweig! die arme fähige Knaben im Zeichnen unterrichten lassen.

Falk.

Warum nicht?

Ernst.

Und die Freymäurer in Berlin! die das Basedowsche Philanthropin unterstützen.

Falk.

Was sagst du? — Die Freymäurer? Das Philanthropin? unterstützen? — Wer hat dir das aufgebunden?

Ernst.

Die Zeitung hat es ausposaunet.

Falk.

Die Zeitung! — Da müßte ich Basedows eigenhändige Quittung sehen. Und müßte gewiß seyn, daß die Quittung nicht an Freymäurer in Berlin, sondern an die Freymäurer gerichtet wäre.

Ernst.

Was ist das? — Billigest du denn Basedows Institut nicht?

Falk.

Ich nicht? Wer kann es mehr billigen?

Ernst.

So wirst du ihm ja diese Unterstützung nicht mißgönnen?

Falk.

Mißgönnen? — Wer kann ihm alles Gute mehr gönnen, als Ich?

Ernst.

Nun dann! — Du wirst mir unbegreiflich.

Falk.

Ich glaube wohl. Dazu habe ich Unrecht. — Denn auch die Freymäurer können etwas thun, was sie nicht als Freymäurer thun.

Ernst.

Und soll das von allen auch ihren übrigen guten Thaten gelten?

Falk.

Vielleicht! — Vielleicht, daß alle die guten Thaten, die du mir da

genannt hast, um mich eines scholastischen Ausdruckes, der Kürze wegen, zu bedienen, nur ihre Thaten ad extra sind.

Ernst.

Wie meynst du das?

Falk.

Nur ihre Thaten, die dem Volke in die Augen fallen; nur Thaten, die sie blos deswegen thun, damit sie dem Volk in die Augen fallen sollen.

Ernst.

Um Achtung und Duldung zu geniessen?

Falk.

Könnte wohl seyn.

Ernst.

Aber ihre wahre Thaten denn? — Du schweigst?

Falk.

Wenn ich dir nicht schon geantwortet hätte? — Ihre wahre Thaten sind ihr Geheimniß.

Ernst.

Ha! ha! Also auch nicht erklärbar durch Worte?

Falk.

Nicht wohl! — Nur so viel kann und darf ich dir sagen: die wahren Thaten der Freymäurer sind so groß, so weit aussehend, daß ganze Jahrhunderte vergehen können, ehe man sagen kann: das haben sie gethan! Gleichwohl haben sie alles Gute gethan, was noch in der Welt ist, — merke wohl: in der Welt! — Und fahren fort, an alle dem Guten zu arbeiten, was noch in der Welt werden wird, — merke wohl, in der Welt.

Ernst.

O geh! Du hast mich zum besten.

Falk.

Wahrlich nicht. — Aber sieh! dort fliegt ein Schmetterling, den ich haben muß. Er ist der von der Wolfmilchsraupe. — Geschwind sage ich dir nur noch: die wahren Thaten der Freymäurer zielen dahin, um größtentheils alles, was man gemeiniglich gute Thaten zu nennen pflegt, entbehrlich zu machen.

Ernst.

Und sind doch auch gute Thaten?

Falk.

Es kann keine bessere geben. — Denke einen Augenblick darüber nach. Ich bin gleich wieder bey dir.

Ernst.

Gute Thaten, welche darauf zielen, gute Thaten entbehrlich zu machen? — Das ist ein Räthsel. Und über ein Räthsel denke ich nicht nach. — Lieber lege ich mich indeß unter den Baum, und sehe den Ameisen zu.

Zweytes Gespräch.

Ernst.

Nun? wo bleibst du denn? Und hast den Schmetterling doch nicht?

Falk.

Er lockte mich von Strauch zu Strauch, bis an den Bach. — Auf einmal war er herüber.

Ernst.

Ja, ja. Es gibt solche Locker!

Falk.

Hast du nachgedacht?

Ernst.

Ueber was? Ueber dein Räthsel? — Ich werde ihn auch nicht fangen, den schönen Schmetterling! Darum soll er mir aber auch weiter keine Mühe machen. — Einmal von der Freymäurerey mit dir gesprochen, und nie wieder. Denn ich sehe ja wohl; du bist, wie sie alle.

Falk.

Wie sie alle? Das sagen diese alle nicht.

Ernst.

Nicht? So gibt es ja wohl auch Kätzer unter den Freymäurern? Und du wärest einer. — Doch alle Kätzer haben mit den Rechtgläubigen immer noch etwas gemein. Und davon sprach ich.

Falk.

Wovon sprachst du?

Ernst.

Rechtgläubige oder Kätzerische Freymäurer — sie alle spielen mit Worten, und lassen sich fragen, und antworten ohne zu antworten.

Falk.

Meynst du? — Nun wohl, so laß uns von etwas andern reden. Denn einmal hast du mich aus dem behäglichen Zustande des stummen Staunens gerissen —

Ernst.

Nichts ist leichter, als dich in diesen Zustand wieder zu versetzen — Laß dich nur hier bey mir nieder, und sieh!

Falk.

Was denn?

Ernst.

Das Leben und Weben auf und in und um diesen Ameisenhauffen. Welche Geschäftigkeit, und doch welche Ordnung! Alles trägt und schleppt und schiebt; und keines ist dem andern hinderlich. Sieh nur! Sie helffen einander sogar.

Falk.

Die Ameisen leben in Gesellschaft, wie die Bienen.

Ernst.

Und in einer noch wunderbarern Gesellschaft als die Bienen. Denn sie haben niemand unter sich, der sie zusammen hält und regieret.

Falk.

Ordnung muß also doch auch ohne Regierung bestehen können.

Ernst.

Wenn jedes einzelne sich selbst zu regieren weiß: warum nicht?

Falk.

Ob es wohl auch einmal mit den Menschen dahin kommen wird.

Ernst.

Wohl schwerlich!

Falk.

Schade!

Ernst.

Ja wohl!

Falk.

Steh auf, und laß uns gehen. Denn sie werden dich bekriechen die

Ameisen; und eben fällt auch mir etwas bey, was ich bey dieser Gelegenheit dich doch fragen muß. — Ich kenne deine Gesinnungen darüber noch gar nicht.

Ernst.

Worüber?

Falk.

Ueber die bürgerliche Gesellschaft des Menschen überhaupt. — Wofür hältst du sie?

Ernst.

Für etwas sehr Gutes.

Falk.

Ohnstreitig. — Aber hälst du sie für Zweck, oder für Mittel?

Ernst.

Ich verstehe dich nicht.

Falk.

Glaubst du, daß die Menschen für die Staaten erschaffen werden? Oder daß die Staaten für die Menschen sind?

Ernst.

Jenes scheinen einige behaupten zu wollen. Dieses aber mag wohl das Wahrere seyn.

Falk.

So denke ich auch. — Die Staaten vereinigen die Menschen, damit durch diese und in dieser Vereinigung jeder einzelne Mensch seinen Theil von Glückseligkeit desto besser und sichrer geniessen könne. — Das Totale der einzeln Glückseligkeiten aller Glieder, ist die Glückseligkeit des Staats. Ausser dieser giebt es gar keine. Jede andere Glückseligkeit des Staats, bey welcher auch noch so wenig einzelne Glieder leiden, und leiden müssen, ist Bemäntelung der Tyranney. Anders nichts!

Ernst.

Ich möchte das nicht so laut sagen.

Falk.

Warum nicht?

Ernst.

Eine Wahrheit, die jeder nach seiner eignen Lage beurtheilt, kann leicht gemißbraucht werden.

Falk.

Weißt du, Freund, daß du schon ein halber Freymäurer bist?

Ernst.

Ich?

Falk.

Du. Denn du erkennst ja schon Wahrheiten, die man besser verschweigt.

Ernst.

Aber doch sagen könnte.

Falk.

Der Weise kann nicht sagen, was er besser verschweigt.

Ernst.

Nun, wie du willst! — Laß uns auf die Freymäurer nicht wieder zurück kommen. Ich mag ja von ihnen weiter nichts wissen.

Falk.

Verzeih! — Du siehst wenigstens meine Bereitwilligkeit, dir mehr von ihnen zu sagen.

Ernst.

Du spottest. — — Gut! das bürgerliche Leben des Menschen, alle Staatsverfassungen sind nichts als Mittel zur menschlichen Glückseligkeit. Was weiter?

Falk.

Nichts als Mittel! Und Mittel menschlicher Erfindung; ob ich gleich nicht leugnen will, daß die Natur alles so eingerichtet, daß der Mensch sehr bald auf diese Erfindung gerathen müssen.

Ernst.

Dieses hat denn auch wohl gemacht, daß einige die bürgerliche Gesellschaft für Zweck der Natur gehalten. Weil alles, unsere Leidenschaften und unsere Bedürfnisse, alles darauf führe, sey sie folglich das Letzte, worauf die Natur gehe. So schlossen sie. Als ob die Natur nicht auch die Mittel zweckmäßig hervorbringen müssen! Als ob die Natur mehr die Glückseligkeit eines abgezogenen Begriffs — wie Staat, Vaterland und dergleichen sind — als die Glückseligkeit jedes wirklichen einzeln Wesens zur Absicht gehabt hätte!

Falk.

Sehr gut! Du kömmst mir auf dem rechten Wege entgegen. Denn

nun sage mir; wenn die Staatsverfassungen Mittel, Mittel menschlicher Erfindungen sind: sollten sie allein von dem Schicksale menschlicher Mittel ausgenommen seyn?

Ernst.

Was nennst du Schicksale menschlicher Mittel?

Falk.

Das, was unzertrennlich mit menschlichen Mitteln verbunden ist; was sie von göttlichen unfehlbaren Mitteln unterscheidet.

Ernst.

Was ist das?

Falk.

Daß sie nicht unfehlbar sind. Daß sie ihrer Absicht nicht allein öfters nicht entsprechen, sondern auch wohl gerade das Gegentheil davon bewirken.

Ernst.

Ein Beyspiel! wenn dir eines einfällt.

Falk.

So sind Schiffahrt und Schiffe Mittel in entlegene Länder zu kommen; und werden Ursache, daß viele Menschen nimmermehr dahin gelangen.

Ernst.

Die nehmlich Schiffbruch leiden, und ersauffen. Nun glaube ich dich zu verstehen. — Aber man weiß ja wohl, woher es kömmt, wenn so viel einzelne Menschen durch die Staatsverfassung an ihrer Glückseligkeit nichts gewinnen. Der Staatsverfassungen sind viele; eine ist also besser als die andere; manche ist sehr fehlerhaft, mit ihrer Absicht offenbar streitend; und die beste soll vielleicht noch erfunden werden.

Falk.

Das ungerechnet! Setze die beste Staatsverfassung, die sich nur denken läßt, schon erfunden; setze, daß alle Menschen in der ganzen Welt diese beste Staatsverfassung angenommen haben: meynst du nicht, daß auch dann noch, selbst aus dieser besten Staatsverfassung, Dinge entspringen müssen, welche der menschlichen Glückseligkeit höchst nachtheilig sind, und wovon der Mensch in dem Stande der Natur schlechterdings nichts gewußt hätte?

Ernst.

Ich meine: wenn dergleichen Dinge aus der besten Staatsverfassung entsprängen, daß es sodann die beste Staatsverfassung nicht wäre.

Falk.

Und eine bessere möglich wäre? — Nun, so nehme ich diese Bessere als die Beste an: und frage das Nehmliche.

Ernst.

Du scheinest mir hier blos von vorne herein aus dem angenommenen Begriffe zu vernünfteln, daß jedes Mittel menschlicher Erfindung, wofür du die Staatsverfassungen sammt und sonders erklärest, nicht anders als mangelhaft seyn könne.

Falk.

Nicht blos.

Ernst.

Und es würde dir schwer werden, eins von jenen nachtheiligen Dingen zu nennen —

Falk.

Die auch aus der besten Staatsverfassung nothwendig entspringen müssen? — O zehne für eines.

Ernst.

Nur eines erst.

Falk.

Wir nehmen also die beste Staatverfassung für erfunden an; wir nehmen an, daß alle Menschen in der Welt in dieser besten Staatsverfassung leben: würden deßwegen alle Menschen in der Welt, nur einen Staat ausmachen?

Ernst.

Wohl schwerlich. Ein so ungeheurer Staat würde keiner Verwaltung fähig seyn. Er müßte sich also in mehrere kleine Staaten vertheilen, die alle nach den nehmlichen Gesetzen verwaltet würden.

Falk.

Das ist: die Menschen würden auch dann noch Deutsche und Franzosen, Holländer und Spanier, Russen und Schweden seyn; oder wie sie sonst heißen würden.

Ernst.

Ganz gewiß.

Falk.

Nun da haben wir ja schon Eines. Denn nicht wahr, jeder dieser kleinern Staaten hätte sein eignes Interesse? und jedes Glied derselben hätte das Interesse seines Staats?

Ernst.

Wie anders?

Falk.

Diese verschiedene Interesse würden öfters in Collision kommen, so wie itzt: und zwey Glieder aus zwey verschiedenen Staaten würden einander eben so wenig mit unbefangenem Gemüth begegnen können, als itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer begegnet.

Ernst.

Sehr wahrscheinlich!

Falk.

Das ist: wenn itzt ein Deutscher einem Franzosen, ein Franzose einem Engländer, oder umgekehrt, begegnet, so begegnet nicht mehr ein blosser Mensch einem blossen Menschen, die vermöge ihrer gleichen Natur gegen einander angezogen werden, sondern ein solcher Mensch begegnet einem solchen Menschen, die ihrer verschiednen Tendenz sich bewußt sind, welches sie gegen einander kalt, zurückhaltend, mißtrauisch macht, noch ehe sie für ihre einzelne Person das geringste mit einander zu schaffen und zu theilen haben.

Ernst.

Das ist leider wahr.

Falk.

Nun so ist es denn auch wahr, daß das Mittel, welches die Menschen vereiniget, um sie durch diese Vereinigung ihres Glückes zu versichern, die Menschen zugleich trennet.

Ernst.

Wenn du es so verstehest.

Falk.

Tritt einen Schritt weiter. Viele von den kleinern Staaten würden ein ganz verschiedenes Klima, folglich ganz verschiedene Bedürfnisse und Befriedigungen, folglich ganz verschiedene Gewohnheiten und Sitten, folglich ganz verschiedene Sittenlehren, folglich ganz verschiedene Religionen haben. Meynst du nicht.

Ernst.

Das ist ein gewaltiger Schritt!

Falk.

Die Menschen würden auch dann noch Juden und Christen, und Türken und dergleichen seyn.

Ernst.

Ich getraue mir nicht, Nein zu sagen.

Falk.

Würden sie das; so würden sie auch, sie möchten heissen, wie sie wollten, sich unter einander nicht anders verhalten, als sich unsere Christen und Juden und Türken von je her unter einander verhalten haben. Nicht als blosse Menschen gegen blosse Menschen; sondern als solche Menschen gegen solche Menschen, die sich einen gewissen geistigen Vorzug streitig machen, und darauf Rechte gründen, die dem natürlichen Menschen nimmermehr einfallen könnten.

Ernst.

Das ist sehr traurig; aber leider doch sehr vermuthlich.

Falk.

Nur vermuthlich?

Ernst.

Denn allenfalls dächte ich doch, so wie du angenommen hast, daß alle Staaten einerley Verfassung hätten, daß sie auch wohl alle einerley Religion haben könnten. Ja ich begreiffe nicht, wie einerley Staatsverfassung ohne einerley Religion auch nur möglich ist.

Falk.

Ich eben so wenig. — Auch nahm ich jenes nur an, um deine Ausflucht abzuschneiden. Eines ist zuverlässig eben so unmöglich, als das andere. Ein Staat: mehrere Staaten. Mehrere Staaten: mehrere Staatsverfassungen. Mehrere Staatsverfassungen: mehrere Religionen.

Ernst.

Ja, ja: so scheinet es.

Falk.

So ist es. — Nun sieh da das zweyte Unheil, welches die bürgerliche Gesellschaft, ganz ihrer Absicht entgegen, verursacht. Sie kann die Menschen nicht vereinigen, ohne sie zu trennen; nicht trennen, ohne Klüfte zwischen ihnen zu befestigen, ohne Scheidemauern durch sie hin zu ziehen.

Ernst.

Und wie schrecklich diese Klüfte sind! wie unübersteiglich oft diese Scheidemauern!

Falk.

Laß mich noch das dritte hinzufügen. — Nicht genug, daß die

bürgerliche Gesellschaft die Menschen in verschiedene Völker und Religionen theilet und trennet. — Diese Trennung in wenig grosse Theile, deren jeder für sich ein Ganzes wäre, wäre doch immer noch besser, als gar kein Ganzes. — Nein; die bürgerliche Gesellschaft setzt ihre Trennung auch in jedem dieser Theile gleichsam bis ins Unendliche fort.

Ernst.

Wie so?

Falk.

Oder meynest du, daß ein Staat sich ohne Verschiedenheit von Ständen denken läßt? Er sey gut oder schlecht, der Vollkommenheit mehr oder weniger nahe: unmöglich können alle Glieder desselben unter sich das nehmliche Verhältniß haben. — Wenn sie auch alle an der Gesetzgebung Antheil haben: so können sie doch nicht gleichen Antheil haben, wenigstens nicht gleich unmittelbaren Antheil. Es wird also vornehmere und geringere Glieder geben. — Wenn Anfangs auch alle Besitzungen des Staats unter sie gleich vertheilet worden: so kann diese gleiche Vertheilung doch keine zwey Menschenalter bestehen. Einer wird sein Eigenthum besser zu nutzen wissen, als der andere. Einer wird sein schlechter genutztes Eigenthum gleichwol unter mehrere Nachkommen zu vertheilen haben, als der andere. Es wird also reichere und ärmere Glieder geben.

Ernst.

Das versteht sich.

Falk.

Nun überlege, wie viel Uebel es in der Welt wohl giebt, das in dieser Verschiedenheit der Stände seinen Grund nicht hat.

Ernst.

Wenn ich dir doch widersprechen könnte! — Aber was hatte ich für Ursache, dir überhaupt zu widersprechen? — Nun ja! die Menschen sind nur durch Trennung zu vereinigen! nur durch unaufhörliche Trennung in Vereinigung zu erhalten! Das ist nun einmal so. Das kann nun nicht anders seyn.

Falk.

Das sage ich eben!

Ernst.

Also, was willst du damit? Mir das bürgerliche Leben dadurch verleiden? Mich wünschen machen, daß den Menschen der Gedanke, sich in Staaten zu vereinigen, nie möge gekommen seyn?

Falk.

Verkennst du mich so weit? — Wenn die bürgerliche Gesellschaft auch nur das Gute hätte, daß allein in ihr die menschliche Vernunft angebauet werden kann: ich würde sie auch bey weit grössern Uebeln noch segnen.

Ernst.

Wer des Feuers geniessen will, sagt das Sprichwort, muß sich den Rauch gefallen lassen.

Falk.

Allerdings! — Aber weil der Rauch bey dem Feuer unvermeidlich ist: durfte man darum keinen Rauchfang erfinden? Und der den Rauchfang erfand, war der darum ein Feind des Feuers? — Sieh, dahin wollte ich.

Ernst.

Wohin? — Ich verstehe dich nicht.

Falk.

Das Gleichniß war doch sehr passend. — — Wenn die Menschen nicht anders in Staaten vereiniget werden konnten, als durch jene Trennungen: werden sie darum gut, jene Trennungen?

Ernst.

Das wohl nicht.

Falk.

Werden sie darum heilig, jene Trennungen?

Ernst.

Wie heilig?

Falk.

Daß es verboten seyn sollte, Hand an sie zu legen?

Ernst.

In Absicht? . . .

Falk.

In Absicht, sie nicht grösser einreissen zu lassen, als die Nothwendigkeit erfodert. In Absicht, ihre Folgen so unschädlich zu machen, als möglich.

Ernst.

Wie könnte das verbothen seyn?

Falk.

Aber gebothen kann es doch auch nicht seyn; durch bürgerliche Gesetze

nicht gebothen! — Denn bürgerliche Gesetze erstrecken sich nie über die Grenzen ihres Staats. Und dieses würde nun gerade ausser den Grenzen aller und jeder Staaten liegen. — Folglich kann es nur ein **Opus supererogatum** seyn: und es wäre blos zu wünschen, daß sich die Weisesten und Besten eines jeden Staats diesem **Operi supererogato** freywillig unterzögen.

Ernst.

Blos zu wünschen; aber recht sehr zu wünschen.

Falk.

Ich dächte! Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die über die Vorurtheile der Völkerschaft hinweg wären, und genau wüßten, wo Patriotismus, Tugend zu seyn aufhöret.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, die dem Vorurtheile ihrer angebohrnen Religion nicht unterlägen; nicht glaubten, daß alles nothwendig gut und wahr seyn müsse, was sie für gut und wahr erkennen.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Recht sehr zu wünschen, daß es in jedem Staate Männer geben möchte, welche bürgerliche Hoheit nicht blendet, und bürgerliche Geringfügigkeit nicht eckelt; in deren Gesellschaft der Hohe sich gern herabläßt, und der Geringe sich dreist erhebet.

Ernst.

Recht sehr zu wünschen!

Falk.

Und wenn er erfüllt wäre, dieser Wunsch?

Ernst.

Erfüllt? — Es wird freylich hier und da, dann und wann, einen solchen Mann geben.

Falk.

Nicht blos hier und da; nicht blos dann und wann.

Ernst.

Zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern auch mehrere.

Falk.

Wie, wenn es dergleichen Männer itzt überall gäbe? zu allen Zeiten nun ferner geben müßte?

Ernst.

Wollte Gott!

Falk.

Und diese Männer nicht in einer unwirksamen Zerstreuung lebten? nicht immer in einer unsichtbaren Kirche?

Ernst.

Schöner Traum!

Falk.

Daß ich es kurz mache. — Und diese Männer die Freymäurer wären?

Ernst.

Was sagst du?

Falk.

Wie, wenn es die Freymäurer wären, die sich mit zu ihrem Geschäfte gemacht hätten, jene Trennungen, wodurch die Menschen einander so fremd werden, so eng als möglich wieder zusammen zu ziehen?

Ernst.

Die Freymäurer?

Falk.

Ich sage: mit zu ihrem Geschäfte.

Ernst.

Die Freymäurer?

Falk.

Ah! verzeih! — Ich hatt es schon wieder vergessen, daß du von den Freymäurern weiter nichts hören willst — Dort winkt man uns eben zum Frühstücke. Komm!

Ernst.

Nicht doch! — Noch einen Augenblick! — Die Freymäurer, sagst du —

Falk.

Das Gespräch brachte mich wider Willen auf sie zurück. Verzeih! — Komm! Dort, in der grössern Gesellschaft, werden wir bald Stoff zu einer tauglichern Unterredung finden. Komm!

Drittes Gespräch.

Ernst.

Du bist mir den ganzen Tag im Gedrenge der Gesellschaft ausgewichen. Aber ich verfolge dich in dein Schlafzimmer.

Falk.

Hast du mir so etwas wichtiges zu sagen? Der blossen Unterhaltung bin ich auf heute müde.

Ernst.

Du spottest meiner Neugierde.

Falk.

Deiner Neugierde?

Ernst.

Die du diesen Morgen so meisterhaft zu erregen wußtest.

Falk.

Wovon sprachen wir diesen Morgen?

Ernst.

Von den Freymäurern.

Falk.

Nun? — Ich habe dir im Rausche des Pyrmonter doch nicht das Geheimniß verrathen?

Ernst.

Das man, wie du sagst, gar nicht verrathen kann.

Falk.

Nun freylich; das beruhigt mich wieder.

Ernst.

Aber du hast mir doch über die Freymäurer etwas gesagt, das mir unerwartet war; das mir auffiel; das mich denken machte.

Falk.

Und was war das?

Ernst.

O quäle mich nicht! — Du erinnerst dich dessen gewiß.

Falk.

Ja; es fällt mir nach und nach wieder ein. — Und das war es, was dich den ganzen langen Tag unter deinen Freunden und Freundinnen so abwesend machte?

Ernst.

Das war es! — Und ich kann nicht einschlafen, wenn du mir wenigstens nicht noch eine Frage beantwortest.

Falk.

Nach dem die Frage seyn wird.

Ernst.

Woher kannst du mir aber beweisen, wenigstens nur wahrscheinlich machen, daß die Freymäurer wirklich jene grosse und würdige Absichten haben?

Falk.

Habe ich dir von ihren Absichten gesprochen? Ich wüßte nicht. — Sondern da du dir gar keinen Begriff von den wahren Thaten der Freymäurer machen konntest: habe ich dich blos auf einen Punkt aufmerksam machen wollen, wo noch so vieles geschehen kann, wovon sich unsere staatsklugen Köpfe gar nichts träumen lassen. — Vielleicht, daß die Freymäurer da herum arbeiten. — Vielleicht! da herum! — Nur um dir dein Vorurtheil zu benehmen, daß alle baubedürftige Plätze schon ausgefunden und besetzt, alle nöthige Arbeiten schon unter die erforderlichen Hände vertheilet wären.

Ernst.

Wende dich itzt, wie du willst. — Genug, ich denke mir nun aus deinen Reden die Freymäurer als Leute, die es freywillig über sich genommen haben, den unvermeidlichen Uebeln des Staats entgegen zu arbeiten.

Falk.

Dieser Begriff kann den Freymäurern wenigstens keine Schande machen. — Bleib dabey! — Nur fasse ihn recht. Menge nichts hinein, was nicht hinein gehöret. — Den unvermeidlichen Uebeln des Staats! — Nicht dieses und jenes Staats. Nicht den unvermeidlichen Uebeln, welche, eine gewisse Staatsverfassung einmal angenommen, aus dieser angenommenen Staatsverfassung nun nothwendig folgen. Mit diesen giebt sich der Freymäurer niemals ab; wenigstens nicht als Freymäurer. Die Linderung und Heilung dieser überläßt er dem Bürger, der sich nach seiner Einsicht, nach seinem Muthe, auf seine Gefahr damit befassen mag. Uebel ganz andrer Art, ganz höherer Art, sind der Gegenstand seiner Wirksamkeit.

Ernst.

Ich habe das sehr wohl begriffen. — Nicht Uebel, welche den mißvergnügten Bürger machen, sondern Uebel, ohne welche auch der glücklichste Bürger nicht seyn kann.

Falk.

Recht! Diesen entgegen — wie sagtest du? — entgegen zu arbeiten?

Ernst.

Ja!

Falk.

Das Wort sagt ein wenig viel. — Entgegen arbeiten! — Um sie völlig zu heben? — Das kann nicht seyn. Denn man würde den Staat selbst mit ihnen zugleich vernichten. — Sie müssen nicht einmal denen mit eins merklich gemacht werden, die noch gar keine Empfindung davon haben. — Höchstens diese Empfindung in dem Menschen von weiten veranlassen, ihr Aufkeimen begünstigen, ihre Pflanzen versetzen, begäten, beblatten — kann hier entgegen arbeiten heissen. — Begreifst du nun, warum ich sagte, ob die Freymäurer schon immer thätig wären, daß Jahrhunderte dennoch vergehen könnten, ohne daß sich sagen lasse: das haben sie gethan.

Ernst.

Und verstehe auch nun den zweyten Zug des Räthsels — Gute Thaten, welche gute Thaten entbehrlich machen sollen.

Falk.

Wohl! — Nun geh, und studiere jene Uebel, und lerne sie alle kennen, und wäge alle ihre Einflüsse gegen einander ab, und sey versichert, daß dir dieses Studium Dinge aufschließen wird, die in Tagen der Schwermuth die niederschlagendsten, unauflöslichsten Einwürfe wider Vorsehung und Tugend zu seyn scheinen. Dieser Aufschluß, diese Erleuchtung wird dich ruhig und glücklich machen; — auch ohne Freymäurer zu *heissen*.

Ernst.

Du legest auf dieses *heissen* so viel Nachdruck.

Falk.

Weil man etwas seyn kann, ohne es zu heissen.

Ernst.

Gut das! ich versteh — Aber auf meine Frage wieder zu kommen,

die ich nur ein wenig anders einkleiden muß. Da ich sie doch nun kenne, die Uebel, gegen welche die Freymäurerey angehet — —

Falk.

Du kennest sie?

Ernst.

Hast du mir sie nicht selbst genannt?

Falk.

Ich habe dir einige zur Probe namhaft gemacht. Nur einige von denen, die auch dem kurzsichtigsten Auge einleuchten: nur einige von den unstreitigsten, weit umfassendsten. — Aber wie viele sind nicht noch übrig, die, ob sie schon nicht so einleuchten, nicht so unstreitig sind, nicht so viel umfassen, dennoch nicht weniger gewiß, nicht weniger nothwendig sind!

Ernst.

So laß mich meine Frage denn blos auf diejenigen Stücke einschränken, die du mir selbst namhaft gemacht hast. — Wie beweisest du mir auch nur von diesen Stücken, daß die Freymäurer wirklich ihr Absehen darauf haben? — Du schweigst? — Du sinnest nach?

Falk.

Wahrlich nicht dem, was ich auf diese Frage zu antworten hätte! — Aber ich weiß nicht, was ich mir für Ursachen denken soll, warum du mir diese Frage thust?

Ernst.

Und du willst mir meine Frage beantworten, wenn ich dir die Ursachen derselben sage?

Falk.

Das verspreche ich dir.

Ernst.

Ich kenne und fürchte deinen Scharfsinn.

Falk.

Meinen Scharfsinn?

Ernst.

Ich fürchte, du verkaufst mir deine Speculation für Thatsache.

Falk.

Sehr verbunden!

Ernst.

Beleidiget dich das?

Falk.

Vielmehr muß ich dir danken, daß du Scharfsinn nennest, was du ganz anders hättest benennen können.

Ernst.

Gewiß nicht. Sondern ich weiß, wie leicht der Scharfsinnige sich selbst betriegt; wie leicht er andern Leuten Plane und Absichten leihet und unterlegt, an die sie nie gedacht haben.

Falk.

Aber woraus schließt man auf der Leute Plane und Absichten? Aus ihren einzeln Handlungen doch wohl?

Ernst.

Woraus sonst? — Und hier bin ich wieder bey meiner Frage. — Aus welchen einzeln, unstreitigen Handlungen der Freymäurer ist abzunehmen, daß es auch nur mit ihr Zweck ist, jene von dir benannte Trennung, welche Staat und Staaten unter den Menschen nothwendig machen müssen, durch sich und in sich wieder zu vereinigen.

Falk.

Und zwar ohne Nachtheil dieses Staats, und dieser Staaten.

Ernst.

Desto besser! — Es brauchen auch vielleicht nicht Handlungen zu seyn, woraus jenes abzunehmen. Wenn es nur gewisse Eigenthümlichkeiten, Besonderheiten sind, die dahin leiten, oder daraus entspringen. — Von dergleichen müßtest du sogar in deiner Speculation ausgegangen seyn; gesetzt, daß dein System nur Hypothese wäre.

Falk.

Dein Mißtrauen äussert sich noch. — Aber ich hoffe, es soll sich verlieren, wenn ich dir ein Grundgesetz der Freymäurer zu Gemüthe führe.

Ernst.

Und welches?

Falk.

Aus welchem sie nie ein Geheimniß gemacht haben. Nach welchem sie immer vor den Augen der ganzen Welt gehandelt haben.

Ernst.

Das ist?

Falk.

Das ist, jeden würdigen Mann von gehöriger Anlage, ohne Unterschied

des Vaterlandes, ohne Unterschied der Religion, ohne Unterschied seines bürgerlichen Standes, in ihren Orden aufzunehmen.

Ernst.

Wahrhaftig!

Falk.

Freylich scheint dieses Grundgesetze dergleichen Männer, die über jene Trennungen hinweg sind, vielmehr bereits voraus zu setzen, als die Absicht zu haben, sie zu bilden. Allein das Nitrum muß ja wohl in der Luft seyn, ehe es sich als Salpeter an den Wänden anlegt.

Ernst.

O ja!

Falk.

Und warum sollten die Freymäurer sich nicht hier einer gewöhnlichen List haben bedienen dürffen? — Daß man einen Theil seiner geheimen Absichten ganz offenbar treibt, um den Argwohn irre zu führen, der immer ganz etwas anders vermuthet, als er sieht.

Ernst.

Warum nicht?

Falk.

Warum sollte der Künstler, der Silber machen kann, nicht mit altem Bruchsilber handeln, damit man so weniger argwohne, daß er es machen kann?

Ernst.

Warum nicht?

Falk.

Ernst! — Hörst du mich? — Du antwortest im Traume, glaub ich.

Ernst.

Nein, Freund! Aber ich habe genug; genug auf diese Nacht. Morgen, mit dem frühsten, kehre ich wieder nach der Stadt.

Falk.

Schon? Und warum so bald?

Ernst.

Du kennst mich, und fragst? Wie lange dauert deine Brunnenkur noch?

Falk.

Ich habe sie vorgestern erst angefangen.

Ernst.

So sehe ich dich vor dem Ende derselben noch wieder. — Lebe wohl! gute Nacht!

Falk.

Gute Nacht! lebe wohl!

Zur Nachricht.

Der Funke hatte gezündet: Ernst ging, und ward Freymäurer. Was er vors erste da fand, ist der Stoff eines 4ten und 5ten Gesprächs, mit welchem — sich der Weg scheidet.

Noch nähere Berichtigung

des Mährchens von 1000 Dukaten

oder

Judas Ischarioth, dem zweyten.

Monath December

1779.[1]

Derjenige, er sey wer er wolle, durch den die Nachricht, meinen Stiefvater, den Hofrath und Bibliothekar Lessing zu Wolfenbüttel betreffend, in das Wiener Diarium No. 85. gekommen, hat sich angelegen seyn lassen, eine sehr abgeschmakte Lüge zu verbreiten.

Die Judenschaft zu Amsterdam sollte dem Herrn Lessing deswegen ein Geschenk von tausend Dukaten gemacht haben, weil er gewisse Fragmente eines Werks herausgegeben, in welchem die jüdische Religion gerade am meisten gemißhandelt wird?

Und Herr Lessing, weil er aus besagtem Werke weniger von dem bekannt machen wollen, was die jüdische Religion anbelangt, als von dem, was die Christliche Religion betrift, und von Christen erörtert und widerlegt zu werden verdienet, hätte kein Bedenken getragen, ein solches Geschenk anzunehmen?

Die Erdichtung ist so nüchtern, daß ich mich nie für verbunden würde gehalten haben, ein Wort darnm zu verlieren, so nahe mich auch der

[1] Genau nach dem Regensburger Originaldrucke (1 Bogen in 8.) mitgetheilt. Im theologischen Nachlaß, S. 23, und im Leben Lessing's Bd. I. S. 418 steht November statt December. v. M.

Mann angehet, der darunter leiden soll: wenn nicht in dem gleich darauf folgenden Blatte des nehmlichen Diarii eine vorgebliche Berichtigung hinzugekommen wäre, die zu sehr verräth, warum es gewissen Leuten eigentlich zu thun ist. Wenigstens hat der, von welchem sich diese Berichtigung herschreibt, nehmlich der Zusammentrager des Diarii selbst, nur läuten hören, ohne im geringsten zu wissen, wo die Glocken hängen.

Blos also denen zu gefallen, die noch weiter vom Thurme wohnen, will ich den ganzen Verlauf der Sache mit wenig Worten erzählen. Daß ich hinlänglich davon unterrichtet bin, kann man mir glauben; wie ich denn auch von dem, was ich aus mündlichen Unterhaltungen weiß, weiter keinen Gebrauch machen will, als in so fern es in den Schriften des Hrn. Lessing zu Tage liegt, die hier nicht bekannt geworden.

Bereits 1774 fieng Hr. Lessing an, in seinen Beyträgen zur Geschichte und Litteratur aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, Fragmente eines gewissen Werks gegen die geoffenbarte Religion drucken zu lassen, das schon seit geraumer Zeit in Niedersachsen geschrieben herumgieng, aus einer Provinz in die andre vertragen ward, „und so im Verborgnen, wie sich Herr „Lessing selbst ausdrückt, mehr Proselyten machte, als es im Angesichte „einer widersprechenden Welt machen könnte."

Die Bekanntmachung dieser Fragmente wurde dem Hrn. Lessing von den Gottesgelehrten der Lutherschen Kirche auch so wenig verübelt, daß ihm vielmehr verschiedene der Angesehensten öffentlich Dank dafür abstatteten.

Und warum auch nicht? Sie könnten von der Lauterkeit der Absichten des Hrn. Lessing um so mehr versichert seyn, da Hr. Lessing selbst einem jeden anstössigen Fragmente sogleich eine Widerlegung, unter der Aufschrift, Gegensätze des Herausgebers, mit beygefügt hatte, wie man sie nur immer von einem Christen, der kein Theolog von Profession ist, verlangen kann.

Daher machten auch mehrbesagte Fragmente Jahr und Tag nicht das geringste Aufsehen im Publico, und nur sehr wenig Sensation auf Leute, denen es näher obliegt, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern: als mit eins ein Mann seine Stimme erhob, von dem man sagt, daß er schon mehrmalen seine Stimme sehr zu unrechter Zeit erhoben habe.

Hr. Lessing hatte das Unglück gehabt, den Hrn. Hauptpastor Goeze

in Hamburg, in einem kleinen Auftrage die Bibliothek betreffend, nicht so prompt zu bedienen, als allerdings wohl schicklich gewesen wäre: und Hr. Goeze hatte die Gerechtigkeit ihn dieses Unglück fühlen zu lassen. Er stichelte bey aller Gelegenheit auf ihn, als auf den undienstfertigsten Bibliothekar, der zwischen Himmel und Erden zu finden: und da auch ihm endlich die Fragmente bekannt wurden, welche Freude mußte es ihm seyn, den undienstfertigen Bibliothekar der Lutherschen Christenheit zugleich als den ruchlosesten, und dem Herzoglichen Hause, dem er dient, zugleich als den gefährlichsten zu schildern.

Er hörte nicht auf, diesem Durchlauchtigen Hause zu Gemüthe zu führen, in welchen schlimmen Händen sein Interesse sey, und wie leicht ein Mensch, der sich kein Gewissen daraus gemacht habe, eine so ärgerliche Schrift gegen die Religion an das Licht zu ziehen, auch Papiere an den Tag bringen könne, die seine hohen Gerechtsame streitig zu machen, und die Ehre seiner Vorfahren zu verdunkeln im Stande wären.

Da indeß der Hr. Hauptpastor so albern nicht war, um zu hoffen, daß dergleichen Armseligkeiten wirklich Eindruck auf einen Fürsten machen würden, der weder die nähere Prüfung seiner Gerechtsame, noch die genauere Beleuchtung der Ehre seiner Ahnherren zu befürchten hat: was that er zugleich?

Weil der Bibliothekar eine durch ihre Verheimlichung um so viel gefährlichere Schrift, wenigstens, durch seine Bekanntmachung und seine Gegensätze, minder gefährlich machen wollen, und ihm von dieser Seite also nicht beyzukommen war: so erklärte der Hauptpastor zugleich, daß es mit diesen Gegensätzen doch nur Nichts, und weniger als Nichts wäre; ja, daß diese Gegensätze im Grunde weit mehr Gift enthielten, als die Fragmente selbst.

Und wie so? Diese Gegensätze des Bibliothekars waren dem Lutherschen Hauptpastor, mit Einem Worte — — zu gut Katholisch.

Ich will mich auf einen neuerlichen Vorfall mit dem Hrn. Hauptpastor in Hamburg nicht berufen; ob dieser Vorfall schon hier [1] und in Hamburg so allgemein bekannt ist, daß ich mich gar wohl darauf berufen könnte. Es ist auch ohne denselben notorisch genug, aus welchem Gesichtspunkt dieser überspannte Lutheraner, zum Aergernisse seiner eigenen

[1] In Wien. Diese Erläuterung fehlt in dem Originaldrucke. v. M.

Glaubens Genossen, die Katholische Kirche, so wohl in seinen Predigten als in seinen Schriften, anzusehen gewohnt ist, und wie weit er geht, ihr alle Ansprüche auf den Namen und die Vorrechte einer Christlichen Kirche abzustreiten.

Nun hatte Hr. Lessing, um gewisse Einwürfe gegen die Christliche Religion ein für allemal abzuschneiden, behauptet, daß man einen Unterscheid zwischen Bibel und Religion machen müsse; daß nicht alle Einwürfe gegen die Bibel, auch Einwürfe gegen die Religion wären; und daß die Religion sich eben so wenig auf die ganze Bibel, als auf die Bibel einzig und allein gründe. Er hatte behauptet, daß die Christliche Religion sich auch ohne Bibel denken lasse; daß die Christliche Religion eine geraume Zeit bestanden, ehe die gesammten Schriften des N. Testaments geschrieben worden; daß man also einen kurzen Inbegriff der Christlichen Religion annehmen müsse, nach welchem sie damals gelehret und ausgebreitet worden. Er hatte behauptet, daß dieser kurze Inbegriff, welcher bey den ersten Kirchenvätern Regula fidei heiße, sich in dem Apostolischen Glaubensbekänntnisse erhalten habe, welches die Katholische Kirche vornehmlich unter ihrer Tradition mit verstehe, und welches aus den Schriften des N. Testaments nicht könne gezogen seyn, ob es sich gleich in denselben finden müsse. Er hatte behauptet, daß es, wo nicht leichter, wenigstens eben so leicht sey, die unmittelbare göttliche Eingebung besagter Regula fidei zu beweisen, als die unmittelbare göttliche Eingebung der gesammten Schriften des N. Testaments, und hatte zu verstehen gegeben, wie wohl die Lutherischen Theologen thun würden, dieses anzuerkennen, um wenigstens die Grundlehren des Glaubens gegen alle willkürliche Auslegungen der sie bestätigenden, aber nicht ursprünglich lehrenden Schriftstellen zu sichern ꝛc. ꝛc.

Ich bin zu jung und zu ununterrichtet in solchen Dingen, um beurtheilen zu können, wie weit diese Behauptungen in den Schriften der Väter und den kirchlichen Alterthümern, auf welche sich Hr. Lessing beruft, gegründet sind. Aber so viel weiß ich doch, daß das Wesentliche derselben in der Katholischen Kirche nicht allein für unanstössig erkannt, sondern auch als das Rechtgläubigere gelehret wird.

Und gleichwohl war es das, eben das, worin der Luthersche Hauptpastor das grössere Gift, als in den Fragmenten selbst enthalten sey, mit solcher Dreistigkeit zu finden erklärte, daß er lieber von der Christlichen

Religion nichts wissen, als zugeben wolle, daß sie im geringsten mit einem so strohernen Schilde, wie es ihm selbst sich auszudrücken beliebte, vertheidiget werde.

Und gleichwohl ist es das, eben das, weswegen sich Hr. Lessing nunmehr in der Hauptstadt des Katholischen Deutschlands als einen Feind der Christlichen Religion überhaupt muß verschreyen, und durch hämische Mährchen als einen zweyten Judas Ischarioth muß verlästern lassen, der seinen Meister, freylich nicht um 30 Silberlinge, aber doch um 1000 Dukaten nochmals an die Juden zu verrathen im Stande wäre.

Zu beweisen, daß ich hiermit nichts als die strenge Wahrheit sage, und zugleich eine Probe zu geben, mit welcher blinden Wuth der Hauptpastor sofort auf den Bibliothekar los gieng, darf ich nur den Titel seiner ersten Schrift anführen: Goezens Etwas Vorläufiges gegen des Hofrath Lessings mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion, und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift. — Wie gesagt: Hr. Lessing hatte aber schlechterdings keinen andern Angriff auf die heilige Schrift gethan, als daß er, mit so vielen andern Christen, sie für den einigen Grund unsrer allerheiligsten Religion (er dachte sich dabey die Christliche Religion überhaupt, und nicht die Lutherische insbesondere) lieber nicht erkennen, als die Religion unauflöslichen Schwierigkeiten Preis geben wollte. „Oder sind die Katholiken keine Christen? „fragt Hr. Lessing. Wäre ich kein Christ, wenn ich in diesem Stücke „mich auf die Seite der Katholiken neigte? Unartig genug, daß viele „Protestanten den Beweis für die Wahrheit der Christlichen Reli„gion so führen, als ob die Katholiken durchaus keinen Antheil daran „hätten."

Ob Hr. Lessing in seinen Blättern, die er der Goezischen Schrift unter dem Titel: Anti-Goeze entgegen stellte, sich überall in den Schranken der Mäßigung gehalten, kömmt mir nicht zu, zu entscheiden. Ich sage blos, daß ich ihn bey dieser Gelegenheit öfter einen Ausspruch des heil. Hieronymus für sich anführen hören, nach welchem die kalte ruhige Duldung unverdienter Vorwürfe der Irreligion, nicht für Tugend, sondern für Ruchlosigkeit erkläret wird.

Und nun nur noch ein Wort von den schweren Ahndungen die sich Hr. Lessing bereits durch die Fragmente und seine Widerlegung

derselben, soll zugezogen haben. Diese Lüge ward in eben der Münze geprägt, aus welcher die 1000 Dukaten kommen.

So viel ist wahr, daß die Fragmente in Braunschweig hohen Orts verbothen, und dem Bibliothekar untersagt worden, weiter etwas davon bekannt zu machen. Es dürfte dieses aber wohl mehr wegen des ärgerlichen Aufhebens, das der Hauptpastor davon machte, geschehen seyn, als wegen der Fragmente selbst, die weiter kein Unheil angerichtet, als daß sie eine Menge Federn in Bewegung gesetzt haben, deren verschiedene zu merklichem Vortheile der Religion von gelehrten und bescheidenen Theologen geführt worden, die alle, ich wiederhole es, dem Bibliothekar mehr dafür danken, als mit ihm zürnen, daß er ihnen einen solchen Feind in die Hände liefern wollen.

Wenigstens ist das Verboth der Fragmente, wegen der Gegensätze des Herausgebers gewiß nicht ergangen, welchen man seine Streitigkeit mit dem Hauptpastor Goeze ungehindert fortsetzen lassen, und auch ins künftige zuverlässig so viel ungehinderter fortsetzen lassen wird, als Hr. Goeze durch sein Verstummen bereits zu verstehen gegeben, daß Er ihr nicht gewachsen sey, und ein weit andrer Mann das Wort für ihn aufgenommen hat. K.

Ernst und Falk.

Gespräche für Freymäurer.

Fortsetzung.

1780.

„Von diesen beiden letzten Gesprächen erhielt ich damahls ein Exemplar aus des sel. Lessings Händen, worin er Druckfehler berichtiget, auch noch etwas wesentliches hinzugefüget hatte. Ich theile hier, was die Druckfehler betrifft, alles von Lessing berichtigte mit. Was ich etwan von dem hinzugefügten Wesentlichen, wenigstens noch für jetzt zurück behalte, ist freylich nicht weniger interessant als das übrige Alle. Aber einer Entschuldigung von meiner Seite bedarf diese Zurückhaltung wohl nicht weiter, als daß es selbst nicht in dem Manuscripte befindlich war, welches dem Dritten in die Hände fiel.“ Journal von und für Deutschland, III Jahrgang (1786), St. VII-XII, S. 169. —

Vorrede eines Dritten.

Der Verfasser der ersten drey Gespräche hatte diese Fortsetzung, wie man weiß, im Manuscripte, zum Drucke fertig liegen, als derselbe höhern Ort's einen bittenden Wink bekam, dieselbe nicht bekannt zu machen.

Vorher aber hatte er dies vierte und fünfte Gespräch einigen Freunden mitgetheilt, welche, vermuthlich ohne seine Erlaubniß, Abschriften davon genommen hatten. Eine dieser Abschriften war dem itzigen Herausgeber durch einen sonderbaren Zufall in die Hände gefallen. Er bedauerte, daß so viel herrliche Wahrheiten unterdrückt werden sollten, und beschloß das Manuscript, ohne Winke zu haben, drucken zu lassen.

Wenn die Begierde, Licht über so wichtige Gegenstände allgemeiner verbreitet zu sehen, nicht diese Freyheit hinlänglich entschuldiget; so läßt sich nichts weiter zur Vertheidigung derselben sagen, als daß der Herausgeber kein aufgenommener Maurer ist.

Uebrigens wird man doch finden, daß er, aus Vorsicht und Achtung gegen einen gewissen Zweig dieser Gesellschaft, einige Namen, welche ganz ausgeschrieben waren, bey der Herausgabe nicht genannt hat.

Viertes Gespräch.

Falk.

Ernst! Willkommen! Endlich wieder einmal! Ich habe meine Brunnen-Cur längst beschlossen.

Ernst.

Und befindest Dich wohl darauf? Ich freue mich.

Falk.

Was ist das? Man hat nie ein: „ich freue mich" ärgerlicher ausgesprochen.

Ernst.

Ich bin es auch, und es fehlt wenig, daß ich es nicht über Dich bin.

Falk.

Ueber mich?

Ernst.

Du hast mich zu einem albernen Schritte verleitet — Sieh her! — Gieb mir deine Hand! — Was sagst du? — Du zuckst die Achseln? Das hätte mir noch gefehlt.

Falk.

Dich verleitet?

Ernst.

Es kann seyn, ohne daß Du es gewollt hast.

Falk.

Und soll doch Schuld haben.

Ernst.

Der Mann Gottes spricht dem Volke von einem Lande, da Milch und Honig innen fließt, und das Volk soll sich nicht darnach sehnen?

Und soll über den Mann Gottes nicht murren, wenn er sie, anstatt in dieses gelobte Land, in dürre Wüsten führt?

Falk.

Nun, nun! Der Schade kann doch so groß nicht seyn — Dazu sehe ich ja, daß du schon bey den Gräbern unserer Vorfahren gearbeitet hast.

Ernst.

Aber sie waren nicht mit Flammen, sondern mit Rauch umgeben.

Falk.

So warte, bis der Rauch sich verzieht, und die Flamme wird leuchten und wärmen.

Ernst.

Der Rauch wird mich ersticken, ehe mir die Flamme leuchtet, und wärmen, sehe ich wohl, werden sich Andere an ihr, die den Rauch besser vertragen können.

Falk.

Du sprichst doch nicht von Leuten, die sich vom Rauch gern beissen lassen, wenn es nur der Rauch einer fremden fetten Küche ist?

Ernst.

Du kennst sie also doch?

Falk.

Ich habe von ihnen gehört.

Ernst.

Um so mehr, was konnte Dich bewegen mich auf dies Eis zu führen? Mir dazu Sachen vorzuspiegeln, deren Ungrund Du nur allzuwohl wußtest?

Falk.

Dein Verdruß macht Dich sehr ungerecht — Ich sollte mit Dir von der Freymaurerey gesprochen haben, ohne es mehr als auf eine Art zu verstehen zu geben, wie unnütz es sey, daß ieder ehrliche Mann ein Freymaurer werde — wie unnütze nur? — ja, wie schädlich. —

Ernst.

Das mag wohl seyn.

Falk.

Ich sollte Dir nicht gesagt haben, daß man die höchsten Pflichten der Maurerey erfüllen könne, ohne ein Freymaurer zu heissen?

Ernst.

Vielmehr erinnere ich mich dessen — Aber Du weißt ja wohl, wenn meine Fantasie einmal den Fittig ausbreitet, einen Schlag damit thut — kann ich sie halten? — Ich werfe Dir nichts vor, als daß Du ihr eine solche Lockspeise zeigtest. —

Falk.

Die Du zu erreichen doch auch sehr bald müde geworden — Und warum sagtest Du mir nicht ein Wort von Deinem Vorsatze?

Ernst.

Würdest Du mich davon abgerathen haben?

Falk.

Ganz gewiß! — Wer wollte einem raschen Knaben, weil er dann und wann noch fällt, den Gängelwagen wieder einschwätzen? Ich mache Dir kein Compliment; Du warst schon zu weit, um von da wieder abzugehen. Gleichwohl konnte man mit Dir keine Ausnahme machen. Den Weg müssen Alle betreten.

Ernst.

Es sollte mich auch nicht reuen ihn betreten zu haben, wenn ich mir nur von dem noch übrigen Wege noch mehr zu versprechen hätte. Aber Vertröstungen, und wieder Vertröstungen, und nichts als Vertröstungen!

Falk.

Wenn man dich doch schon vertröstet! Und auf was vertröstet man dich denn?

Ernst.

Du weißt ja wohl, auf die schottische Maurerey, auf den schottischen Ritter.

Falk.

Nun ja, ganz recht — Aber wessen hat sich denn der schottische Ritter zu trösten?

Ernst.

Wer das wüßte!

Falk.

Und Deines Gleichen, die andern Neulinge des Ordens, wissen denn die auch nichts?

Ernst.

O die! die wissen so viel! — Der Eine will Gold machen, der

Andere will Geister beschwören, der Dritte will die ***[1] wieder herstellen — Du lächelst — Und lächelst nur? —

Falk.

Was kann ich anders?

Ernst.

Unwillen bezeugen über solche Querköpfe!

Falk.

Wenn mich nicht Eins mit ihnen wieder versöhnte.

Ernst.

Und was?

Falk.

Daß ich in allen diesen Träumereyen Streben nach Würklichkeit erkenne, daß sich aus allen diesen Irrwegen noch abnehmen läßt, wohin der wahre Weg geht.

Ernst.

Auch aus der Goldmacherey?

Falk.

Auch aus der Goldmacherey. Ob sich würklich Gold machen läßt, oder nicht machen läßt, gilt mir gleichviel. Aber ich bin sehr versichert, daß vernünftige Menschen nur in Rücksicht auf Freymaurerey es machen zu können wünschen werden. Auch wird der erste der beste, dem der Stein der Weisen zu Theil wird, in dem nämlichen Augenblicke Freymaurer — Und es ist doch sonderbar, daß dieses alle Nachrichten bestätigen, mit welchen sich die Welt von wahren oder vermeynten Goldmachern trägt.

Ernst.

Und die Geister-Beschwörer?

Falk.

Von ihnen gilt ohngefehr das nehmliche — Unmöglich können Geister auf die Stimme eines andern Menschen hören, als eines Freymaurers.

Ernst.

Wie ernsthaft du solche Dinge sagen kannst! —

Falk.

Bey allem was heilig ist! nicht ernsthafter als sie sind.

Ernst.

Wenn das wäre! — Aber endlich die neuen ***, wenn Gott will?

[1] Tempelherren.

Falk.

Vollends die!

Ernst.

Siehst du! Von denen weißt Du nichts zu sagen. Denn *** waren doch einmal, Goldmacher aber und Geisterbeschwörer gab es vielleicht nie. Und es läßt sich freylich besser sagen, wie die Freymaurer sich zu solchen Wesen der Einbildung verhalten, als zu würklichen.

Falk.

Allerdings kann ich mich hier nur in einem Dilemma ausdrücken: Entweder, oder —

Ernst.

Auch gut! Wenn man nur wenigstens weiß, daß unter zwey Sätzen einer wahr ist: Nun! Entweder diese *** would be —

Falk.

Ernst! Ehe Du noch eine Spötterey völlig aussagst! Auf mein Gewissen! — Diese — eben diese sind entweder gewiß auf dem rechten Wege, oder so weit davon entfernt, daß ihnen auch nicht einmal die Hofnung mehr übrig ist, jemals darauf zu gelangen.

Ernst.

Ich muß das so mit anhören. Denn Dich um eine nähere Erklärung zu bitten —

Falk.

Warum nicht? Man hat lange genug aus Heimlichkeiten das Geheimniß gemacht.

Ernst.

Wie verstehst Du das?

Falk.

Das Geheimniß der Freymaurerey, wie ich Dir schon gesagt habe, ist das, was der Freymaurer nicht über seine Lippen bringen kann, wenn es auch möglich wäre, daß er es wollte. Aber Heimlichkeiten sind Dinge, die sich wohl sagen lassen, und die man nur zu gewissen Zeiten, in gewissen Ländern, theils aus Neid verhehlte, theils aus Furcht verbiß, theils aus Klugheit verschwieg.

Ernst.

Zum Exempel?

Falk.

Zum Exempel! Gleich diese Verwandtschaft unter *** und Freymaurern. Es kann wohl seyn, daß es einmal nöthig und gut war, sich davon nichts merken zu lassen — Aber jetzt — jetzt kann es im Gegentheil höchst verderblich werden, wenn man aus dieser Verwandtschaft noch länger ein Geheimniß macht. Man müßte sie vielmehr laut bekennen, und nur den gehörigen Punct bestimmen, in welchem die *** die Freymaurer ihrer Zeit waren.

Ernst.

Darf ich ihn wissen, diesen Punct?

Falk.

Lies die Geschichte der *** mit Bedacht! Du mußt ihn errathen. Auch wirst Du ihn gewiß errathen, und eben das war die Ursache, warum Du kein Freymaurer hättest werden müssen.

Ernst.

Daß ich den Augenblick nicht unter meinen Büchern sitze! — Und wenn ich ihn errathe, willst Du mir gestehen, das ich ihn errathen habe?

Falk.

Du wirst zugleich finden, daß du dieses Geständniß nicht brauchst — Aber auf mein Dilemma wieder wieder zurückzukommen! Eben dieser Punct ist es allein, woraus die Entscheidung desselben zu holen ist — Sehen und fühlen alle Freymaurer, welche jetzt mit den *** schwanger gehen, diesen rechten Punct; Wohl ihnen! Wohl der Welt! Segen zu allem, was sie thun! Segen zu allem, was sie unterlassen! — Erkennen und fühlen sie ihn aber nicht, jenen Punct; hat sie ein bloßer Gleichlaut verführt; hat sie blos der Freymaurer der im ** arbeitet, auf die *** gebracht; haben sie sich nur in das --- auf dem ---- vergafft; mögten sie gern einträgliche ---- fette Pfründen sich und ihren Freunden zutheilen können; — Nun so schenke uns der Himmel recht viel Mitleid, damit wir uns des Lachens enthalten könnten.

Ernst.

Sieh! Du kannst doch noch warm und bitter werden.

Falk.

Leider! — Ich danke Dir für Deine Bemerkung, und bin kalt wieder, wie Eis.

Ernst.

Und was meinst du wohl, welcher von den beyden Fällen der Fall dieser Herren ist?

Falk.

Ich fürchte der letztere — Mögt' ich mich betrügen! — Denn wenn es der erste wäre; wie könnten sie einen so seltsamen Anschlag haben? — die * * * wieder herzustellen! — Jener große Punct, in welchem die * * * Freymaurer waren, hat nicht mehr Statt. Wenigstens ist Europa längst darüber hinaus, und bedarf darinn weiter keines ausserordentlichen Vorschubs — Was wollen sie also? Wollen sie auch ein Schwamm werden, den die Großen einmal ausdrücken? — Doch an wen diese Frage? Und wider wen? Hast Du mir denn gesagt — Hast Du mir sagen können, daß mit diesen Grillen von Goldmachern, Geister-Bannern, * * *, sich andre, als die Neulinge des Ordens schleppen? — Aber Kinder werden Männer — Laß sie nur! — Genug, wie gesagt, daß ich schon in dem Spielzeuge die Waffen erblicke, welche einmal die Männer mit sicherer Hand führen werden.

Ernst.

Im Grunde, mein Freund! sind es auch nicht diese Kindereyen, die mich unmuthig machen. Ohne zu vermuthen, daß etwas Ernsthaftes hinter ihnen seyn könnte, sahe ich über sie weg — Tonnen, dachte ich, den jungen Wallfischen ausgeworfen! — Aber was mich nagt, ist das: daß ich überall nichts sehe, überall nichts höre, als diese Kindereyen, daß von dem, dessen Erwartung Du in mir erregtest, keiner etwas wissen will. Ich mag diesen Ton angeben, so oft ich will, gegen wen ich will; niemand will einstimmen, immer und aller Orten das tiefste Stillschweigen.

Falk.

Du meinst —

Ernst.

Jene Gleichheit, die Du mir als Grundgesetz des Ordens angegeben; jene Gleichheit, die meine ganze Seele mit so unerwarteter Hofnung erfüllte; sie endlich in Gesellschaft von Menschen athmen zu können, die über alle bürgerliche Modifications hinweg zu denken verstehen, ohne sich an einer zum Nachtheil eines Dritten zu versündigen —

Falk.

Nun?

Ernst.

Sie wäre noch! Wenn sie jemals gewesen! — Laß einen aufgeklärten Juden kommen, und sich melden! „Ja" heißt es „ein Jude? „Christ wenigstens muß freylich der Freymaurer seyn. Es ist nur „gleichviel was für ein Christ. Ohne Unterschied der Religion, „heißt nur, ohne Unterschied der drey im heiligen römischen Reiche öffent„lich geduldeten Religionen" — Meinst du auch so?

Falk.

Ich nun wohl nicht.

Ernst.

Laß einen ehrlichen Schuster, der bey seinem Leisten Muße genug hat, manchen guten Gedanken zu haben (wäre es auch ein Jacob Böhme und Hans Sachse) laß ihn kommen, und sich melden! „Ja" heißt es „ein Schuster! freylich ein Schuster" — Laß einen treuen, erfahrnen, versuchten Dienstbothen kommen und sich melden — „Ja" heißt es „der„gleichen Leute freylich, die sich die Farbe zu ihrem Rocke nicht selbst „wählen — Wir sind unter uns so gute Gesellschaft" —

Falk.

Und wie gute Gesellschaft sind sie denn?

Ernst.

Ey nun! Daran habe ich allerdings weiter nichts auszusetzen, als daß es nur gute Gesellschaft ist, die man in der Welt so müde wird — Prinzen, Grafen, Herrn von, Officiere, Räthe von allerley Beschlag, Kaufleute, Künstler — alle die schwärmen freylich ohne Unterschied des Standes in der Loge unter einander durch — Aber in der That sind doch alle nur von Einem Stande, und der ist leider - - - -

Falk.

Das war nun wohl zu meiner Zeit nicht so — Aber doch! — Ich weiß nicht, ich kann nur rathen — Ich bin zu lange Zeit ausser aller Verbindung mit Logen, von welcher Art sie auch seyn mögen — In die Loge vor jetzt, auf eine Zeit, nicht können zugelassen werden, und von der Freymaurerey ausgeschlossen seyn, sind doch zwey verschiedene Dinge.

Ernst.

Wie so?

Falk.

Weil Loge sich zur Freymaurerey verhält, wie Kirche zum Glauben. Aus dem äusseren Wohlstande der Kirche ist für den Glauben der Glieder nichts, gar nichts, zu schliessen. Vielmehr giebt es einen gewissen äusserlichen Wohlstand derselben, von dem es ein Wunder wäre, wenn er mit dem wahren Glauben bestehen könnte. Auch haben sich beyde noch nie vertragen, sondern eins hat das andere, wie die Geschichte lehrt, immer zu Grunde gerichtet. Und so auch, fürchte ich, fürchte ich —

Ernst.

Was?

Falk.

Kurz! Das Logen=Wesen, so wie ich höre, daß es itzt getrieben wird, will mir gar nicht zu Kopfe. Eine Casse haben; Capitale machen; diese Capitale belegen; sie auf den besten Pfenning zu benutzen suchen; sich ankaufen wollen; von Königen und Fürsten sich Privilegien geben lassen; das Ansehen und die Gewalt derselben zu Unterdrückung der Brüder anwenden, die einer andern Observanz sind, als der, die man so gern zum Wesen der Sache machen mögte — Wenn das in die Länge gut geht! — Wie gern will ich falsch prophezeyet haben!

Ernst.

Je nun! Was kann denn werden? Der Staat fährt itzt nicht mehr so zu. Und zudem sind ja wohl unter den Personen, die seine Gesetze machen, oder handhaben, selbst schon zu viel Freymaurer —

Falk.

Gut! Wenn sie also auch von dem Staate nichts zu befürchten haben, was denkst Du wird eine solche Verfassung für Einfluß auf sie selbst haben? Gerathen sie dadurch nicht offenbar wieder dahin, wovon sie sich losreissen wollten? Werden sie nicht aufhören zu seyn, was sie seyn wollen? — Ich weiß nicht, ob du mich ganz verstehst —

Ernst.

Rede nur weiter!

Falk.

Zwar! — ja wohl — nichts dauert ewig — Vielleicht soll dieses eben der Weg seyn, den die Vorsicht ausersehen, dem ganzen jetzigen Schema der Freymaurerey ein Ende zu machen —

Ernst.

Schema der Freymaurerey? Was nennst Du so? Schema?

Falk.

Nun! Schema, Hülle, Einkleidung.

Ernst.

Ich weiß noch nicht —

Falk.

Du wirst doch nicht glauben, daß die Freymaurer immer Freymaurerey gespielt?

Ernst.

Was ist nun das? Die Freymaurer nicht immer Freymaurerey gespielt?

Falk.

Mit andern Worten! Meinst Du denn, daß das, was die Freymaurerey ist, immer Freymaurerey geheissen? — Aber sieh! Schon Mittag vorbey! Da kommen ja bereits meine Gäste! Du bleibst doch?

Ernst.

Ich wollte nicht, aber ich muß ja nun wohl. Denn mich erwartet eine doppelte Sättigung.

Falk.

Nur bey Tische, bitte ich, kein Wort.

Fünftes Gespräch.

Ernst.

Endlich sind sie fort! — O die Schwätzer! — Und merktest Du denn nicht, oder wolltest Du nicht merken, daß der eine mit der Warze an dem Kinn — heisse er wie er will! — ein Freymaurer ist? Er klopfte so oft an.

Falk.

Ich hörte ihn wohl. Ich merkte sogar in seinen Reden, was Dir wohl nicht so aufgefallen — Er ist von denen, die in Europa für die Americaner fechten —

Ernst.

Das wäre nicht das Schlimmste an ihm.

Falk.

Und hat die Grille, daß der Congreß eine Loge ist; daß da endlich die Freymaurer ihr Reich mit gewafneter Hand gründen.

Ernst.

Giebt es auch solche Träumer?

Falk.

Es muß doch wohl.

Ernst.

Und woraus nimst Du diesen Wurm ihm ab?

Falk.

Aus einem Zuge, der dir auch schon einmal kenntlicher werden wird.

Ernst.

Bey Gott! wenn ich wüßte, daß ich mich in den Freymaurern gar so betrogen hätte! —

Falk.

Sey ohne Sorge. Der Freymaurer erwartet ruhig den Aufgang der Sonne, und läßt die Lichter brennen, so lange sie wollen und können — Die Lichter auslöschen und, wenn sie ausgelöscht sind, erst wahrnehmen, daß man die Stümpfe doch wieder anzünden, oder wohl gar andre Lichter wieder aufstecken muß; das ist der Freymaurer Sache nicht.

Ernst.

Das denke ich auch — Was Blut kostet, ist gewiß kein Blut werth.

Falk.

Vortrefflich! — Nun frage, was Du willst! Ich muß Dir antworten.

Ernst.

So wird meines Fragens kein Ende seyn.

Falk.

Nur kannst Du den Anfang nicht finden.

Ernst.

Verstand ich Dich, oder verstand ich Dich nicht, als wir unterbrochen wurden? Widersprachst Du Dir, oder widersprachst Du Dir nicht? — Denn allerdings, als Du mir einmal sagtest: Die Freymaurerey sey immer gewesen, verstand ich es also, daß nicht allein ihr Wesen,

sondern auch ihre gegenwärtige Verfassung sich von undenklichen Zeiten herschreibe.

Falk.

Wenn es mit beiden einerley Bewandtniß hätte! — Ihrem Wesen nach ist die Freymaurerey eben so alt, als die bürgerliche Gesellschaft. Beyde konnten nicht anders als miteinander entstehen — Wenn nicht gar die bürgerliche Gesellschaft nur ein Sprößling der Freymaurerey ist. Denn die Flamme im Brennpuncte ist auch Ausfluß der Sonne.

Ernst.

Auch mir schimmert das so vor —

Falk.

Es sey aber Mutter und Tochter, oder Schwester und Schwester; ihr beiderseitiges Schicksal hat immer wechselseitig in einander gewürkt. Wie[1] sich die bürgerliche Gesellschaft befand, befand sich aller Orten auch die Freymaurerey, und so umgekehrt. Es war immer das sicherste Kennzeichen einer gesunden, nervösen Staatsverfassung, wenn sich die Freymaurerey neben ihr blicken ließ; so wie es noch jetzt das ohnfehlbare Merkmal eines schwachen, furchtsamen Staats ist, wenn er das nicht öffentlich dulden will, was er in Geheim doch dulden muß, er mag wollen oder nicht.

Ernst.

Zu verstehen: die Freymaurerey!

Falk.

Sicherlich! — Denn die beruht im Grunde nicht auf äusserliche Verbindungen, die so leicht in bürgerliche Anordnungen ausarten; sondern auf das Gefühl gemeinschaftlich sympathisierender Geister.

Ernst.

Und wer unterfängt sich denen zu gebiethen!

Falk.

Indeß hat freylich die Freymaurerey immer und aller Orten sich nach der bürgerlichen Gesellschaft schmiegen und biegen müssen; denn diese war stets die stärkere. So mancherley die bürgerliche Gesellschaft gewesen, so mancherley Formen hat auch die Freymaurerey anzunehmen sich

[1] Weiter gehen meine Lessingischen Berichtigungen der Druckfehler nicht. Ohne Zweifel ist er bey deren Vollendung gestöret worden." Journal von und für Deutschland a. a. O.

nicht entbrechen können; nur hatte jede neue Form, wie natürlich, ihren neuen Namen. Wie kannst du glauben, daß der Name Freymaurerey älter seyn werde, als diejenige herrschende Denkungsart der Staaten, nach der sie genau abgewogen worden?

Ernst.

Und welches ist diese herrschende Denkungsart?

Falk.

Das bleibt Deiner eigenen Nachforschung überlassen — Genug, wenn ich Dir sage, daß der Name Freymaurer, ein Glied unserer geheimen Verbrüderung anzuzeigen, vor dem Anfange dieses laufenden Jahrhunderts nie gehört worden. Er kömmt zuverläßig vor dieser Zeit in keinem gedruckten Buche vor, und den will ich sehen, der mir ihn auch nur in einer geschriebenen älteren Urkunde zeigen will.

Ernst.

Das heißt: den deutschen Namen.

Falk.

Nein, nein! auch das ursprüngliche **Free-Mason**, so wie alle darnach gemodelte Uebersetzungen, in welcher Sprache es auch seyn mag.

Ernst.

Nicht doch! — Besinne dich — In keinem gedruckten Buche vor dem Anfange des laufenden Jahrhunderts? In keinem?

Falk.

In keinem.

Ernst.

Gleichwohl habe ich selbst —

Falk.

So? — Ist auch Dir von dem Staube etwas in die Augen geflogen, den man um sich zu werfen noch nicht aufhört?

Ernst.

Aber doch die Stelle im —

Falk.

In der Londinopolis? Nicht wahr! — Staub!

Ernst.

Und die Parlaments-Acte unter Heinrich dem sechsten?

Falk.

Staub!

Ernst.

Und die großen Privilegia, die Carl der elfte, König von Schweden, der Loge von Gothenburg ertheilte?

Falk.

Staub!

Ernst.

Und Locke?

Falk.

Was für ein Locke?

Ernst.

Der Philosoph — Sein Schreiben an den Grafen von Pembrock; seine Anmerkungen über ein Verhör, von Heinrich des sechsten eigener Hand geschrieben?

Falk.

Das muß ja wohl ein ganz neuer Fund seyn; den kenne ich nicht — Aber wieder Heinrich der sechste? — Staub! und nichts als Staub!

Ernst.

Nimmermehr!

Falk.

Weißt du einen gelinderen Namen für Wort-Verdrehungen, für untergeschobene Urkunden?

Ernst.

Und das hätten sie so lange vor den Augen der Welt ungerügt treiben dürfen?

Falk.

Warum nicht? der Klugen sind viel zu wenig, als daß sie allen Geckereyen, gleich bey ihrem Entstehen, widersprechen könnten. Genug, daß bey ihnen keine Verjährung Statt findet — Freylich wäre es besser, wenn man vor dem Publico ganz und gar keine Geckereyen unternähme; denn gerade das Verächtlichste ist, daß sich niemand die Mühe nimt, sich ihnen entgegen zu stellen, wodurch sie mit dem Laufe der Zeit das Ansehen einer sehr ernsthaften, heiligen Sache gewinnen. Da heißt es dann über tausend Jahre: „würde man denn so in die Welt haben schreiben

„dürfen, wenn es nicht wahr gewesen wäre? Man hat diesen glaubwürdigen Männern damals nicht widersprochen, und Ihr wollt Ihnen jetzt „widersprechen?"

Ernst.

O Geschichte! O Geschichte! Was bist du?

Falk.

Andersons kahle Rhapsodie, in welcher die Historie der Baukunst für die Historie des Ordens untergeschoben wird, möchte noch hingehen! Für einmal und für damals mogte das gut seyn — dazu war die Gauckeley so handgreiflich. — Aber daß man noch jetzt auf diesem morastigen Grunde fortbauet, daß man noch immer gedruckt behaupten will, was man mündlich gegen einen ernsthaften Mann vorzugeben sich schämt, daß man zu Fortsetzung eines Scherzes, den man längst hätte sollen fallen lassen, sich eine forgery erlaubt, auf welche, wenn sie ein nichtswürdiges bürgerliches Interesse betrifft, die pillory steht —

Ernst.

Wenn es denn nun aber wahr wäre, daß hier mehr als Wortspiel vorwaltete? Wenn es nun wahr wäre, daß das Geheimniß des Ordens sich von Alters her unter dem homonymen Handwerke vornemlich erhalten hätte? —

Falk.

Wenn es wahr wäre?

Ernst.

Und muß es nicht wahr seyn? — Denn wie käme der Orden sonst dazu, die Symbole eben dieses Handwerks zu entlehnen? Eben dieses? Und warum keines andern?

Falk.

Die Frage ist allerdings verfänglich.

Ernst.

Ein solcher Umstand muß doch eine Ursache haben?

Falk.

Und hat sie.

Ernst.

Und hat sie? Und hat eine andere Ursache, als jene vermeinte?

Falk.

Eine ganz andre.

Ernst.

Soll ich rathen, oder darf ich fragen?

Falk.

Wenn Du mir schon eher eine ganz andere Frage gethan hättest, die ich längst erwarten mußte, so würde Dir das Rathen nun nicht schwer fallen.

Ernst.

Eine andere Frage, die Du längst hättest erwarten müssen? —

Falk.

Denn, wenn ich Dir sagte, daß das was Freymaurerey ist, nicht immer Freymaurerey geheißen, was war natürlicher und näher —

Ernst.

Als zu fragen, wie es sonst geheissen? — ja wohl! — So frage ich es denn nun.

Falk.

Wie die Freymaurerey geheissen, ehe sie Freymaurerey hieß, fragst Du? — Massoney —

Ernst.

Nun ja freylich! Masonry auf Englisch —

Falk.

Auf Englisch nicht Masonry, sondern Masony. — Nicht von Mason, der Maurer: sondern von Mase, der Tisch, die Tafel.

Ernst.

Mase, der Tisch? In welcher Sprache?

Falk.

In der Sprache der Angelsachsen, doch nicht in dieser allein, sondern auch in der Sprache der Gothen und Franken, folglich ein ursprünglich deutsches Wort, von welchem noch jetzt so mancherley Abstammungen übrig sind, oder doch ohnlängst übrig waren, als Maskopie, Masleidig, Masgenosse. Selbst Masoney war zu Luthers Zeiten noch häufig im Gebrauche; nur daß es seine gute Bedeutung ein wenig verschlimmert hatte.

Ernst.

Ich weiß weder von seiner guten, noch von seiner verschlimmerten Bedeutung.

Falk.

Aber die Sitte unsrer Vorfahren weißt du doch, auch die wichtigsten Dinge am Tische zu überlegen? — Mase also der Tisch, und Masoney eine geschlossene Tischgesellschaft. Und wie aus einer geschlossenen, vertrauten Tischgesellschaft ein Saufgelag worden, in welchem Verstande Agricola das Wort Masoney braucht, kannst Du leicht abnehmen.

Ernst.

Wäre es dem Namen Loge vor einiger Zeit bald besser gegangen?

Falk.

Vorher aber, ehe die Masoneyen zum Theil so ausarteten, und in der guten Meinung des Publicums so herabkamen, standen sie in desto grösserem Ansehn. Es war kein Hof in Deutschland, weder klein noch groß, der nicht seine Masoney hatte. Die alten Lieder- und Geschichtsbücher sind davon Zeugen. Eigene Gebäude, die mit den Schlössern und Pallästen der regierenden Herrn verbunden oder benachbart waren, hatten von ihnen ihre Benennung, von der man neuerer Zeit so manche ungegründete Auslegung hat — Und was brauche ich Dir zu ihrem Ruhme mehr zu sagen, als daß die Gesellschaft der runden Tafel die erste und älteste Masoney war, von der sie insgesammt abstammen?

Ernst.

Der runden Tafel? das steigt in ein sehr fabelhaftes Alterthum hinauf —

Falk.

Die Geschichte des Königs Arthur sey so fabelhaft als sie will, die runde Tafel ist so fabelhaft nicht.

Ernst.

Arthur soll doch der Stifter derselben gewesen seyn.

Falk.

Mit Nichten! Auch nicht einmal der Fabel nach — Arthur, oder sein Vater, hatten sie von den Angelsachsen angenommen, wie schon der Name Masoney vermuthen läßt. Und was versteht sich mehr von selbst, als daß die Angelsachsen keine Sitte nach England herüber brachten, die sie in ihrem Vaterlande nicht zurückliessen? Auch sieht man es an mehreren deutschen Völkern damaliger Zeit, daß der Hang, in und neben der großen bürgerlichen Gesellschaft, kleinere vertraute Gesellschaften zu machen, ihnen eigen war.

Ernst.

Hiermit meinest Du?

Falk.

Alles was ich dir jetzt nur flüchtig und vielleicht nicht mit der gehörigen Präcision sage, mache ich mich anheischig, das nächstemal, daß ich mich mit Dir in der Stadt unter meinen Büchern befinde, schwarz auf weiß zu belegen — Höre mich jetzt nur, wie man das erste Gerücht irgend einer großen Begebenheit hört. Es reitzt die Neugierde mehr, als daß es sie befriedigt.

Ernst.

Wo bliebst du?

Falk.

Die Masoney also war eine deutsche Sitte, welche die Sachsen nach England verpflanzten. Die Gelehrten sind uneinig, wer die Mase-Thonas unter ihnen waren, allem Ansehen nach die Edlen der Masoney, welche so tiefe Wurzeln in diesem neuen Boden schlug, daß sie unter allen nachfolgenden Staats-Veränderungen beklieb, und sich von Zeit zu Zeit in der herrlichsten Blüthe zeigte. Besonders waren die Masoneyen der *** im zwölften Jahrhundert und im dreyzehnten in sehr großem Rufe. Und so eine *** Masoney war es, die sich, bis zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, trotz der Aufhebung des Ordens, mitten in London erhalten hatte — Und hier fängt die Zeit an, wo die Fingerzeige der niedergeschriebenen Historie freylich ermangeln; aber eine sorgfältig aufbewahrte Tradition, die so viel Merkmale der Wahrheit hat, ist bereit diesen Mangel zu ersetzen.

Ernst.

Und was hindert diese Tradition endlich einmal durch schriftliche Vorzeigungen sich zur Geschichte zu erheben?

Falk.

Hindert? Nichts hindert! Alles räth vielmehr dazu an — Wenigstens fühle ich, ich fühle mich berechtigt, ja verpflichtet, Dir und Allen, welche sich mit Dir in dem nemlichen Falle befinden, länger kein Geheimniß daraus zu machen.

Ernst.

Nun denn! — Ich bin in der äussersten Erwartung.

Falk.

Jene *** Masoney also, die noch zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts in London bestand, aber in aller Stille bestand, hatte ihr Versammlungshaus unfern der Sanct Pauls-Kirche, die damals neu erbauet ward. Der Baumeister dieser zweyten Kirche der ganzen Welt war —

Ernst.

Christoph Wren —

Falk.

Und du hast den Schöpfer der ganzen heutigen Freymaurerey genannt —

Ernst.

Ihn?

Falk.

Kurz! Wren, der Baumeister der St. Pauls-Kirche, in deren Nähe sich eine uralte Masoney, von undenklichen Jahren her, versammlete, war ein Mitglied dieser Masoney, welche er die dreyßig Jahre über, die der Bau dauerte, um so öfterer besuchte.

Ernst.

Ich fange an ein Misverständniß zu wittern.

Falk.

Nichts anders! Die wahre Bedeutung des Worts Masoney war bey dem englischen Volke vergessen, verlohren — Eine Masony, die in der Nähe eines so wichtigen Baues lag, in der sich der Meister dieses Baues so fleißig finden ließ, was kann die anders seyn, als eine Masonry, als eine Gesellschaft von Bauverständigen, mit welchen W r e n die vorfallenden Schwierigkeiten überlegt? —

Ernst.

Natürlich genug!

Falk.

Die Fortsetzung eines solchen Baues einer solchen Kirche interessirte ganz London. Um Nachrichten davon aus der ersten Hand zu haben, bewarb sich jeder, der einige Kenntnisse von Baukunst zu haben vermeinte, um Zutritt zu der vermeinten Masonry — und bewarb sich vergebens. Endlich — Du kennst C h r i s t o p h W r e n, nicht blos dem Namen nach, Du weißt, welch ein erfindsamer, thätiger Kopf er war. Er hatte ehedem den Plan zu einer Societät der Wissenschaften entwerfen helfen,

welche speculativische Wahrheiten gemeinnütziger und dem bürgerlichen Leben ersprießlicher machen sollte. Auf einmal fiel ihm das Gegenbild einer Gesellschaft bey, welche sich von der Praxis des bürgerlichen Lebens zur Speculation erhöbe. „Dort, dachte er, würde untersucht, was unter dem Wahren, brauchbar; „und hier, was unter dem Brauchbaren, wahr wäre. Wie, wenn ich „einige Grundsätze der Masoney exoterisch machte? Wie, wenn ich das, „was sich nicht exoterisch machen läßt, unter die Hieroglyphen und Symbole desselben Handwerks versteckte, und was man jetzt unter dem Worte „Masonry versteht, zu einer **Free-Masonry** erweiterte, an welcher Mehrere Theil nehmen könnten?" — So dachte Wren, und die Freymaurerey ward — Ernst! Wie ist Dir?

Ernst.

Wie einem Geblendeten.

Falk.

Geht Dir nun einiges Licht auf?

Ernst.

Einiges? Zuviel auf einmal.

Falk.

Begreifst Du nun —

Ernst.

Ich bitte Dich Freund, nichts mehr! — Aber hast Du nicht bald Verrichtungen in der Stadt?

Falk.

Wünschest Du mich da?

Ernst.

Wünsche? — nachdem Du mir versprochen —

Falk.

So hab ich der Verrichtungen daselbst genug — Noch einmal! ich werde mich über manches aus dem Gedächtnisse zu schwankend, zu unbefriedigend ausgedruckt haben — Unter meinen Büchern sollst Du sehen und greifen — Die Sonne geht unter, Du mußt in die Stadt. Lebe wohl! —

Ernst.

Eine andre gieng mir auf. Lebe wohl!

Nachricht.

Ein sechstes Gespräch, welches unter diesen Freunden vorfiel, ist nicht so nachzubilden. Aber das Wesentliche davon ist zu critischen Anmerkungen über das fünfte Gespräch bestimmt, die man zur Zeit noch zurückhält.

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

Haec omnia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt.

Augustinus.

Herausgegeben von Gotthold Ephraim Lessing.

1780.

Berlin, 1780. Bey Christian Friedrich Voß und Sohn. kl. 8.

Vorbericht des Herausgebers.

Ich habe die erste Hälfte dieses Aufsatzes in meinen Beyträgen bekannt gemacht. Itzt bin ich im Stande, das Uebrige nachfolgen zu lassen.

Der Verfasser hat sich darinn auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr, als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaubt.

Aber er ruft keinen eilfertigen Wanderer, der nur das Nachtlager bald zu erreichen wünscht, von seinem Pfade. Er verlangt nicht, daß die Aussicht, die ihn entzücket, auch jedes andere Auge entzücken müsse.

Und so, dächte ich, könnte man ihn ja wohl stehen und staunen lassen, wo er steht und staunt!

Wenn er aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhüllt noch ganz entdeckt, nun gar einen Fingerzeig mitbrächte, um den ich oft verlegen gewesen!

Ich meyne diesen. — Warum wollen wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts, als den Gang erblicken, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Orts einzig und allein entwickeln können, und noch ferner entwickeln soll; als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? Diesen unsern Hohn, diesen unsern Unwillen, verdiente in der besten Welt nichts: und nur die Religionen sollten ihn verdienen? Gott hätte seine Hand bey allem im Spiele: nur bey unsern Irrthümern nicht?

Die Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 1.

Was die Erziehung bey dem einzeln Menschen ist, ist die Offenbarung bey dem ganzen Menschengeschlechte.

§. 2.

Erziehung ist Offenbarung, die dem einzeln Menschen geschieht: und Offenbarung ist Erziehung, die dem Menschengeschlechte geschehen ist, und noch geschieht.

§. 3.

Ob die Erziehung aus diesem Gesichtspunkte zu betrachten, in der Pädagogik Nutzen haben kann, will ich hier nicht untersuchen. Aber in der Theologie kann es gewiß sehr großen Nutzen haben, und viele Schwierigkeiten heben, wenn man sich die Offenbarung als eine Erziehung des Menschengeschlechts vorstellet.

§. 4.

Erziehung giebt dem Menschen nichts, was er nicht auch aus sich selbst haben könnte: sie giebt ihm das, was er aus sich selber haben könnte, nur geschwinder und leichter. Also giebt auch die Offenbarung dem Menschengeschlechte nichts, worauf die menschliche Vernunft, sich selbst überlassen, nicht auch kommen würde: sondern sie gab und giebt ihm die wichtigsten dieser Dinge nur früher.

§. 5.

Und so wie es der Erziehung nicht gleichgültig ist, in welcher Ordnung sie die Kräfte des Menschen entwickelt; wie sie dem Menschen nicht alles auf einmal beybringen kann: eben so hat auch Gott bey seiner Offenbarung eine gewisse Ordnung, ein gewisses Maaß halten müssen.

§. 6.

Wenn auch der erste Mensch mit einem Begriffe von einem Einigen Gotte sofort ausgestattet wurde: so konnte doch dieser mitgetheilte, und nicht erworbene Begriff, unmöglich lange in seiner Lauterkeit bestehen. Sobald ihn die sich selbst überlassene menschliche Vernunft zu bearbeiten anfing, zerlegte sie den Einzigen Unermeßlichen in mehrere Ermeßlichere, und gab jedem dieser Theile ein Merkzeichen.

§. 7.

So entstand natürlicher Weise Vielgötterey und Abgötterey. Und wer weiß, wie viele Millionen Jahre sich die menschliche Vernunft noch in diesen Irrwegen würde herumgetrieben haben; ohngeachtet überall und zu allen Zeiten einzelne Menschen erkannten, daß es Irrwege waren: wenn es Gott nicht gefallen hätte, ihr durch einen neuen Stoß eine bessere Richtung zu geben.

§. 8.

Da er aber einem jeden einzeln Menschen sich nicht mehr offenbaren konnte, noch wollte: so wählte er sich ein einzelnes Volk zu seiner besondern Erziehung; und eben das ungeschliffenste, das verwildertste, um mit ihm ganz von vorne anfangen zu können.

§. 9.

Dieß war das Israelitische Volk, von welchem man gar nicht einmal weiß, was es für einen Gottesdienst in Aegypten hatte. Denn an dem Gottesdienste der Aegyptier durften so verachtete Sklaven nicht Theil nehmen: und der Gott seiner Väter war ihm gänzlich unbekannt geworden.

§. 10.

Vielleicht, daß ihm die Aegyptier allen Gott, alle Götter ausdrücklich untersagt hatten; es in den Glauben gestürzt hatten, es habe gar keinen Gott, gar keine Götter; Gott, Götter haben, sey nur ein Vorrecht der bessern Aegyptier; und das, um es mit so viel größerm Anscheine von Billigkeit tyrannisiren zu dürfen. — Machen Christen es mit ihren Sklaven noch itzt viel anders? —

§. 11.

Diesem rohen Volke also ließ sich Gott anfangs blos als den Gott seiner Väter ankündigen, um es nur erst mit der Idee eines auch ihm zustehenden Gottes bekannt und vertraut zu machen.

§. 12.

Durch die Wunder, mit welchen er es aus Aegypten führte, und in Kanaan einsetzte, bezeugte er sich ihm gleich darauf als einen Gott, der mächtiger sey, als irgend ein andrer Gott.

§. 13.

Und indem er fortfuhr, sich ihm als den Mächtigsten von allen zu bezeugen — welches doch nur einer seyn kann, — gewöhnte er es allmälig zu dem Begriffe des Einigen.

§. 14.

Aber wie weit war dieser Begriff des Einigen, noch unter dem wahren transcendentalen Begriffe des Einigen, welchen die Vernunft so spät erst aus dem Begriffe des Unendlichen mit Sicherheit schließen lernen!

§. 15.

Zu dem wahren Begriffe des Einigen — wenn sich ihm auch schon die Besserern des Volks mehr oder weniger näherten — konnte sich doch

das Volk lange nicht erheben: und dieses war die einzige wahre Ursache, warum es so oft seinen Einigen Gott verließ, und den Einigen, d. i. Mächtigsten, in irgend einem andern Gotte eines andern Volks zu finden glaubte.

§. 16.

Ein Volk aber, das so roh, so ungeschickt zu abgezognen Gedanken war, noch so völlig in seiner Kindheit war, was war es für einer moralischen Erziehung fähig? Keiner andern, als die dem Alter der Kindheit entspricht. Der Erziehung durch unmittelbare sinnliche Strafen und Belohnungen.

§. 17.

Auch hier also treffen Erziehung und Offenbarung zusammen. Noch konnte Gott seinem Volke keine andere Religion, kein anders Gesetz geben, als eines, durch dessen Beobachtung oder Nichtbeobachtung es hier auf Erden glücklich oder unglücklich zu werden hoffte oder fürchtete. Denn weiter als auf dieses Leben gingen noch seine Blicke nicht. Es wußte von keiner Unsterblichkeit der Seele; es sehnte sich nach keinem künftigen Leben. Ihm aber nun schon diese Dinge zu offenbaren, welchen seine Vernunft noch so wenig gewachsen war: was würde es bey Gott anders gewesen seyn, als der Fehler des eiteln Pädagogen, der sein Kind lieber übereilen und mit ihm prahlen, als gründlich unterrichten will.

§. 18.

Allein wozu, wird man fragen, diese Erziehung eines so rohen Volkes, eines Volkes, mit welchem Gott so ganz von vorne anfangen mußte? Ich antworte: um in der Folge der Zeit einzelne Glieder desselben so viel sichrer zu Erziehern aller übrigen Völker brauchen zu können. Er erzog in ihm die künftigen Erzieher des Menschengeschlechts. Das wurden Juden, das konnten nur Juden werden, nur Männer aus einem so erzogenen Volke.

§. 19.

Denn weiter. Als das Kind unter Schlägen und Liebkosungen aufgewachsen und nun zu Jahren des Verstandes gekommen war, stieß es der Vater auf einmal in die Fremde; und hier erkannte es auf einmal das Gute, das es in seines Vaters Hause gehabt und nicht erkannt hatte.

§. 20.

Während daß Gott sein erwähltes Volk durch alle Staffeln einer kindischen Erziehung führte: waren die andern Völker des Erdbodens bey dem Lichte der Vernunft ihren Weg fortgegangen. Die meisten derselben

waren weit hinter dem erwählten Volke zurückgeblieben: nur einige waren ihm zuvorgekommen. Und auch das geschieht bey Kindern, die man für sich aufwachsen läßt; viele bleiben ganz roh; einige bilden sich zum Erstaunen selbst.

§. 21.

Wie aber diese glücklichern Einige nichts gegen den Nutzen und die Nothwendigkeit der Erziehung beweisen: so beweisen die wenigen heidnischen Völker, die selbst in der Erkenntniß Gottes vor dem erwählten Volke noch bis itzt einen Vorsprung zu haben schienen, nichts gegen die Offenbarung. Das Kind der Erziehung fängt mit langsamen aber sichern Schritten an; es hohlt manches glücklicher organisirte Kind der Natur spät ein; aber es hohlt es doch ein, und ist alsdann nie wieder von ihm einzuholen.

§. 22.

Auf gleiche Weise. Daß, — die Lehre von der Einheit Gottes bey Seite gesetzt, welche in den Büchern des Alten Testaments sich findet, und sich nicht findet — daß, sage ich, wenigstens die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, und die damit verbundene Lehre von Strafe und Belohnung in einem künftigen Leben, darinn völlig fremd sind: beweiset eben so wenig wider den göttlichen Ursprung dieser Bücher. Es kann dem ohngeachtet mit allen darinn enthaltenen Wundern und Prophezeyungen seine gute Richtigkeit haben. Denn laßt uns setzen, jene Lehren würden nicht allein darinn v e r m i ß t, jene Lehren wären auch sogar n i c h t einmal w a h r; laßt uns setzen, es wäre wirklich für die Menschen in diesem Leben alles aus: wäre darum das Daseyn Gottes minder erwiesen? stünde es darum Gotte minder frey, würde es darum Gotte minder ziemen, sich der zeitlichen Schicksale irgend eines Volks aus diesem vergänglichen Geschlechte unmittelbar anzunehmen? Die Wunder, die er für die Juden that, die Prophezeyungen, die er durch sie aufzeichnen ließ, waren ja nicht blos für die wenigen sterblichen Juden, zu deren Zeiten sie geschahen und aufgezeichnet wurden: er hatte seine Absichten damit auf das ganze Jüdische Volk, auf das ganze Menschengeschlecht, die hier auf Erden vielleicht ewig dauern sollen, wenn schon jeder einzelne Jude, jeder einzelne Mensch auf immer dahin stirbt.

§. 23.

Noch einmal. Der Mangel jener Lehren in den Schriften des Alten Testaments beweiset wider ihre Göttlichkeit nichts. Moses war doch von

Gott gesandt, obschon die Sanktion seines Gesetzes sich nur auf dieses Leben erstreckte. Denn warum weiter? Er war ja nur an das Israelitische Volk, an das damalige Israelitische Volk gesandt: und sein Auftrag war den Kenntnissen, den Fähigkeiten, den Neigungen dieses damaligen Israelitischen Volks, so wie der Bestimmung des künftigen, vollkommen angemessen. Das ist genug.

§. 24.

So weit hätte Warburton auch nur gehen müssen, und nicht weiter. Aber der gelehrte Mann überspannte den Bogen. Nicht zufrieden, daß der Mangel jener Lehren der göttlichen Sendung Mosis nichts schade: er sollte ihm die göttliche Sendung Mosis sogar beweisen. Und wenn er diesen Beweis noch aus der Schicklichkeit eines solchen Gesetzes für ein solches Volk zu führen gesucht hätte! Aber er nahm seine Zuflucht zu einem von Mose bis auf Christum ununterbrochen fortdaurenden Wunder, nach welchem Gott einen jeden einzeln Juden gerade so glücklich oder unglücklich gemacht habe, als es dessen Gehorsam oder Ungehorsam gegen das Gesetz verdiente. Dieses Wunder habe den Mangel jener Lehren, ohne welche kein Staat bestehen könne, ersetzt; und eine solche Ersetzung eben beweise, was jener Mangel, auf den ersten Anblick, zu verneinen scheine.

§. 25.

Wie gut war es, daß Warburton dieses anhaltende Wunder, in welches er das Wesentliche der Israelitischen Theokratie setzte, durch nichts erhärten, durch nichts wahrscheinlich machen konnte. Denn hätte er das gekonnt; wahrlich — alsdenn erst hätte er die Schwierigkeit unauflöslich gemacht. — Mir wenigstens. — Denn was die Göttlichkeit der Sendung Mosis wieder herstellen sollte, würde an der Sache selbst zweifelhaft gemacht haben, die Gott zwar damals nicht mittheilen, aber doch gewiß auch nicht erschweren wollte.

§. 26.

Ich erkläre mich an dem Gegenbilde der Offenbarung. Ein Elementarbuch für Kinder, darf gar wohl dieses oder jenes wichtige Stück der Wissenschaft oder Kunst, die es vorträgt, mit Stillschweigen übergehen, von dem der Pädagog urtheilte, daß es den Fähigkeiten der Kinder, für die er schrieb, noch nicht angemessen sey. Aber es darf schlechterdings nichts enthalten, was den Kindern den Weg zu den zurückbehaltnen wichtigen

Stücken versperre oder verlege. Vielmehr müssen ihnen alle Zugänge zu denselben sorgfältig offen gelassen werden: und sie nur von einem einzigen dieser Zugänge ableiten, oder verursachen, daß sie denselben später betreten, würde allein die Unvollständigkeit des Elementarbuchs zu einem wesentlichen Fehler desselben machen.

§. 27.

Also auch konnten in den Schriften des Alten Testaments, in diesen Elementarbüchern für das rohe und im Denken ungeübte Israelitische Volk, die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele und künftigen Vergeltung gar wohl mangeln: aber enthalten durften sie schlechterdings nichts, was das Volk, für das sie geschrieben waren, auf dem Wege zu dieser großen Wahrheit auch nur verspätet hätte. Und was hätte es, wenig zu sagen, mehr dahin verspätet, als wenn jene wunderbare Vergeltung in diesem Leben darinn wäre versprochen, und von dem wäre versprochen worden, der nichts verspricht, was er nicht hält?

§. 28.

Denn, wenn schon aus der ungleichen Austheilung der Güter dieses Lebens, bey der auf Tugend und Laster so wenig Rücksicht genommen zu seyn scheinet, eben nicht der strengste Beweis für die Unsterblichkeit der Seele und für ein anders Leben, in welchem jener Knoten sich auflöse, zu führen: so ist doch wohl gewiß, daß der menschliche Verstand ohne jenem Knoten noch lange nicht — und vielleicht auch nie — auf bessere und strengere Beweise gekommen wäre. Denn was sollte ihn antreiben können, diese bessern Beweise zu suchen? Die blosse Neugierde?

§. 29.

Der und jener Israelite mochte freylich wohl die göttlichen Versprechungen und Androhungen, die sich auf den gesammten Staat bezogen, auf jedes einzelne Glied desselben erstrecken, und in dem festen Glauben stehen, daß wer fromm sey auch glücklich seyn müsse, und wer unglücklich sey, oder werde, die Strafe seiner Missethat trage, welche sich sofort wieder in Segen verkehre, sobald er von seiner Missethat ablasse. — Ein solcher scheinet den Hiob geschrieben zu haben; denn der Plan desselben ist ganz in diesem Geiste. —

§. 30.

Aber unmöglich durfte die tägliche Erfahrung diesen Glauben bestärken: oder es war auf immer bey dem Volke, das diese Erfahrung hatte,

auf immer um die Erkennung und Aufnahme der ihm noch ungeläufigen Wahrheit geschehen. Denn wenn der Fromme schlechterdings glücklich war, und es zu seinem Glücke doch wohl auch mit gehörte, daß seine Zufriedenheit keine schrecklichen Gedanken des Todes unterbrachen, daß er alt und lebenssatt starb: wie konnte er sich nach einem andern Leben sehnen? wie konnte er über etwas nachdenken, wornach er sich nicht sehnte? Wenn aber der Fromme darüber nicht nachdachte: wer sollte es denn? Der Bösewicht? der die Strafe seiner Missethat fühlte, und wenn er dieses Leben verwünschte, so gern auf jedes andere Leben Verzicht that?

§. 31.

Weit weniger verschlug es, daß der und jener Israelite die Unsterblichkeit der Seele und künftige Vergeltung, weil sich das Gesetz nicht darauf bezog, gerade zu und ausdrücklich leugnete. Das Leugnen eines Einzeln — wäre es auch ein Salomo gewesen, — hielt den Fortgang des gemeinen Verstandes nicht auf, und war an und für sich selbst schon ein Beweis, daß das Volk nun einen großen Schritt der Wahrheit näher gekommen war. Denn Einzelne leugnen nur, was Mehrere in Ueberlegung ziehen; und in Ueberlegung ziehen, warum man sich vorher ganz und gar nicht bekümmerte, ist der halbe Weg zur Erkenntniß.

§. 32.

Laßt uns auch bekennen, daß es ein heroischer Gehorsam ist, die Gesetze Gottes beobachten, blos weil es Gottes Gesetze sind, und nicht, weil er die Beobachter derselben hier und dort zu belohnen verheissen hat; sie beobachten, ob man schon an der künftigen Belohnung ganz verzweifelt, und der zeitlichen auch nicht so ganz gewiß ist.

§. 33.

Ein Volk, in diesem heroischen Gehorsame gegen Gott erzogen, sollte es nicht bestimmt, sollte es nicht vor allen andern fähig seyn, ganz besondere göttliche Absichten auszuführen? — Laßt den Soldaten, der seinem Führer blinden Gehorsam leistet, nun auch von der Klugheit seines Führers überzeugt werden, und sagt, was dieser Führer mit ihm auszuführen sich nicht unterstehen darf? —

§. 34.

Noch hatte das Jüdische Volk in seinem Jehova mehr den Mächtigsten, als den Weisesten aller Götter verehrt; noch hatte es ihn als einen eifrigen Gott mehr gefürchtet, als geliebt: auch dieses zum Beweise, daß

die Begriffe, die es von seinem höchsten einigen Gott hatte, nicht eben die rechten Begriffe waren, die wir von Gott haben müssen. Doch nun war die Zeit da, daß diese seine Begriffe erweitert, veredelt, berichtiget werden sollten, wozu sich Gott eines ganz natürlichen Mittels bediente; eines bessern richtigern Maaßstabes, nach welchem es ihn zu schätzen Gelegenheit bekam.

§. 35.

Anstatt daß es ihn bisher nur gegen die armseligen Götzen der kleinen benachbarten rohen Völkerschaften geschätzt hatte, mit welchen es in beständiger Eifersucht lebte: fing es in der Gefangenschaft unter dem weisen Perser an, ihn gegen das Wesen aller Wesen zu messen, wie das eine geübtere Vernunft erkannte und verehrte.

§. 36.

Die Offenbarung hatte seine Vernunft geleitet, und nun erhellte die Vernunft auf einmal seine Offenbarung.

§. 37.

Das war der erste wechselseitige Dienst, den beyde einander leisteten; und dem Urheber beyder ist ein solcher gegenseitiger Einfluß so wenig unanständig, daß ohne ihm eines von beyden überflüssig seyn würde.

§. 38.

Das in die Fremde geschickte Kind sahe andere Kinder, die mehr wußten, die anständiger lebten, und fragte sich beschämt: warum weiß ich das nicht auch? warum lebe ich nicht auch so? Hätte in meines Vaters Hause man mir das nicht auch beybringen; dazu mich nicht auch anhalten sollen? Da sucht es seine Elementarbücher wieder vor, die ihm längst zum Ekel geworden, um die Schuld auf die Elementarbücher zu schieben. Aber siehe! es erkennet, daß die Schuld nicht an den Büchern liege, daß die Schuld ledig sein eigen sey, warum es nicht längst eben das wisse, eben so lebe.

§. 39.

Da die Juden nunmehr, auf Veranlassung der reinern Persischen Lehre, in ihrem Jehova nicht blos den größten aller Nationalgötter, sondern Gott erkannten; da sie ihn als solchen in ihren wieder hervorgesuchten heiligen Schriften um so eher finden und andern zeigen konnten, als er wirklich darinn war; da sie vor allen sinnlichen Vorstellungen desselben einen eben so großen Abscheu bezeugten, oder doch in diesen Schriften zu haben angewiesen wurden, als die Perser nur immer hatten: was

Wunder, daß sie vor den Augen des Cyrus mit einem Gottesdienste Gnade fanden, den er zwar noch weit unter dem reinen Sabeismus, aber doch auch weit über die groben Abgöttereyen zu seyn erkannte, die sich dafür des verlaßnen Landes der Juden bemächtiget hatten?

§. 40.

So erleuchtet über ihre eignen unerkannten Schätze kamen sie zurück, und wurden ein ganz andres Volk, dessen erste Sorge es war, diese Erleuchtung unter sich dauerhaft zu machen. Bald war an Abfall und Abgötterey unter ihm nicht mehr zu denken. Denn man kann einem Nationalgott wohl untreu werden, aber nie Gott, so bald man ihn einmal erkannt hat.

§. 41.

Die Gottesgelehrten haben diese gänzliche Veränderung des jüdischen Volks verschiedentlich zu erklären gesucht, und Einer, der die Unzulänglichkeit aller dieser verschiednen Erklärungen sehr wohl gezeigt hat, wollte endlich „die augenscheinliche Erfüllung der über die Babylonische Gefangen-„schaft und die Wiederherstellung aus derselben ausgesprochnen und auf-„geschriebnen Weissagungen," für die wahre Ursache derselben angeben. Aber auch diese Ursache kann nur in so fern die wahre seyn, als sie die nun erst veredelten Begriffe von Gott voraus setzt. Die Juden mußten nun erst erkannt haben, daß Wunderthun und das Künftige vorhersagen, nur Gott zukomme; welches beydes sie sonst auch den falschen Götzen beygeleget hatten, wodurch eben Wunder und Weissagungen bisher nur einen so schwachen, vergänglichen Eindruck auf sie gemacht hatten.

§. 42.

Ohne Zweifel waren die Juden unter den Chaldäern und Persern auch mit der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele bekannter geworden. Vertrauter mit ihr wurden sie in den Schulen der Griechischen Philosophen in Aegypten.

§. 43.

Doch da es mit dieser Lehre, in Ansehung ihrer heiligen Schriften, die Bewandtniß nicht hatte, die es mit der Lehre von der Einheit und den Eigenschaften Gottes gehabt hatte; da jene von dem sinnlichen Volke darinn war gröblich übersehen worden, diese aber gesucht seyn wollte; da auf diese noch V o r ü b u n g e n nöthig gewesen waren, und also nur A n s p i e l u n g e n und F i n g e r z e i g e Statt gehabt hatten: so konnte der

Glaube an die Unsterblichkeit der Seele natürlicher Weise nie der Glaube des gesammten Volks werden. Er war und blieb nur der Glaube einer gewissen Sekte desselben.

§. 44.

Eine Vorübung auf die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, nenne ich z. E. die göttliche Androhung, die Missethat des Vaters an seinen Kindern bis ins dritte und vierte Glied zu strafen. Dieß gewöhnte die Väter in Gedanken mit ihren spätesten Nachkommen zu leben, und das Unglück, welches sie über diese Unschuldige gebracht hatten, voraus zu fühlen.

§. 45.

Eine Anspielung nenne ich, was blos die Neugierde reizen und eine Frage veranlassen sollte. Als die oft vorkommende Redensart, zu seinen Vätern versammlet werden, für sterben.

§. 46.

Einen Fingerzeig nenne ich, was schon irgend einen Keim enthält, aus welchem sich die noch zurückgehaltne Wahrheit entwickeln läßt. Dergleichen war Christi Schluß aus der Benennung Gott Abrahams, Isaacs und Jacobs. Dieser Fingerzeig scheint mir allerdings in einen strengen Beweis ausgebildet werden zu können.

§. 47.

In solchen Vorübungen, Anspielungen, Fingerzeigen besteht die positive Vollkommenheit eines Elementarbuchs; so wie die oben erwähnte Eigenschaft, daß es den Weg zu den noch zurückgehaltenen Wahrheiten nicht erschwere, oder versperre, die negative Vollkommenheit desselben war.

§. 48.

Setzt hierzu noch die Einkleidung und den Stil — 1) die Einkleidung der nicht wohl zu übergehenden abstrakten Wahrheiten in Allegorieen und lehrreiche einzelne Fälle, die als wirklich geschehen erzählet werden. Dergleichen sind die Schöpfung, unter dem Bilde des werdenden Tages; die Quelle des moralischen Bösen, in der Erzählung vom verbotnen Baume; der Ursprung der mancherley Sprachen, in der Geschichte vom Thurmbaue zu Babel, u. s. w.

§. 49.

2) den Stil — bald plan und einfältig, bald poetisch, durchaus voll Tavtologieen, aber solchen, die den Scharfsinn üben, indem sie bald etwas

anders zu sagen scheinen, und doch das nehmliche sagen, bald das nehmliche zu sagen scheinen, und im Grunde etwas anders bedeuten oder bedeuten können: —

§. 50.

Und ihr habt alle gute Eigenschaften eines Elementarbuchs sowol für Kinder, als für ein kindisches Volk

§. 51.

Aber jedes Elementarbuch ist nur für ein gewisses Alter. Das ihm entwachsene Kind länger, als die Meinung gewesen, dabey zu verweilen, ist schädlich. Denn um dieses auf eine nur einigermaassen nützliche Art thun zu können, muß man mehr hineinlegen, als darinn liegt; mehr hineintragen, als es fassen kann. Man muß der Anspielungen und Fingerzeige zu viel suchen und machen, die Allegorieen zu genau ausschütteln, die Beyspiele zu umständlich deuten, die Worte zu stark pressen. Das giebt dem Kinde einen kleinlichen, schiefen, spitzfindigen Verstand; das macht es geheimnißreich, abergläubisch, voll Verachtung gegen alles Faßliche und Leichte.

§. 52.

Die nehmliche Weise, wie die Rabbinen ihre heiligen Bücher behandelten! Der nehmliche Charakter, den sie dem Geiste ihres Volks dadurch ertheilten!

§. 53.

Ein beßrer Pädagog muß kommen, und dem Kinde das erschöpfte Elementarbuch aus den Händen reißen. — Christus kam.

§. 54.

Der Theil des Menschengeschlechts, den Gott in Einen Erziehungsplan hatte fassen wollen — Er hatte aber nur denjenigen in Einen fassen wollen, der durch Sprache, durch Handlung, durch Regierung, durch andere natürliche und politische Verhältnisse in sich bereits verbunden war — war zu dem zweyten großen Schritte der Erziehung reif.

§. 55.

Das ist: dieser Theil des Menschengeschlechts war in der Ausübung seiner Vernunft so weit gekommen, daß er zu seinen moralischen Handlungen edlere, würdigere Bewegungsgründe bedurfte und brauchen konnte, als zeitliche Belohnung und Strafen waren, die ihn bisher geleitet hatten. Das Kind wird Knabe. Leckerey und Spielwerk weicht der aufkeimenden

Begierde, eben so frey, eben so geehrt, eben so glücklich zu werden, als es sein älteres Geschwister sieht.

§. 56.

Schon längst waren die Bessern von jenem Theile des Menschengeschlechts gewohnt, sich durch einen Schatten solcher edlern Bewegungsgründe regieren zu lassen. Um nach diesem Leben auch nur in dem Andenken seiner Mitbürger fortzuleben, that der Grieche und Römer alles.

§. 57.

Es war Zeit, daß ein andres wahres nach diesem Leben zu gewärtigendes Leben Einfluß auf seine Handlungen gewönne.

§. 58.

Und so ward Christus der erste zuverlässige, praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele.

§. 59.

Der erste zuverlässige Lehrer. — Zuverlässig durch die Weissagungen, die in ihm erfüllt schienen; zuverlässig durch die Wunder, die er verrichtete; zuverlässig durch seine eigene Wiederbelebung nach einem Tode, durch den er seine Lehre versiegelt hatte. Ob wir noch itzt diese Wiederbelebung, diese Wunder beweisen können: das lasse ich dahin gestellt seyn. So, wie ich es dahin gestellt seyn lasse: wer die Person dieses Christus gewesen. Alles das kann damals zur Annehmung seiner Lehre wichtig gewesen seyn: itzt ist es zur Erkennung der Wahrheit dieser Lehre so wichtig nicht mehr.

§. 60.

Der erste praktische Lehrer. — Denn ein anders ist die Unsterblichkeit der Seele, als eine philosophische Speculation, vermuthen, wünschen, glauben: ein anders, seine innern und äussern Handlungen darnach einrichten.

§. 61.

Und dieses wenigstens lehrte Christus zuerst. Denn ob es gleich bey manchen Völkern auch schon vor ihm eingeführter Glaube war, daß böse Handlungen noch in jenem Leben bestraft würden: so waren es doch nur solche, die der bürgerlichen Gesellschaft Nachtheil brachten, und daher auch schon in der bürgerlichen Gesellschaft ihre Strafe hatten. Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein andres Leben zu empfehlen, war ihm allein vorbehalten.

§. 62.

Seine Jünger haben diese Lehre getreulich fortgepflanzt. Und wenn

sie auch kein ander Verdienst hätten, als daß sie einer Wahrheit, die Christus nur allein für die Juden bestimmt zu haben schien, einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verschaft hätten; so wären sie schon darum unter die Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts zu rechnen.

§. 63.

Daß sie aber diese Eine große Lehre noch mit andern Lehren versetzten, deren Wahrheit weniger einleuchtend, deren Nutzen weniger erheblich war: wie konnte das anders seyn? Laßt uns sie darum nicht schelten, sondern vielmehr mit Ernst untersuchen: ob nicht selbst diese beygemischten Lehren ein neuer Richtungsstoß für die menschliche Vernunft geworden.

§. 64.

Wenigstens ist es schon aus der Erfahrung klar, daß die Neutestamentlichen Schriften, in welchen sich diese Lehren nach einiger Zeit aufbewahret fanden, das zweyte beßre Elementarbuch für das Menschengeschlecht abgegeben haben, und noch abgeben.

§. 65.

Sie haben seit siebzehnhundert Jahren den menschlichen Verstand mehr als alle andere Bücher beschäftiget; mehr als alle andere Bücher erleuchtet, sollte es auch nur durch das Licht seyn, welches der menschliche Verstand selbst hineintrug.

§. 66.

Unmöglich hätte irgend ein ander Buch unter so verschiednen Völkern so allgemein bekannt werden können: und unstreitig hat das, daß so ganz ungleiche Denkungsarten sich mit diesem nehmlichen Buche beschäftigten, den menschlichen Verstand mehr fortgeholfen, als wenn jedes Volk für sich besonders sein eignes Elementarbuch gehabt hätte.

§. 67.

Auch war es höchst nöthig, daß jedes Volk dieses Buch eine Zeit lang für das Non plus ultra seiner Erkenntnisse halten mußte. Denn dafür muß auch der Knabe sein Elementarbuch vors erste ansehen; damit die Ungeduld, nur fertig zu werden, ihn nicht zu Dingen fortreißt, zu welchen er noch keinen Grund gelegt hat.

§. 68.

Und was noch itzt höchst wichtig ist: — Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches

stampfest und glühest, hüte dich, es deine schwächere Mitschüler merken zu lassen, was du witterst, oder schon zu sehn beginnest.

§. 69.

Bis sie dir nach sind, diese schwächere Mitschüler; — kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück, und untersuche, ob das, was du nur für Wendungen der Methode, für Lückenbüsser der Didaktik hältst, auch wohl nicht etwas Mehrers ist.

§. 70.

Du hast in der Kindheit des Menschengeschlechts an der Lehre von der Einheit Gottes gesehen, daß Gott auch bloße Vernunftswahrheiten unmittelbar offenbaret; oder verstattet und einleitet, daß bloße Vernunftswahrheiten als unmittelbar geoffenbarte Wahrheiten eine Zeit lang gelehret werden: um sie geschwinder zu verbreiten, und sie fester zu gründen.

§. 71.

Du erfährst, in dem Knabenalter des Menschengeschlechts, an der Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, das Nehmliche. Sie wird in dem zweyten bessern Elementarbuche als Offenbarung geprediget, nicht als Resultat menschlicher Schlüsse gelehret.

§. 72.

So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; so wie wir allmälig, zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele, auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen, bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?

§. 73.

Z. E. die Lehre von der Dreyeinigkeit. — Wie, wenn diese Lehre den menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen sollte, zu erkennen, daß Gott in dem Verstande, in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins seyn könne; daß auch seine Einheit eine transcendentale Einheit seyn müsse, welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — Muß Gott wenigstens nicht die vollständigste Vorstellung von sich selbst haben? d. i. eine Vorstellung, in der sich alles befindet, was in ihm selbst ist. Würde sich aber alles in ihr finden, was in ihm selbst ist, wenn auch von seiner

nothwendigen Wirklichkeit, so wie von seinen übrigen Eigenschaften, sich blos eine Vorstellung; sich blos eine Möglichkeit fände? Diese Möglichkeit erschöpft das Wesen seiner übrigen Eigenschaften: aber auch seiner nothwendigen Wirklichkeit? Mich dünkt nicht. — Folglich kann entweder Gott gar keine vollständige Vorstellung von sich selbst haben: oder diese vollständige Vorstellung ist eben so nothwendig wirklich, als er es selbst ist ꝛc. — Freylich ist das Bild von mir im Spiegel nichts als eine leere Vorstellung von mir, weil es nur das von mir hat, wovon Lichtstrahlen auf seine Fläche fallen. Aber wenn denn nun dieses Bild alles, alles ohne Ausnahme hätte, was ich selbst habe: würde es sodann auch noch eine leere Vorstellung, oder nicht vielmehr eine wahre Verdopplung meines Selbst seyn? — Wenn ich eine ähnliche Verdopplung in Gott zu erkennen glaube: so irre ich mich vielleicht nicht so wohl, als daß die Sprache meinen Begriffen unterliegt; und so viel bleibt doch immer unwidersprechlich, daß diejenigen, welche die Idee davon populär machen wollen, sich schwerlich faßlicher und schicklicher hätten ausdrücken können, als durch die Benennung eines Sohnes, den Gott von Ewigkeit zeugt.

§. 74.

Und die Lehre von der Erbsünde. — Wie, wenn uns endlich alles überführte, daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit, schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sey, daß er moralischen Gesetzen folgen könne?

§. 75.

Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes. — Wie, wenn uns endlich alles nöthigte, anzunehmen: daß Gott, ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen, ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen, in Rücksicht auf seinen Sohn, d. i. in Rücksicht auf den selbstständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten, gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzeln verschwindet, lieber verzeihen wollen; als daß er sie ihm nicht geben, und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschliessen wollen, die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?

§. 76.

Man wende nicht ein, daß dergleichen Vernünfteleyen über die Geheimnisse der Religion untersagt sind. — Das Wort Geheimniß bedeutete, in den ersten Zeiten des Christenthums, ganz etwas anders, als wir itzt

darunter verstehen; und die Ausbildung geoffenbarter Wahrheiten in Vernunftswahrheiten ist schlechterdings nothwendig, wenn dem menschlichen Geschlechte damit geholfen seyn soll. Als sie geoffenbaret wurden, waren sie freylich noch keine Vernunftswahrheiten; aber sie wurden geoffenbart, um es zu werden. Sie waren gleichsam das **Facit**, welches der Rechenmeister seinen Schülern voraus sagt, damit sie sich im Rechnen einigermaassen darnach richten können. Wollten sich die Schüler an dem voraus gesagten **Facit** begnügen: so würden sie nie rechnen lernen, und die Absicht in welcher der gute Meister ihnen bey ihrer Arbeit einen Leitfaden gab, schlecht erfüllen.

§. 77.

Und warum sollten wir nicht auch durch eine Religion, mit deren historischen Wahrheit, wenn man will, es so mißlich aussieht, gleichwohl auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen, von unsrer Natur, von unsern Verhältnissen zu Gott, geleitet werden können, auf welche die menschliche Vernunft von selbst nimmermehr gekommen wäre?

§. 78.

Es ist nicht wahr, daß Speculationen über diese Dinge jemals Unheil gestiftet, und der bürgerlichen Gesellschaft nachtheilig geworden. — Nicht den Speculationen: dem Unsinne, der Tyranney, diesen Speculationen zu steuern; Menschen, die ihre eigenen hatten, nicht ihre eigenen zu gönnen, ist dieser Vorwurf zu machen.

§: 79.

Vielmehr sind dergleichen Speculationen — mögen sie im Einzeln doch ausfallen, wie sie wollen — unstreitig die schicklichsten Uebungen des menschlichen Verstandes überhaupt, so lange das menschliche Herz überhaupt, höchstens nur vermögend ist, die Tugend wegen ihrer ewigen glückseligen Folgen zu lieben.

§. 80.

Denn bey dieser Eigennützigkeit des menschlichen Herzens, auch den Verstand, nur allein an dem üben wollen, was unsere körperlichen Bedürfnisse betrift, würde ihn mehr stumpfen, als wetzen heissen. Er will schlechterdings an geistigen Gegenständen geübt seyn, wenn er zu seiner völligen Aufklärung gelangen, und diejenige Reinigkeit des Herzens hervorbringen soll, die uns, die Tugend um ihrer selbst willen zu lieben, fähig macht.

§. 81.

Oder soll das menschliche Geschlecht auf diese höchste Stufe der Aufklärung und Reinigkeit nie kommen? Nie?

§. 82.

Nie? — Laß mich diese Lästerung nicht denken, Allgütiger! — Die Erziehung hat ihr Ziel: bey dem Geschlechte nicht weniger als bey dem Einzeln. Was erzogen wird, wird zu Etwas erzogen.

§. 83.

Die schmeichelnden Aussichten, die man dem Jünglinge eröfnet; die Ehre, der Wohlstand, die man ihm vorspiegelt: was sind sie mehr, als Mittel, ihn zum Manne zu erziehen, der auch dann, wenn diese Aussichten der Ehre und des Wohlstandes wegfallen, seine Pflicht zu thun vermögend sey.

§. 84.

Darauf zweckte die menschliche Erziehung ab: und die göttliche reichte dahin nicht? Was der Kunst mit dem Einzeln gelingt, sollte der Natur nicht auch mit dem Ganzen gelingen? Lästerung! Lästerung!

§. 85.

Nein; sie wird kommen, sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch, je überzeugter sein Verstand einer immer bessern Zukunft sich fühlet, von dieser Zukunft gleichwohl Bewegungsgründe zu seinen Handlungen zu erborgen, nicht nöthig haben wird; da er das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkührliche Belohnungen darauf gesetzt sind, die seinen flatterhaften Blick ehedem blos heften und stärken sollten, die innern bessern Belohnungen desselben zu erkennen.

§. 86.

Sie wird gewiß kommen, die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird.

§. 87.

Vielleicht, daß selbst gewisse Schwärmer des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen ewigen Evangeliums aufgefangen hatten; und nur darinn irrten, daß sie den Ausbruch desselben so nahe verkündigten.

§. 88.

Vielleicht war ihr dreyfaches Alter der Welt keine so leere

Grille; und gewiß hatten sie keine schlimme Absichten, wenn sie lehrten daß der Neue Bund eben so wohl antiquiret werden müsse, als es der Alte geworden. Es blieb auch bey ihnen immer die nehmliche Oekonomie des nehmlichen Gottes. Immer — sie meine Sprache sprechen zu lassen — der nehmliche Plan der allgemeinen Erziehung des Menschengeschlechts.

§. 89.

Nur daß sie ihn übereilten; nur daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit Eins zu Männern machen zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären.

§. 90.

Und eben das machte sie zu Schwärmern. Der Schwärmer thut oft sehr richtige Blicke in die Zukunft: aber er kann diese Zukunft nur nicht erwarten. Er wünscht diese Zukunft beschleuniget; und wünscht, daß sie durch ihn beschleuniget werde. Wozu sich die Natur Jahrtausende Zeit nimmt, soll in dem Augenblicke seines Daseyns reifen. Denn was hat er davon, wenn das, was er für das Bessere erkennt, nicht noch bey seinen Lebzeiten das Bessere wird? Kömmt er wieder? Glaubt er wieder zu kommen? — Sonderbar, daß diese Schwärmerey allein unter den Schwärmern nicht mehr Mode werden will!

§. 91.

Geh deinen unmerklichen Schritt, ewige Vorsehung! Nur laß mich dieser Unmerklichkeit wegen an dir nicht verzweifeln. — Laß mich an dir nicht verzweifeln, wenn selbst deine Schritte mir scheinen sollten, zurück zu gehen! — Es ist nicht wahr, daß die kürzeste Linie immer die gerade ist.

§. 92.

Du hast auf deinem ewigen Wege so viel mitzunehmen! so viel Seitenschritte zu thun! — Und wie? wenn es nun gar so gut als ausgemacht wäre, daß das große langsame Rad, welches das Geschlecht seiner Vollkommenheit näher bringt, nur durch kleinere schnellere Räder in Bewegung gesetzt würde, deren jedes sein Einzelnes eben dahin liefert?

§. 93.

Nicht anders! Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder einzelne Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — „In einem und eben demselben Leben

„durchlaufen haben? Kann er in eben demselben Leben ein sinnlicher Jude „und ein geistiger Christ gewesen seyn? Kann er in eben demselben Leben „beyde überhohlet haben?“

§. 94.

Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen seyn?

§. 95.

Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterey der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel?

§. 96.

Warum könnte auch Ich nicht hier bereits einmal alle die Schritte zu meiner Vervollkommnung gethan haben, welche blos zeitliche Strafen und Belohnungen den Menschen bringen können?

§. 97.

Und warum nicht ein andermal alle die, welche zu thun, uns die Aussichten in ewige Belohnungen, so mächtig helfen?

§. 98.

Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf Einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnet?

§. 89.

Darum nicht? — Oder, weil ich es vergesse, daß ich schon da gewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse. Die Erinnerung meiner vorigen Zustände, würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf itzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

§. 100.

Oder, weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?

Zur Geschichte und Litteratur

Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel

Fünfter Beytrag

von

Gotthold Ephraim Lessing.

1781.

Braunschweig, im Verlage der Fürstl. Waysenhaus-Buchhandlung, 1781.
gr. 8

Unter dem Titel „Neue Beyträge zur Historie und Litteratur" sollte die Fortsetzung der Beiträge erscheinen, von der die zweite Hälfte, Theophilus Presbyter und Maranjon, mit den Seitenzahlen 289 bis 560 bezeichnet, im Anfang des Jahrs 1780 fertig gedruckt war, die erste aber kurz vor Lessings Tode begonnen ward. — Dieß ergeben die Vorreden der Herausgeber Joh. Joach. Eschenburg und Christian Leiste, welche die Fortsetzung als fünften und sechsten Beitrag 1781 besorgten. Auf einem Blatte unter den Breslauer Papieren findet sich, ohne Ueberschrift und sehr flüchtig geschrieben, diese Anordnung der neuen Beiträge.

XXI.	Zweyte Entdeckung.	3.
XXII.	Anonymus des Nevelet.	2.
XXIII.	Fabeln des Mellicensis.	2.
XXIV.	Fragment des Renners.	2.
XXV.	Fabeln des Renner	3.
XXVI.	Fabel des Folz	2.
XXVII.	Theophilus Presbyter	4.
XXVIII.	— —	
XXIX.	Foderungen des Ungenannten.	

(Sollten die rechts beigesetzten Ziffern etwa einen Ueberschlag der Bogenzahl bezeichnen, so müßte dieser Zettel wenigstens eher geschrieben sein als irgend etwas gedruckt war. Der Theophilus Presbyter füllt im Drucke neuntehalb Bogen.) Lachmann.

XXI.

Ueber die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger.

Zweyte Entdeckung.

Länger muß ich die zweyte Entdeckung, die ich über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesänger gemacht habe, meinem Leser nicht schuldig bleiben. Sie betrift, wie er schon weiß, den Namen des Dichters.

Gottsched nehmlich hat versichert, ihn in einer Handschrift gefunden zu haben, welche unsere Bibliothek von diesen Fabeln aufbewahret. Und so, wie er ihn will gefunden haben, so wie er ihn daraus mittheilet, haben ihn selbst die Schweitzer auf Treue und Glauben anzunehmen, kein Bedenken getragen. Unsere Handschrift, sagt er, sey auf Papier, habe schlechte zu den Fabeln gehörige Figuren, und sey so zerrissen und mangelhaft, daß bisweilen halbe, ja ganze Fabeln, nebst ihren Bildern fehlen. „Weswegen uns aber, fährt er fort, „dieser Braunschweigische Codex lieb „gewesen, ist dieses, daß er am Ende eine Jahrzahl, und ausserdem eine Erwähnung des Namens von dem Dichter in sich hält: zu geschweigen, daß „er die allermeisten Fabeln in sich begreift. Scherz hat nur 51 drucken „lassen; obwohl seine Handschrift noch mehrere gehabt. Die Wolfenbüttelsche „aber begreift 90 Fabeln, und noch einen Beschluß, den der Verfasser, „wie die Fabeln selbst, das XCI. Capitel nennet. Die Jahrzahl am „Ende ist MCCCCII. Der Name des Verfassers wird in folgenden Zeilen „erwähnet:

Von Riedenburg ist er genañt,
Gott muß er ymer seyn bekañt,
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von Latein, so muß sein gedacht
Imer zu gut werden
In Himel u. auf erden.

Dieses schrieb Gottsched im Junius 1756 (*), ein Jahr vorher, ehe die Schweitzer ihre Ausgabe an das Licht treten liessen. Gleichwohl wußten sie entweder damals von Gottscheds Entdeckung noch nichts, oder wollten nichts davon wissen; sondern erst in der Vorrede zu der bald darauf erscheinenden Chriemhilden Rache, fanden sie für gut, mit gänzlicher Verschweigung von Gottscheds Namen, Gebrauch davon zu machen. „Man hat, sagen sie, „die Fabeln aus den Zeiten der Minne„singer, von deren Verfasser itzt bekannt ist, daß er der Burggraf von „Riedenburg gewesen, von welchem wir etliche artige Strophen in der „Manessischen Sammlung haben, mit dem Lobe beehrt u. s. w." Und in der Note beruffen sie sich desfalls auf eben dieselbe Handschrift unserer Bibliothek, und führen eben dieselben Zeilen daraus an, die wir Gottscheden daraus anführen gesehen. Indem sie nun Gottscheden die Ehre dieser kleinen Entdeckung nicht gönnen wollen: so wären sie es werth, wenn man ihnen nun nachsagte, nicht, daß sie sich blos von ihm verführen lassen, sondern daß sie, bey eigener Einschauung der Handschrift, sich freyerdings der nehmlichen Oscitanz schuldig gemacht, die ich an Gottscheden bewundere. Doch ich weiß, daß sie dieses nicht haben; und höchstens kann ihnen nur die voreilige Zuversichtlichkeit zur Last gelegt werden, mit welcher sie versichern, daß der Dichter Riedenburg von Gottscheds Schaffung, ebenderselbe Burggraf von Rietenburg sey, von welchem uns die Manessische Sammlung einige Strophenauf behalten. Denn hierzu konnten sie, ausser der Aehnlichkeit des Namens, doch nicht den geringsten Grund haben; welche Aehnlichkeit für sich allein, selbst alsdenn so viel als nichts beweisen würde, wenn auch Gottscheds Vorgeben schon seine völlige Richtigkeit hätte.

Nun aber, da auch diese wegfällt —— Denn kurz; wahr ist es zwar, daß Gottsched den von ihm so und so beschriebenen Codex aus

(*) Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit, S. 424.

unserer Bibliothek gehabt, und daß sich in demselben die angeführten Zeilen von Wort zu Wort befinden. Allein es ist nur Schade, daß sie das nicht sagen, was sie Gottsched sagen läßt, und daß der gute Mann nur zwey Zeilen hätte weiter lesen dürfen, um seinen Irrthum einzusehen, welcher, mit einem Worte, darinn besteht, daß er für den Verfasser den Mäcen des Verfassers, für den Dichter den vornehmen Mann genommen hat, dem zum Besten ersterer gedichtet oder übersetzt zu haben versichert.

Der Epilog nehmlich, welchen ich aus der Bamberger Ausgabe (*) angeführet habe, und welcher sich daselbst mit den Worten Sein sele befind nymer wee schließt, hat in unserer Handschrift noch einige Zeilen mehr, deren Anfang ebendieselben sind, auf welche sich Gottsched beruft. Wenn nun also auf den Wunsch, für das Wohlergehen dessen, für den der Poet gedichtet:

Und wem es zu lieb getichtet sey
Der muß ym̄er werden frey
Vor allen Unglück ym̄er mee
Sein sele befind nim̄er wee

unmittelbar in der Handschrift folget,

Von Riedenburg ist er genannt
Gott muß er ym̄er seyn bekannt: —

ist es nicht klar, daß der Name Riedenburg sich auf das vorhergehende beziehen muß? sich auf den beziehen muß, dem zu lieb das Buch getichtet sey? Besonders da gleich darauf ein zweyter Name folgt, welchen übersehen zu haben, ich Gottscheden eben verdenke, und welches kein anderer seyn kann, als der Name des, der das Buch gedichtet hat. Um dieses in seinem völligen Zusammenhange einsehen zu lassen, will ich den ganzen Epilog, der in der Bamberger Ausgabe sehr verhunzt und kaum zu verstehen ist, aus dem Manuscript noch einmal hersetzen, und ihn zu leichterer Verständniß nothdürftig interpunktiren; jedoch ohne weiter das geringste darinn zu ändern.

Von dem meister der ditz puch von latein zu dewtsch hat pracht.

Wer dy peyspil merken wil,
Der setz sich auf des endes zil.
Der nutz leyt an dem end gar
Diser beyspil, nemt es war.

(*) Erster Beytrag, S. 22.

Dy tat ist nit also gewesen
Der ding, als man hat gelesen.
Darumb list man ein peyspil gut,
Das weiser werden der menschen mut.
Hundert peyspil han ich hy für geleit
An ditz puchlein, die ditz becleyt
Sint mit weysen worten,
Einfelticlich an allen orten.
Doch han ich cluger synnen hort
An weyse, und auch an wort.
Ein durres tal dick treyt
Ein kern der süssikeit.
Ein cleyner gar oft gepirt
Dy frucht, der man getrost wirt.
Schlechte wort und schlechte gericht,
Dy leben nu in der welt nicht.
Vil wort krump sein geflochten,
Der hat nu vast gefochten.
Wem schlechte wort nit nutz sint,
Kein nutz er von den krumen pringt.
Es prediget mancher von hohen rat,
Der er doch selber nicht verstat.
Der wol das sper prechen kan,
Das ist nütz vil manchem man.
Treyt sper, messer und schwert,
Dy doch sint cleins nutzes wert,
In seiner hant. Ein end hat
Das puch, das geschriben stat.
Wer das list oder leßt lesen
Der muß selig ymmer wesen!
Und wem das zu lieb sey
Geticht, der muß ymmer wesen frey
Vor allem unglück, ymmer me,
Sein sele leyde nymmer we!
Von Rindenperg ist er genañt,
Gott muß er ymmer sein bekant!

Und der es zu dewtsch pracht
Von latein, des muß ymmer gedacht
Zu gut werden,
In Himmel und in erden!
Er ist genant Bonerius,
Ein ritter gotz alsüs
Er fristet uns vor der helle glut,
Das wir ymmer sein behut
Vor des tewfels samen.
Sprecht alle, in gotes namen!

Bonerius also, Bonerius, nicht Riedenburg oder Riedenberg, hat unser alter Fabeldichter geheissen. Was kann deutlicher, was kann unstreitiger seyn?

Alles was sich zu Gottscheds Entschuldigung noch etwa sagen liesse, wäre dieses; daß der Epilog, so wie ich ihn hier mittheile, nicht aus eben derselben Handschrift genommen ist, die ihm zum Gebrauche vergönnt gewesen, sondern aus einer zweyten; und daß in jener die 40ste Zeile allerdings ein wenig anders und so lautet, das vielleicht auch ein anderer seinen Fehler könnte begangen haben, wenn das vorhergehende und Nachfolgende nicht wäre. Anstatt nehmlich,

Und der es zu dewtsch pracht,

welches sich nicht anders als auf den folgenden Bonerius beziehen kann, heißt es dort,

Und das er das zu teutsch hat gepracht,

welches von dem vorhergehenden Riedenburg gesagt zu seyn scheinen könnte, wenn schon sonst etwas von ihm gesagt wäre, womit dieses durch ein und zu verbinden gewesen, und sich das Er in dem

Von Riedenburg ist er genañt

nicht so genau an den anschlösse, für den das Buch gedichtet worden. Damit man aber auch nicht meyne, daß in unserer Handschrift, welche Gottsched gebraucht, der Nachsatz von dem Bonerius überhaupt fehle: so will ich den ganzen Schluß ebenfalls daraus her setzen.

Von Ridenburg ist er genañt
Got muß er ym̄er seyn bekañt
Und das er das zu teutsch hat gepracht
Von latein so muß sein gedacht

Ymmer zu gute werden
In hiṁel und auf erden.
Er ist genaṅt Benerius
Gott frist ihn und auch uns.
Er behut uns vor der helle glut
Und helffe uns das wir werden behut
Vor des Lebens taten
Und vor der werlt geraten
Und vor des tewfels samen
Nu sprecht alle Amen.

Daß hier verschiedene Zeilen ganz anders klingen, darf man sich nicht befremden lassen. Es war das Schicksal der deutschen Dichter aus dieser Zeit, daß sich die Abschreiber mit ihnen mehr als mit allen andern Schriften erlaubten. Jeder schaltete ein und änderte, wie es ihm gut dünkte oder aus der Feder fiel. Es würde eine unendliche Arbeit für die Kritik seyn, die wahre Lesart des Verfassers wieder herzustellen: und oft wüßte ich gar nicht, wie sie es anfangen wollte, wenn sie nicht das Avtographon des Verfassers bey der Hand hätte. Wer kann hier z. E. mit Zuverläßigkeit entscheiden, wie eigentlich die 46te Zeile zu lesen oder auch nur zu interpunktiren sey? und ob es wahr ist, daß Bonerius ein Ritter gewesen? wie die eine Handschrift will, und wovon die andre durchaus nichts weiß. Kaum läßt sich mit einiger Gewißheit sagen, ob die Namen hier oder dort richtiger geschrieben. Denn warum kann Rindenberg nicht eben sowohl eine Familie gewesen seyn, als Riedenburg? Nur Benerius ist wohl offenbar das falsche; denn ich wüßte mich keines solchen Namens zu erinnern. Hingegen ist ein späterer Hir. Boner sogar unter den deutschen Uebersetzern sehr bekannt.

Da ich nun aber bereits schon zweyer Handschriften unserer Bibliothek von diesen Bonerschen Fabeln, (wie ich hoffe, daß man sie nun künftig nennen wird) gedacht habe, und sie auch noch eine dritte und eine vierte besitzt: so muß ich wohl vor allen Dingen erst einige nähere Nachricht von ihnen insgesamt ertheilen; bevor ich, was ich noch von den Fabeln selbst anzumerken habe, und worauf mich zum Theil diese meine zweyte Entdeckung gebracht hat, auskrame.

Die erste also, welches diejenige seyn mag, die Gottsched gebraucht hat, ist von ihm hinlänglich beschrieben. Ich darf nur noch hinzu setzen,

daß von den 90 Kapiteln oder Fabeln welche sie zählt, (die sie aber lange nicht alle mehr enthält) die ersten 84 in der Ausgabe der Schweitzer vorkommen, die letzten sechse aber die nehmlichen sind, welche ich aus dem Bamberger alten Drucke mitgetheilet habe, und sich hier bald besser bald schlechter lesen lassen. Damit man hiervon einigermassen selbst, zugleich auch von dem Dialekte urtheilen könne, in welchem die ganze Handschrift abgefaßt ist, will ich die eine, nehmlich die 88te daraus hersetzen. Sie ist überschrieben:

Von unwerdem Ampt.

Von einem Bischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Gelertter pfaffen hett er vil
Sein wirdigkeit was one zil
Nu hette er einen Junglingk
Bey im der was seines vettern kint
Des was der Bischoff gar wol gemint
Er hette auch einen weisen man
Zu Ertzbriester gesetzt hindan
Nu fuget es sich auf einen tag
Das der Ertzbriester lag
Und also siech was das er starb
Der Junglingk umb das Ampte warb
Der Bischoff tet was er begert
Noch was er des Amptes ungewert
Darnach nicht lange ward gespart
Dem Bischoff gesandt wardt
Ein korb was guter Biren vol
Des danket er dem boten wol.
Gar lieb was im die beysant
Zu dem gesinde sprach er zuhant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir der Byren huten sol
Wurde mir der Byrn eine verlorn
Das were mir nicht ein cleiner zorn
Zu dem Jungling sprach er do
Mich duncket du seist zu thūne darzu

Ich getrawe dir nicht über die Byren wol
Einen andern ich sie bevehlen sol
Ich vorcht und gebe ich dir sie in deinen gewalt
Sie wurden alle geßen ungetzalt
Ich wil nicht uber die Byrn dir
Getrawen das glawbe mir
Diese Rede hort ein weiser man
Mit ernist sah er den bischoff an
Er sprach im muße erbarmen got
Das ir begangen habt den spot
Des ir sie so manchem bevolhen habt
Dem der euch keñet wol
Und den sein kintheit und Jugent
Davon ir muget die Tugent
Ungemach haben und leyt
Dem ir die Byren habt verseit
Zuhannde sol der pfleger wesen
Wie mage das gut gewesen
Das geschicht so der wolff zu einem huter wirt
Und auf der straßen vert
Wo der blinde furen sol
Den plinden vallen sie beide das ist wol
Die schaff gar verirret sind
Also schir der wirt ein kint
Wie bericht der einen man
Der sich berichten nicht enkan
Wie mag der speisen wol
Die Schaf nemet war
Und lebet in steter geitigkeit
Zu scheren sind sie alle bereit
Speisten sie die schaff als gern
Als recht wol sie koñen scheren
Die schaff stunden dester baß
Nu gibet ir arge list was
Daß die schoff werden geschorn
Ob die sele wirt verlorn

Darauf haben sie versorget gar
Sie achten nicht wie die sele gefar
Der weise bischoff der bevalhe
Dem Jungen sele onetzale
Und wolde im doch bevelhen nicht
Die Byren des dick geschicht
Das er sele huten sol
Den man noch nicht betrüben sol.

Eben diese Fabel will ich auch aus unsrer zweyten Handschrift hersetzen, um gleichfalls daraus von der Mundart derselben urtheilen zu können, und zugleich eine Probe zu haben, wie man aus allen drey Texten nun vielleicht einen vierten zusammen setzen könnte und möchte, der, wenn er auch nicht vollkommen der ursprüngliche Text des Verfassers wäre, dennoch, wenigstens in Ansehung des Zusammenhanges und Verstandes, für denjenigen gelten könnte, der dem ursprünglichen am nächsten käme. Und dieses will ich lieber gleich so fort thun; auch noch ehe ich diese zweyte Handschrift selbst näher beschreibe.

83.

Das man weltliche Dink so wol versorgt und der sel so wenig achtet.

Von einem pischoff list man das
Das er in hohen eren saß
Nun hört als ich euch sagen wil
Sein wirdikeit was on Zil
Nu het er einen Jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint
Der was dem pischof lip über alle dink
Er het auch einen weysen man
Als ich vernumen han
Ein ertzpriester gesetzet ein
Den lewten zu einem guten schein
Nun füget es sich auf einen tag
Das der ertztpriester siech lag
Und also siech starb
Der Jungling um das ampt warb

Der pischoff tet als er begert
Darauff er het gelert
Dornach nit wart gespart
Dem pischoff gesendet wart
Ein korb mit guten pirn vol
Der danket er den poten wol
Gar liep was im das gesandt
Zu den seynen sprach er zu hant
Wem mag ich getrawen wol
Der mir die pirn behalten sol
Wurd mir der pirn eine verlorn
Das wer mir nit ein cleiner zorn
Zu den Jungling sprach er
Mich dunkt du seist nit guter ler
Der pirn der ich dir getrawen sol
Mich dunkt ich find einen peßern huter wol
Ich furcht geb ich dir den gewalt
Sie werden geßen also pald
Ich wil mit nichte der pirn dir
Getrawen des glaub mir
Diese red hört ein weyser man
Er ließ die red nit lenger stan
Er sprach nu müß erbarmen gott
Das ihr begangen habt den spot
Dem ihr befolhen habt so mancher hant
Dem der euch was bekant
Sein kindheit und sein jugent
Davon ir ymmer muget
Ungemach haben und leyt
Dem ir dy pirn habt verseyt
Der sol der sele pfleger wesen
Wie mag denn genesen
Das schaff so der Wolff zu hirten wirt
Und auf der straß wirt verirrt
Der der den blinden füren sol
Vallen sie peyde das ist wol

Dy schaff gar verirret sint
Wenn zu einem hirten wird ein kint
Wie berichtet der einen man
Der sich selber nit berichten kan
Wie mag der gespeisen wol
Der da nymmer virt vol
Und lebet in steter geytigkeit
Speysten sy die schof als gern
Als recht wol als sie kuñen schern
Dy schoff stunden dester paß
Nu get ir arger list auf das
Wie die schoff weren geschoren
Ob die sele wurd verloren
Darauf haben sy versorget gar
Sy achten nit wie ir sel gefar
Der weis pischoff der befale
Dem jungen der sele on zale
Und wolt im befelhen der pirnen nicht
Das noch gar oft geschicht
Das der hüten sol
Dem man über ein pirn nit getrawet wol
Das er sich selber wol behut
Er vint es wol wer recht tut
Ein lon dem im got selber darum wil geben
Got geb uns das ewig leben.

Ich will keine umständliche und langweilige Vergleichung anstellen, die der Leser mit einem einzigen Blicke machen kann. Nur einiges muß ich berühren. Daß in dem Text unserer ersten Handschrift nach der 5ten Zeile,

Nun hat er einen junglingk,

die darauf reimende verloren gegangen, ist klar. Wenn aber das gedruckte Bamberger Exemplar diese fehlende Zeile durch,

Ein schuler kundig auf alle ding,

ergänzt und fort fährt,

Bey dem was seines vettern kint:

so werden wir wegen des Helden der Fabel völlig ungewiß, und es scheinet als ob der kundige Schüler und das Kind des Vetters zwey verschiedne Personen seyn sollten, deren eine bey der andern sich aufgehalten hätte. Das soll nun aber nicht seyn; und die wahre Lesart hat uns unstreitig die zweyte Handschrift aufbehalten, wo blos ein guter alter aber nicht mehr gangbarer Ausdruck zu jenen Verstümmlungen Anlaß gegeben. Es heißt nehmlich:

Nu het er einen jungling
Einen schuler kundig auf alle ding
Bey einem das was seines vettern kint;

und dieses verstehe ich so, daß bey einem, worauf ein Komma zu denken, hier so viel heissen soll, als ausser einem, in welchem Verstande die Partikel bey von Schriftstellern damaliger Zeit häufig gebraucht wird. Das ist: der junge Mensch, welcher des Bischofs Anverwandter war, war in der That auch nicht ungeschickt: er wußte vielmehr alles und jedes — gerade, wie manche unsrer heutigen theologischen Kandidaten — nur freylich Eines nicht, worauf es doch auch ein wenig mit ankam; er wußte alles, nur das eine nicht, was zu einem Seelensorger gehöre. — Ich will nicht hoffen, daß ich den alten Dichter hiermit zu witzig mache. — Aber ganz gewiß ist die, in der so weit guten zweyten Handschrift, gleich darauf folgende Zeile,

Der war den pischoff lip über alle dinck,

dafür von ihm nicht: sondern die liest nun wiederum die erste Handschrift oder die gedruckte Bamberger Ausgabe besser. Daß hiernächst die 3te und 38te Zeile der zweyten Handschrift leere Flickzeilen sind; daß das Wort versorgen in der 6ten eben derselben, für sich aller Sorge entschlagen, als welches auch die erste Handschrift erkennet, das wahre echte Wort sey; daß die zwey letzten Zeilen des Bamberger Druckes, so wie die vier letzten Zeilen unsrer zweyten Handschrift, leere und schaale Anhänge der Abschreiber sind: braucht keines langen Beweises. — Doch warum halte ich mich bey diesen einzeln Kleinigkeiten auf, und versuche es nicht lieber sogleich, wie aus allen drey Texten, ein vierter gezogen werden könne, der sich ohne allen Anstoß noch itzt lesen lasse, ohne gleichwohl modernisiret zu seyn, oder nur ein einziges Wort zu enthalten, welches nicht den einen oder den andern Text für sich habe. Er würde etwa so aussehen, dieser Versuch!

Von einem Bischof liest man das:
Daß er in hohen Ehren saß;
Gelehrter Pfaffen hett er viel,
Sein Wirdigkeit was ohn Zil.
Nun hett er einen Jüngling,
Einen Schüler kundig auf alle ding
Bey einem, das was seines Vettern Kind,
Des was der Bischof gar geminnt.
Er hett auch einen weisen Mann
Zu Erztpriester gesetzt hintan.
Nun fügt es sich auf einen Tag,
Daß der Erztpriester siech lag,
Und also siech was, daß er starb.
Der Jüngling um das Ampt warb.
Der Bischof thet als er begert,
Doch des Amptes was er unwerth.
Darnach nicht lange ward gespart,
Dem Bischof gesendet ward
Ein Korp, was guter Birnen voll;
Des danket er dem Boten wohl.
Gar lieb was ihm dis Gesandt.
Zu den Seinen sprach er zuhand:
Wem mag ich getrauen wohl,
Der mir der Birn hüten soll?
Würde mir der Birn eine verlorn,
Das wär mir nit ein kleiner Zorn.
Zu dem Jünglinge sprach er do:
Mich dunkt, du seyst zu dünn dazu.
Der Birn ich dir getrauen soll?
Ein bessern Hüter finde ich wohl.
Ich fürcht, gäb ich dir den Gewalt,
Sie würden gessen ungezahlt.
Ich will mit nichte der Birnen dir
Getrauen, das glaube mir!
Diese Rede hört ein weiser Mann.
Mit Ernst sah er den Bischof an.

Er sprach: nun erbarm es Gott,
Daß Ihr begangen habt den Spott!
Daß Ihr befohlen habt so mancherhand
Dem, des Euch was bekannt
Sein Kindheit und sein Jugend,
Davon Ihr immer muget
Ungemach haben und Leid.
Dem Ihr die Birnen habt verseit,
Der soll der Seele Pfleger wesen?
Wie mag denn genesen
Das Schaf, so der Wolf zum Hirten wird,
Und auf der Straße wird verirrt?
Wo der Blinde führen soll
Den Blinden, fallen sie beide wohl.
Die Schafe gar verirret sind,
Wenn zu einem Hirten wird ein Kind.
Wie berichtet der einen Mann,
Der sich selber nit berichten kann?
Wie mag der gespeisen wohl,
Der da nimmer wird voll,
Und lebt in steter Geitigkeit?
Zu scheeren sind alle bereit.
Speisten sie die Schaf also gern,
Als wohl sie die Schaf können scheern:
Die Schaf stünden dester baß.
Nun geht ihr arger List auf das,
Wie die Schaf werden geschoren.
Ob die Seele wird verloren,
Darauf haben sie versorget gar.
Sie achten nit wie ihr Seel gefahr.
Der weise Bischof der befahl
Dem Jungen der Seelen ohne Zahl
Und wollt ihm befehlen nicht
Die Birnen! daß noch oft geschicht,
Daß der Seelen hüten soll,
Dem man über ein Birn nit getrauet wohl!

Ich sage, daß in diesem zusammengesetzten Texte nicht ein einziges Wort enthalten, welches nicht in einem von den alten Texten zu finden. Es ist also alles alt darinn; und nur durch eine kleine Wahl, durch eine nothdürftige Interpunction, durch Beybehaltung der gewöhnlichen Orthographie, wo weder der Reim, noch das Sylbenmaaß, noch der Wohlklang die alte unbestimmte Orthographie erfodert, ist alles wie neu geworden. Wenigstens, durchgängig verständlich; und es würde bloßer Eckel seyn, wenn man dem ungeachtet den alten treuherzigen Erzähler nicht anhören wollte, falls ihm etwa jemand von Anfang bis zu Ende diesen Dienst zu leisten, bedacht wäre, zu welchem sich ohne Zweifel nur in unserer Bibliothek der nöthige Vorrath finden dürfte. — Freylich will und kann ich nicht behaupten, daß eine solche Behandlung verschiedner Handschriften mit der strengen Wahrheit übereinkomme; weil Zeiten und Mundarten dadurch verbunden werden, die vielleicht sehr weit verschieden sind. Auch wollte ich sie zu Dingen nicht anrathen, bey welchen es auf historische Gewißheit ankömmt, weil durch dergleichen Vermischung das ganze Monument verdächtig werden könnte. Nur bey alten Dichtern, meine ich, könnte sie gar wohl gebraucht werden, die man bloß zum Vergnügen ließt, ohne eben daraus auch nur die Geschichte der Sprache studieren zu wollen. —— Doch dieses bringt mich hier zu weit von meinem Wege, und ich erkläre mich anderweits darüber genauer. —

Unsere zweyte Handschrift selbst, aus welcher wir schon die Probe gesehen, verdient in allem Betracht die erste zu heissen. Es ist eben die, aus welcher ich gleichfalls schon den Epilog mitgetheilet, der uns den wahren Namen des Dichters angiebt. Sie ist ein ziemlich großer und starker papierner Foliant, der aber häuffig mit pergamenen Blättern untermengt ist, wie man das bey deutschen Handschriften des 14ten und 15ten Jahrhunderts nicht selten findet. Aus den Grenzen dieser beiden Jahrhunderte mag sie denn auch wohl seyn: und wer weiß, ob noch? Denn die Hand ist würklich leserlicher und zierlicher, als die Hand der ersten Handschrift, die nach Gottscheds Angabe, wie wir gesehen, von 1402 seyn soll. (*) Die Schrift, versteht sich, ist Kanzeley, und kömmt der Schrift in unsern ältesten deutschen Drucken sehr nahe. Es ist also auch nicht eigentlich das Alter, welches ihren Vorzug ausmacht: sondern die Vollständigkeit und der

(*) Denn ich möchte nicht darauf wetten, daß er richtig gelesen; worüber der Augenschein das nähere belehret.

Reichthum an bessern Lesarten. Zwar enthält sie auch nicht alle hundert Fabeln, aus welchen das Werk bestanden; sondern nur sechs und neunzig, und hatte Anfangs deren gar nur fünf und achtzig enthalten, indem nach der fünf und achtzigsten der Epilogus folgt, und die übrigen eilfe von einer andern Hand nachgetragen sind. Unter diesen sechs und neunzig Fabeln befinden sich sieben, welche in der Ausgabe der Schweizer fehlen; aber unter diesen sieben ist nur eine einzige, welche nicht auch aus dem alten Bamberger Drucke könnte ergänzt werden. Und diese einzige ist sonach denn auch das Kostbarste, was sie enthält. Es ist die vom Hahn und der Perle, und ich freue mich, sie daraus retten zu können, und hier mitzutheilen.

XC.

Von geschicht es also kam
Eins tags das ein han
Flog auf seins meisters mist
Dasselb dick mer geschehen ist
Er sucht do sein speise
Also thut auch der weise
Er vand das im nicht gevil beschoß
Ein stein edel und groß
Ligen unwirdicliche
Er sprach got herre reiche
Wie hab ich mein freud verlorn
Mich lustet paß des gersten korn
Wann du pist nit nutz mir
Was nutzest mich was sol ich dir
Wiß das es mich nit furtreit
Dein schon noch dein adelkeit
Hett dich meister yppocras
Der konnd dein geniessen pas
Dann ich du pist mir unbekant
Der han warf hin den stein zuhant
Eins haberkorns het er begert
Gaistlich diese beischaft ist gesetzt
Dem torn der sein kolben treyt

Der ist im lieber dann ein reich
Dem torn sein alle ding geleich
Die weißheit kunst und ere gut
Verslahen tut ir tummer mut
Die nutzet nit der edelstein
Ein hunt lieber het ein pein
Dann ein edelstein gelaub mir
Also stet auch der torn gir
Ir sitt und ir geperden
Ist auf uppigkeit auf erden
Die erkennen nit des steines kraft
Noch mynner was in der beyschaft
Verborgen guter synn ist
Dartzu viel hoher menger list
Die dem narren gar fremd sind
Gesehent sind die narren blind
Der tor sol für sich gan
Und sol die beschaft lassen stan
Im mag der fruhtt werden niht
Recht als dem hannen nu geschiht.

Wenn wir nun zusammen rechnen: so wird sich finden, daß uns höchstens nur noch eine Fabel fehlt, um sie alle hundert wieder beysammen zu haben. Nehmlich die Ausgabe der Schweizer enthält deren zwey und neunzig; (*) sechse hat die Bamberger Ausgabe dazu geliefert; und eine liefert hier unsere zweyte Handschrift. Das macht neun und neunzig; und vielleicht fehlt uns auf diese Weise auch nicht einmal eine. Denn es wäre möglich, daß der Dichter seinen Epilogus als die hundertste Fabel gezählt hätte, wie er denn auch wirklich in unserer ersten Handschrift als das 91ste Kapitel überschrieben ist. Oder es könnte auch seyn, daß er, dem ungeachtet was ich unten in der Note gesagt habe, dennoch die 23te

(*) Hier muß ich einen Irrthum verbessern, den ich im 1ten Beytrage S. 21 begangen habe. Es ist nehmlich falsch, daß der Absatz S. 46 in der Schweizer Ausgabe die Zahl XXIV. haben müsse. Denn es ist keine besondere Fabel, sondern gehöret zu Nummer XXIII. welches blos die Einleitung dazu ist, die auch bey dem Anonymus des Nevelet, als der Quelle unsers Dichters, nicht für eine besondere Fabel gerechnet wird, sondern blos Similitudo ad sequentem fabulam überschrieben ist. Der Sprung in der Schweizer Ausgabe bleibt also zwischen XXIII. auf XXVI.. von zweyen, und an statt der angegebnen XCIV Fabeln enthält sie deren nur XCII.

Fabel von den Fröschen, mit ihrer vorhergehenden besondern Anwendung auf Athen, für zwey Fabeln gerechnet hätte; wie sie denn auch wirklich in allen unsern Handschriften ein doppeltes Gemählde hat, wodurch sie in zwey besondere Stücke abgesondert wird, deren jedes seine eigene Ueberschrift hat. In der ersten nehmlich ist der Eingang Von Eigenschaft, und die Fabel Von Freyheit, überschrieben. In der zweyten aber heißt die Ueberschrift des Einganges, die im selber Herrschaft kaufen, und die Ueberschrift der Fabel, wer frey ist das sich der nicht zu eygen gib. — Von den Gemählden, welche sowohl in dieser als in jener Handschrift vor jeder Fabel stehen, ist nicht viel zu sagen. Die bessern hat die zweyte Handschrift; aber auch diese bessern sind herzlich schlecht, ausser daß sie dann und wann einen Blick verdienen, wo der Meister damalige Trachten und Sitten abbilden müssen. In dieser Absicht, weiß man, haben Gelehrte auch wohl noch elendere Figuren zu brauchen gewußt. — Noch muß ich des Titels gedenken, den diese zweyte Handschrift hat. Zu Anfang der ersten stehet blos, Hier hebt sich an ein maister Esopus genañt. Vor dieser aber: Hie vahet an das puch das ist genant der welt lauff und es hat ein Meister gemacht genandt Esopus, und hayßet der guldein stein und strafet reich und arm geystlich und werltlich kunig und kayser und alle welt und ist gemalet mit den Figuren und auch andre meyster getight mehr hernach sten gar kurzweilig und gut zehoren sind als den ein Register hernach volgent aus weyst mit der Zal der pleter an welchem plat man finden mag ein yclichs stuck. Wie man einer Sammlung von Fabeln den Titel der güldne Stein geben können, wird der Leser wohl nicht von mir zu wissen verlangen. Eher dürfte er begierig seyn zu wissen, was das für Gedichte andrer Meister sind, welche auf die Fabeln folgen. Aber hierzu muß ich mir einen andern Platz erbitten, weil sie zum Theil wirklich nicht schlecht und von einer ganz besondern Gattung sind. —

Ich komme auf unsere dritte Handschrift, bey der ich mich weniger aufzuhalten brauche, weil sie nur 72 Fabeln enthält, die alle in der Ausgabe der Schweitzer vorkommen. Die erste Fabel ist die zwölfte dieser Ausgabe; und so folgen denn die übrigen ohngefehr in der nehmlichen Ordnung. Sie ist, ebenfalls nur auf Papier, um 1458 geschrieben, wie zu Ende der 72sten Fabel zu sehen. Gemählde hat sie bey jeder Fabel

auch; sonst aber weder Aufschriften noch Titel. Von den andern alten Gedichten übrigens, die sie gleichermaassen wie jene, ausser den Fabeln enthält, will ich hier um so weniger reden, da sie zum Theil die nehmlichen sind, die in der zweyten Handschrift zu finden, welche mich viel zu sehr vergnügt haben, als daß ich es vergessen sollte, dieses Vergnügen mit meinen Lesern je eher je lieber zu theilen.

Mit der vierten Handschrift endlich kann ich noch geschwinder fertig werden. Denn diese ist offenbar die allerneueste, und eigentlich nur der Anfang einer Handschrift, indem sie blos die ersten 40 Fabeln und in der nehmlichen Ordnung enthält, wie sie in der Schweitzer Ausgabe vorkommen. Zu Gemälden ist Platz gelassen, und daß sie auch nur auf Papier ist, versteht sich. Zum Vergleichen ist sie indeß noch immer gut; und ich könnte aus ihr, so wie aus der dritten, mehr als eine gute Lesart anführen, wenn ich mich länger hierbey verweilen wollte.

Dafür will ich lieber noch alles zusammenraffen, was ich über die Quellen und das Zeitalter des Dichters zu sagen habe.

Aus dem Epilogus haben wir gesehen, daß der Dichter selbst bekennet, seine Fabeln nicht erfunden, sondern blos aus dem Latein übersetzt zu haben. Und was hätte ihn bewegen können, dieses Bekenntniß zu thun, wenn es nicht der strengsten Wahrheit gemäß gewesen wäre? Er war ja kein satyrischer Dichter, der die Rachsucht irgend eines beleidigten Thoren zu fürchten hatte. Fabeln sind ja auch keine Erzählungen, denen er durch ein solches Vorgeben historische Glaubwürdigkeit etwa hätte verschaffen wollen. Die eigne Erfindung, wenn sie der Reimer auch nicht für das Hauptverdienst halten will, ist doch wohl wenigstens ein Nebenverdienst, dessen er sich nicht zu schämen gehabt hätte; oder, nächst der Gabe zu erzählen, ein Verdienst mehr. Also, noch einmal, was hätte ihn bewegen können, sich nur überhaupt für den Uebersetzer auszugeben, wenn er sich noch eines andern Titels dabey bewußt gewesen wäre? Gleichwohl gab sich Gottsched das patriotische Ansehen, an der Wahrheit eines so treuherzigen Bekenntnisses zu zweifeln. „Daß nun gesagt wird, schreibt er an einem Orte, wo er den deutschen Ursprung der bekannten Fabel vom Müller und seinem Sohne, gegen französische Ansprüche erhärten will, „es habe der von Riedenburg diese Fabeln nur aus dem Latein „übersetzt, ist freylich von den meisten wahr, die aus ältern Fabeldichtern „entlehnet worden. Es ist aber augenscheinlich, daß viele, ja fast die

„Hälfte, aus keinem itztbekannten ältern Fabeldichter genommen, sondern „von ursprünglich deutscher Erfindung sind." Es ist keinem ehrlichen Manne zu verdenken, wenn er keine grosse Belesenheit in den alten Fabeldichtern hat; er muß aber auch nur nicht thun, als ob er sie hätte. Die Wahrheit ist diese: daß drey Viertheil von unsern alten deutschen Fabeln aus zwey ganz bekannten alten lateinischen Fabeldichtern genommen sind, und ich von den übrigen fünf und zwanzig, wenigstens achtzehn in Büchern nachweisen kann, die, aller Wahrscheinlichkeit nach, älter, als unsere Fabeln sind. Ob aber dem ungeachtet die anderweits entlehnten 25 Fabeln nicht gleichwohl größten Theils deutscher Erfindung sind, das ist eine andere Frage, die sich freylich eher noch bejaen läßt. Denn die alten Bücher, in welchen ich sie nachweisen kann, sind wenigstens in Deutschland geschrieben. Aber was thut das unserm Dichter, der ja nicht einmal etwas anders seyn will, als Uebersetzer?

Und zwar sind die zwey alten lateinischen Fabeldichter, aus welchen unser Dichter vornehmlich geschöpft hat, der sogenannte Anonymus des Nevelet, und Avianus. Jener Anonymus, habe ich anderwärts erwiesen, ist nichts als der versificirte Romulus, bis auf das vierte Buch; und von den drey ersten Büchern, die aber bey dem Anonymus ohne Abtheilung fortgehen, hat Boner blos die 39ste 49. 50. 51. 52. 53. 56. 57. und 58ste unberührt gelassen. Die übrigen finden sich bey ihm nicht nur alle, sondern fast alle (*) in der nehmlichen Ordnung, bis auf wenige Versetzungen; und daß wir es um so eher glauben können, daß sie auch nicht anderwärts her entlehnt sind, sind einer jeden die zwey Schlußzeilen des lateinischen Dichters beygefügt, in welche dieser die Moral derselben zusammengefaßt hatte. Dieses letztere gilt wenigstens von der schönen Handschrift der Schweitzer, welche das Avtographon des Verfassers, oder doch wenigstens aus diesem zunächst genommen zu seyn scheinet. — Mit der 63sten Fabel fangen sodann die an, welche aus dem Avianus entlehnt sind, von dessen 42 Fabeln ihm aber nicht mehr als 22 beliebt haben, die man in nachstehender Tabelle angegeben finden wird. Diese 22 mit den 52 aus dem gedachten Anonymus, machen 74, denen also, wie gesagt, zu den

(*) Selbst die erste Fabel von dem Affen, der die Nuß wegen der äussern bittern Schale verachtet, ist aus diesem Anonymus genommen, ob sie schon da nicht als Fabel vorkömmt. Nehmlich aus der letzten Zeile seiner Vorrede:

Et nucleum celat arida testa bonum.

gesammten 99 noch 25 fehlen, deren anderweitige Quellen ich nun hier anzeigen müßte, um mein Wort gut zu machen. Doch weil mich dieses itzt zu weit abführen würde, so will ich von ihrem lateinischen Ursprunge überhaupt einen Beweis geben, den man hoffentlich wird gelten lassen. Diesen nehmlich; daß, so viel deren in der eben gedachten schönen Handschrift der Schweitzer, (Anfang und Ende fehlen), befindlich sind, eine jede derselben zwey lateinische Schlußzeilen hat, welche offenbar die Moral des lateinischen Textes gewesen sind. Denn da der deutsche Dichter bey denjenigen Fabeln, welche aus dem Avianus und Neveletschen Anonymus sind, die eignen Worte derselben behalten hat, so kann man wohl gewiß seyn, daß er auch zu den übrigen die lateinischen Disticha nicht selbst werde gemacht haben. Warum diese beygefügten Disticha überhaupt auch sonst noch ihren Werth haben, wird man im nächstfolgenden Aufsatze sehen. Itzt erlaube man mir nur noch, folgende Tabelle einzurücken, in welcher man, was ich bisher gesagt, auf einmal übersehen kann, und die demjenigen einmal nicht wenig Mühe ersparen dürfte, der etwa den Bamberger Druck und das zweyte Manuscript in unsrer Bibliothek brauchen und nutzen wollte. Er wird ohne Zeitverlust in derselben sehen können, wo er jede Fabel der Schweitzerischen Ausgabe in beiden zu suchen habe.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweyte Handschrift.	Quellen der Fabeln.
I.	- - 1.	- - 1.	Anony. Nev. Praef.
II.	- - 2.	- - 2.	Avianus fab. XVII.
III.	- - 3.	- - 3.	- - III.
IV.	- - 4.	- - 4.	- - IV.
V.	- - 5.	- - 5.	- - V.
VI.	- - —	- - 87.	- - IX.
VII.	- - 6.	- - 6.	- - —
VIII.	- - 7.	- - 7.	Anony. fab. II.
IX.	- - 8.	- - 8.	- - VI.
X.	- - 9.	- - 9.	- - VII.
XI.	- - 10.	- - 10.	- - VIII.
XII.	- - 11.	- - 11.	- - X.
XIII.	- - 12.	- - 12.	- - XI.
XIV.	- - 13.	- - 13.	- - XII.
XV.	- - 14.	- - 14.	- - XIII.
XVI.	- - 15.	- - 15.	- - XIV.
XVII.	- - —	- - 86.	- - XV.
XVIII.	- - 16.	- - 16.	- - XVI.
XIX.	- - 17.	- - 17.	- - XVII.
XX.	- - 18.	- - 18.	- - XVIII.
XXI.	- - 19.	- - 19.	- - XIX.

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweyte Handschrift.	Quellen der Fabeln.	
XXII.	- - 20.	- - 20.	- -	XX.
XXIII.	- - 21.	- - 21.	- -	XXI.
XXIV.	- - —	- - —	- -	—
XXV.	- - —	- - —	- -	—
XXVI.	- - 22.	- - 22.	- -	XXII.
XXVII.	- - 27.	- - 23.	- -	XXIII.
XXVIII.	- - 28.	- - 24.	- -	XXIV.
XXIX.	- - 29.	- - 25.	- -	XXV.
XXX.	- - 30.	- - 26.	- -	XXVI.
XXXI.	- - 31.	- - 27.	Anony.	XXVII.
XXXII.	- - 24.	- - 28.	- -	XXVIII.
XXXIII.	- - 23.	- - 29.	- -	XXIX.
XXXIV.	- - 25.	- - 30.	- -	XXX.
XXXV.	- - 26.	- - 31.	- -	XXXI.
XXXVI.	- - 35.	- - 32.	- -	XXXII.
XXXVII.	- - —	- - 88.	- -	XXXIII.
XXXVIII.	- - 36.	- - 33.	- -	XXXIV.
XXXIX.	- - 37.	- - 34.	- -	XXXV.
XL.	- - 38.	- - 35.	- -	XXXVII.
XLI.	- - 32.	- - 36.	- -	XXXVI.
XLII.	- - 33.	- - 37.	Avian.	XXXIV.
XLIII.	- - 34.	- - 38.	- -	—
XLIV.	- - 39.	- - 39.	Anony.	XLIV.
XLV.	- - 40.	- - 40.	- -	XL.
XLVI.	- - 41.	- - 41.	- -	XLI.
XLVII.	- - 42.	- - 42.	Anony.	XXXVIII.
XLVIII.	- - —	- - 89.	- -	—
XLIX.	- - 43.	- - 43.	- -	—
L.	- - 44.	- - 44.	Anony.	XLII.
LI.	- - 45.	- - 45.	Anony.	XLIII.
LII.	- - 46.	- - 46.	- -	—
LIII.	- - 47.	- - 47.	- -	—
LIV.	- - —	- - 91.	Anony.	XLV.
LV.	- - 48.	- - 48.	- -	XLVI.
LVI.	- - —	- - 92.	Anony.	XLVII.
LVII.	- - 49.	- - 49.	- -	XLVIII.
LVIII.	- - 50.	- - 50.	- -	—
LIX.	- - —	- - —	- -	LIV.
LX.	- - 51.	- - 51.	- -	LV.
LXI.	- - 52.	- - 52.	- -	LIX.
LXII.	- - 53.	- - 53.	- -	LX.
LXIII.	- - 54.	- - 54.	- Avianus	I.
LXIV.	- - —	- - 93.	- -	II.
LXV.	- - 55.	- - 55.	- -	III.
LXVI.	- - —	- - —	- -	IV.
LXVII.	- - 56.	- - 56.	- -	V.
LXVIII.	- - 57.	- - 57.	- -	VI.
LXIX.	- - 58.	- - 58.	- -	VII.
LXX.	- - 59.	- - 59.	- -	—
LXXI.	- - —	- - 94.	- -	—

Zürcher Ausgabe.	Bamberger Druck.	Unsre zweyte Handschrift.	Quellen der Fabeln.
LXXII.	- - 60.	- - 60.	- - —
LXXIII.	- - 61.	- - 61.	- - IX.
LXXIV.	- - 62.	- - 62.	- - —
LXXV.	- - —	- - 95.	- - X.
LXXVI.	- - 63.	- - 63.	- - —
LXXVII.	- - 64.	- - 64.	- - XI.
LXXVIII.	- - 65.	- - 65.	- - XIII.
LXXIX.	- - 66.	- - 66.	- - XIV.
LXXX.	- - 67.	- - 67.	- - XXIII.
LXXXI.	- - —	- - 96.	- - XV.
LXXXII.	- - 68.	- - 68.	- - —
LXXXIII.	- - —	- - —	- - XVI.
LXXXIV.	- - 69.	- - 69.	- - XVIII.
LXXXV.	- - 70.	- - 70.	- - —
LXXXVI.	- - 71.	- - 71.	- - XIX.
LXXXVII.	- - 72.	- - 72.	- - —
LXXXVIII.	- - 73.	- - 73.	- - XXII.
LXXXIX.	- - 74.	- - 74.	- - —
XC.	- - 75.	- - 75.	- - XXIX.
XCI.	- - 76.	- - 76.	- - XXVI.
XCII.	- - 77.	- - 77.	
XCIII.	- - 78.	- - 78.	
XCIV.	- - 79.	- - 79.	
- - -	- - 80.	- - 80.	
- - -	- - 81.	- - 81.	
- - -	- - 82.	- - 82.	
- - -	- - 83.	- - 83.	
- - -	- - 84.	- - 84.	
- - -	- - 85.	- - 85.	
- - -	- - —	- - 90.	- - Anony. I.

Ich eile zu dem letztern Punkte dieses Aufsatzes, welcher das Zeitalter unsers ehrlichen Fabeldichters betrift. —— Sein Herausgeber in Zürich, wie bekannt, ist der Meynung, daß er noch „vor den Tagen „Friedrichs des Zweyten gelebt habe. Die Sprache, sagt er, die Ortho„graphie, die Einfälle, die Ausdrücke, alles verräth einen Verfasser aus „dem blühenden Alter der schwäbischen Poesie.“ — Je erfahrner und scharfsichtiger der Kunstrichter ist, der einen solchen Ausspruch thut, von desto größerm Gewichte ist er. Gleichwohl aber ist eine Decision des Geschmacks, kein historischer Beweisgrund; und es bleibt immer eine sehr mißliche Sache, Facta durch Geschmack entscheiden wollen, wenn er auch noch so sicher wäre. Denn wenn andere diesen Geschmack nun nicht haben? Wenn andere z. E. die Sprache des Dichters gar nicht für die Sprache jenes Alters erkennten, das mir überhaupt ein wenig zu sehr

nach dem französischen Siecles geformt zu seyn scheinet? Denn Gott weiß, ob die guten Schwäbischen Kayser um die damalige deutsche Poesie im geringsten mehr Verdienst haben, als der itzige Köng von Preussen um die gegenwärtige. Gleichwohl will ich nicht darauf schwören, daß nicht einmahl ein Schmeichler kommen sollte, welcher die gegenwärtige Epoche der deutschen Litteratur, die Epoche Friedrichs des Grossen, zu nennen für gut findet! — Der Schweitzerische Kunstrichter sagt ja selbst: „Wir haben gegenwärtige Fabeln desto lieber vor der Manessischen „Sammlung vorhergehen lassen, weil sie bey ihrer natürlichen Einfalt eine „grosse Leichtigkeit haben, welche sich auch öfters denjenigen verständlich „macht, die nur ein flüchtiges Auge darauf werfen, ohne daß sie sich mit „den Schönheiten der alten Sprache eine gelehrte Arbeit machen." Was heißt das anders, als: die Sprache dieser Fabeln ist nicht die Sprache der ältern Dichter in der Manessischen Sammlung, sondern ein gutes Theil verständlicher, d. i. ein gutes Theil jünger, unsrer itzigen Sprache näher? ——— Und was will der gelehrte Mann mit der Orthographie jenes Alters? Giebt es denn eine solche? Wenn er das Glück gehabt, einen Codex zu erhalten, in welchem durchaus eine gleichförmige Orthographie beobachtet worden: ist das darum die Orthographie jenes Alters? Finden sich denn nicht selbst in der Manessischen Handschrift fast so viel verschiedne Orthographien, als verschiedne Dichter? ——— Was endlich den Ausdruck, die Einfälle, die ganze poetische Kunst anbelangt, woraus wir schliessen sollen, daß unser Fabeldichter der Zeitgenosse der Minnesinger gewesen; so kann ich nicht bergen, daß ein solcher Schluß zu viel Unkunde mit den spätern Dichtern des 14ten und der ersten Hälfte des 15ten Jahrhunderts verräth. Zeiten, welche einen Hugo von Trymberg und einen Herman von Sachsenheim noch gehabt haben, können ja wohl auch einen Fabeldichter hervorgebracht haben, wie diesen. Ja, ich schäme mich nicht zu bekennen, daß die Fabeln, welche in dem Renner zerstreut sind, nach meinem Geschmacke (ich weiß wohl, daß Gellerts Urtheil ganz anders ausgefallen ist) weit lebhafter und unterhaltender erzählt sind, als diese vorgegebenen Fabeln des Schwäbischen Zeitalters.

Was der Schweizerische Kunstrichter von den materiellern Kennzeichen seiner bessern Handschrift sagt, scheint eher noch ein historischer Beweis zu seyn. Scheint, sage ich: denn im Grunde ist es doch nur auch, dunkle

unerklärliche Empfindung. „So viel man, sagt er, aus den Charakteren „der Buchstaben urtheilen kann, so ist sie gegen dem Ausgange des drey„zehnten Jahrhunderts geschrieben worden.“ Wie wohl stünde es mit der Kenntniß der Handschriften, wenn es in irgend einer Sprache von irgend einer Zeit Buchstabenzüge gäbe, aus welchen sich bis auf ein halbes Jahrhundert das Alter derselben mit Zuverlässigkeit angeben liesse. Freylich müßte es wohl dergleichen geben, und sie würden vielleicht auch zu bestimmen seyn, wenn man eine grosse Menge von Handschriften des nehmlichen Landes und der nehmlichen Sprache vor sich hätte, deren Folge und Ordnung aus andern unstreitigen Gründen bereits bestimmt wäre. Aber wo ist das? und wo hat man das? Da, wo wir in der Diplomatik itzt noch halten, bedarf es schon eines sehr kundigen Mannes, der sich aus den blossen Zügen der Buchstaben nicht mehr als um ein Jahrhundert irren soll; wie das jeder Gelehrte eingestehen wird, der Erfahrung in solchen Dingen hat und weder sich noch andere betriegen will. —— So ist denn auch bisher schlechterdings noch keine Handschrift von unsern Fabeln bekannt, die sich durch eine ausdrückliche Jahrzahl zu dem 13ten Jahrhunderte legitimirte. Alle übrige, sowohl die zweyte der Schweizer, als die welche D. Scherz gebraucht hat, nebst den vieren unsrer Bibliothek, sind wenigstens ein Jahrhundert jünger, ja einige derselben wohl zwey; wie nicht aus blosser kritischer Schätzung, sondern aus den ausdrücklich beygefügten Jahrzahlen zu erkennen.

Doch ich bin weit entfernt, mich eines ähnlichen Trugschlusses schuldig zu machen, und blos daraus, daß alle Handschriften viel neuer sind, den Dichter selbst für so viel neuer zu erklären. Es sind vielmehr ganz andere Umstände, woraus ich schliessen zu können glaube, daß er wenigstens jünger seyn müsse, als der Verfasser des Renners, und vermuthlich in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts geschrieben habe. Umstände, die weniger von Anschein und Geschmack abhangen, und fast den Werth förmlicher Zeugnisse haben.

Einmal also, daß unser Fabeldichter jünger als Hugo von Trimberg, der Verfasser des Renners, seyn müsse, läßt schon Trimbergs Stillschweigen von ihm vermuthen. Denn Trimberg schweigt nicht allein von ihm, welches so viel als nichts beweisen würde; sondern schweigt an Stellen von ihm, die gerade der Platz gewesen wären, seiner zu gedenken; an Stellen, an welchen er so vieler andern deutschen Dichter des 13ten

Jahrhunderts gedenkt, die zu Anfange des 14ten noch gelesen wurden; an Stellen, wo er die ganze deutsche Lectüre seiner Zeit namhaft macht, zu der unser Fabeldichter wohl unstreitig gehöret hätte, wenn er schon vorhanden gewesen wäre. Diese Stellen finden sich auf dem 9ten und 82sten Blatte der einzigen gedruckten Ausgabe des Renners, und sind von solcher Wichtigkeit für den deutschen Litterator, daß ich nichts überflüßiges zu thun glaube, wenn ich sie ein andermal mit den nöthigen Erläuterungen und Verbesserungen aus den vortrefflichen Handschriften ganz mittheile, die unsere Bibliothek von diesem merkwürdigen Gedichte besitzt. Itzt will ich blos diesen halben Beweis, der aus einem nicht zu verzeihenden Stillschweigen hergenommen wäre, durch einen Zusatz verstärken, wodurch er zu einem ziemlich vollständigen Beweise erwächst.

Nehmlich: nicht genug, daß Trimberg von unserm Boner nichts weiß; in beyden finden sich Stellen, die sich wie Originale zur Kopie verhalten, und die man nur ein wenig genauer ansehen darf, um sich zu überzeugen, daß die Originalität völlig auf Trimbergs Seite ist, und folglich Trimberg auch früher geschrieben haben muß. Von diesen Stellen will ich nur die hauptsächlichste wählen, welches die Erzählung von dem Prälaten mit den Birnen ist, die ich bereits unter so mancherley Gestalt als eine Bonersche Erzählung dem Leser vorgelegt habe. Diese nun hat auch Trimberg; und hat sie so, daß sie sich unmöglich in einem so allgemein bekannten Werke, als Boners Fabeln seit ihrem Daseyn gewesen zu seyn scheinen, bereits kann befunden haben. Denn er führet sie ausdrücklich mit den Worten ein:

Ein war mere ich vernummen han,
Des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre Leut
Dabey sich wollen bessern heut.

Er hat sie vernummen, d. i., er hat sie nicht aus Büchern, sondern aus mündlichem Berichte; sie schwebt ihm noch in frischem Andenken; er hält sie für werth, zur Belehrung anderer niedergeschrieben zu werden. Druckt man sich so aus von einem Mährchen, welches nicht allein in einem Buche zu finden, das in jedermanns Händen ist, sondern auch selbst in diesem Buche nicht zuerst vorkömmt? Denn, wie wir gesehen haben, fängt dieses Mährchen beym Boner überall an:

Von einem Bischof liest man das.

Man liest, und ich habe vernommen: aus diesen Worten allein ist klar, wer mit des andern Kalbe gepflüget, oder wenigstens pflügen können. Denn da Boner alle seine Fabeln aus dem Lateinischen genommen zu haben vorgiebt, so kann ich freylich nicht so geradezu behaupten, daß er wenigstens diese, aus dem Deutschen des Trimbergs habe. Aber was er nicht unmittelbar von ihm hat; kann er ihm wenigstens mittelbar zu danken haben. Ein spätrer lateinischer Versifex kann sie aus dem Renner übersetzt, und damit den Anonymus des Nevelet vermehret haben. Und daß es einen solchen spätern Vermehrer dieses Anonymus giebt, will ich an seinem Orte zeigen. Itzt will ich die Erzählung selbst, nach Trimbergs Vortrage, nur ganz hersetzen, um urtheilen zu lassen, ob ihre Originalität auch nicht durch ihre innere Güte bestätiget wird?

Ein war mere ich vernummen han,
des ich nicht wol vergessen kan,
Das wil ich schreiben, das andre leut
dabei sich wollen bessern heut.
Do ein prelate ze imal sas,
und mit seinen gesten as,
Ein schenkart das wart im gesant
mit birn. do sprach er zu hant
Wer behelt mir das schenkar
mit disen birn one var,
Das ir keine werd verloren?
Ob das geschech, das wer zoren.
Si sprachen, das tu ewer schwester son.
Wer solt es billicher denn er ton?
Nein, sprach er, der ist ein tor.
Er nem vil leicht der besten vor,
Und lies mier die bösten ligen.
Damit ward der red geswigen.
Nu sas ein geistlich man do bei,
Der sprach diss: dir geklaget sei
Got herre, das man den nicht sol
Zu sechzig birn getrawen wol,
Dem tausend sele empfolen sind!
Ein reich pharre het das kint,

Dem man zu den birn nicht
Getraut, als leider me geschicht,
Das selen bas feiler sind den birn.
Des unbild get mir in mein hirn.

In 28 Zeilen erzählt Trimberg, wozu sich Boner an die 70 nimmt. Und fehlt es dieser Kürze darum an Klarheit? Rollt nicht alles hier weit besser und überraschender, als dort? Welcher Nacherzähler ist nicht weitschweiffig und wässrig? Und welches Kennzeichen der Ursprünglichkeit ist sichrer, als die Anwendung gerade nur so vieler Worte, als eben zum vollständigen Ausdrucke unentbehrlich sind?

Und nun bediene ich mich abermals einer einzeln Fabel beym Boner, um sein Alter noch genauer zu bestimmen, und zu erhärten, daß er wohl nicht früher, als gegen das Ende des 14ten Jahrhunders möge geschrieben haben. Ich meine die bekannte Fabel vom Müller, seinem Sohne und ihrem Esel, über die vor zwanzig Jahren zwischen Franzosen und Deutschen ein kleiner Streit vorfiel, welche von beyden Nationen sich die Erfindung derselben zueignen könnte (*). Daß es eine deutsche Erfindung sey, blieb ausgemacht; es sey nun, daß sie Camerarius, wie Gottsched wollte, aus unsers Boners alten deutschen Fabel entlehnt habe, oder aus den Facetiis Poggii, wie ein Franzose für wahrscheinlicher hielt. Denn Poggius selbst bekennet in der Einleitung derselben, daß sie sich aus Deutschland herschreibe, und eben diese Einleitung ist es, die mir zu meiner Absicht hier dienen soll. Dicebatur, schreibt Poggius, (**) inter Secretarios Pontificis, eos qui ad vulgi opinionem venirent, miserrima premi servitute: cum nequaque possibile esset, cum diversa sentirent, placere omnibus, diversis diversa probantibus. Tum *quidam* ad eam sententiam fabulam retulit, *quam nuper in Alamania scriptam pictamque vidisset*. Senem, ait, fuisse ... und wie die besagte Fabel daselbst weiter lautet, die bey unserm Boner die 52ste ist, in der Ausgabe der Schweizer. Wer sieht nicht, daß hier die Worte in Betrachtung kommen: quam nuper in Alemannia scriptam pictamque vidisset; und besonders das nuper? Das nuper zwar ist sehr bald

(*) Die Auffätze, in welchen dieser Streit geführet wurde, sehe man im Journal Etranger und in Gottscheds Neuesten vom Jahre 1756. Die mancherley Zusätze und Berichtigungen, deren sie fähig sind, werde ich an einem andern Orte anzeigen.

(**) Auf dem XI. Blatte der Straßburger Ausgabe von 1511.

zu bestimmen. Denn aus der Schlußrede des Poggius zu seinen Facetiis erhellet, daß diese Schnurren aus den vertraulichen Gesprächen entstanden, die er während der Regierung Pabst Martinus des V, also von 1417—1431, mit einigen Freunden in dazu eigentlich bestimmten Zusammenkünften gehalten. Also, auch von 1417 an gerechnet, kann nuper keine ältere Zeit, als den Anfang des 15ten oder das Ende des 14ten Jahrhunderts bedeuten; und das wäre es eben, was ich wollte. Eine Fabel, von der es frühstens um 1417 heißt, daß sie vor kurzem, nuper, erfunden worden, ist Beweis genug, daß die ganze Sammlung, worinn sie sich befindet, nicht älter seyn kann. Aber nun ist die Frage: heissen denn die Worte zusammen auch nothwendig das? quam nuper in Alemania scriptam pictamque vidisset. Ist nuper nicht eben sowohl zu vidisset zu ziehen, als zu scriptam pictamque? Muß eine Sache, die man erst neulich gesehen hat, schlechterdings erst neulich gemacht seyn? Wahrlich nicht; und dieses ist abermals ein Beweis, wie zweydeutig die liebe lateinische Sprache ist. Indeß, was an diesem Exempel für mich das beste ist, ist dieses: daß der doppelte Sinn, der darinn liegt, nicht weit auseinander seyn kann. Was Poggius selbst, oder sein Bekannter, in der Art, an der sie so reich, mit der sie so bekannt waren, erst neulich gesehen hatte, geschrieben und gemahlt gesehen hatte, muß wohl auch erst neulich gemacht seyn. Wenigstens nicht sehr viel früher; weil es wohl sonst schon längst, zu ihrer und ihres Gleichen Kenntniß gekommen wäre. Nichts breitet sich leichter und geschwinder aus, als Histörchen, die eine unstreitige Wahrheit auf eine so sinnreiche Art unsrer Anschauung darstellen. Ich sagte „Poggius selbst oder sein Bekannter" denn es wäre möglich, daß Poggius hier von sich selbst in der dritten Person spräche. Er war, wie bekannt, während des Conciliums zu Costnitz, in diesen Gegenden von Deutschland gewesen, und hatte die Bibliotheken der Klöster mit vielem Nutzen durchsucht. Da konnte ihm denn leicht, in mehr als einer, eines von den obenbeschriebenen Exemplaren der Bonerschen Fabeln, mit Gemählden, zu Gesichte gekommen seyn, auf die er mir so deutlich durch das scriptam pictamque anzuspielen scheinet.

Noch muß ich eine Kleinigkeit mit einem Worte berühren: die jedoch hier sogar Kleinigkeit nicht ist. Was mich in der Meynung bestärket, daß Boner nicht früher als in der letzten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts könne gelebt haben, ist dieses, daß er sich nicht Boner, sondern

Bonerius nennet. Denn ich denke, es ist ausgemacht, daß der Gebrauch, seinem deutschen Namen eine lateinische Endung zu geben, erst um diese Zeit aufgekommen ist; als der Vorläuffer der noch pedantischern Sitte, ihn nach seiner Bedeutung in eine gelehrte Sprache zu übersetzen, welche gegen das sechzehnte Jahrhundert und weiter hin, so annehmlich befunden wurde.

Nachschrift.

Ich darf diese zweyte Entdeckung, über die sogenannten Fabeln aus den Zeiten der Minnesinger, nicht in die Welt schicken, ohne Gottscheden, mit dem ich es so vielfältig darinn zu thun habe, eine Gerechtigkeit zu erzeigen, die er sich selbst wiederfahren zu lassen, wenn er noch lebte, ohne Zweifel nicht ermangeln würde. Ich habe nehmlich geglaubt, daß er von unsern Handschriften dieser Fabeln nicht mehr wisse, als er gelegentlich im Brachmond 1756. seines Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamheit, beybringen wollen. Nun aber finde ich, leider zu spät, daß er schon zehn Jahre vorher ein Programma de quibusdam Philosophiae Moralis apud Germanos antiquiores speciminibus geschrieben, aus welchem zu ersehen, daß er auch den alten Bamberger Druck gekannt, von welchem ich am ersten anzumerken geglaubt, daß er die nehmlichen Fabeln enthalte, welche Scherz zu allererst herauszugeben vermeynte. Wie nachlässig er aber diese Entdeckung genutzt; wie sorglos er eben daselbst nicht nur die Fehler in Ansehung unserer Handschrift begangen, die ich an seinem Neuesten gerügt, sondern auch wie viel plumper diese Fehler dort erscheinen! mag selbst nachsehen, wer Lust und Gelegenheit dazu hat. Ich kann mich nur nicht genug wundern, Theils, weil den Schweizern so viel früher die Gottschedische Anzeige unbekannt bleiben können, Theils, wie Gottsched es versäumen können, als die Ausgabe der Schweizer erschien, es der Welt mit seiner gewöhnlichen Bescheidenheit anzuzeigen, wie viel diese Herausgeber schon längst von ihm hätten lernen können. Aber so ging es damals: jeder schimpfte auf den andern, und keiner las den andern.

XXII.

Ueber den Anonymus des Nevelet.

Man verstehet unter dieser Benennung den ungenannten halbbarbarischen lateinischen Dichter, dessen elegieische Fabeln in der Sammlung des Nevelet unmittelbar auf die Fabeln des Avianus folgen. Da er in der Geschichte der Fabel vieler Umstände wegen sehr merkwürdig ist; da ich bereits zweyerley von ihm erwiesen habe, nehmlich, daß er im Grunde nichts als ein versificirter Romulus sey (*), und daß er eine von den Hauptquellen unsers Boners gewesen (**): so will ich, was ich sonst für Nachforschungen über ihn gemacht habe, hier mittheilen. Sie werden nicht allein die Neugierde des Litterators unterhalten, sondern können einmal demjenigen Gelehrten nützlich seyn, der etwa diesem Anonymus eben die Ehre erweisen wollte, die Kannegieter dem Avianus erwiesen hat. Denn wir wollen nur immer die Zunft der Scholiasten noch eine Weile bestehen lassen! Wenn sie mit den guten klassischen Schriftstellern fertig ist, kann sie ja die Schriftsteller der spätern Zeiten vornehmen, welche aufzuklären und zu berichtigen gewiß nicht weniger Scharfsinn und Kritik erfordert. Annehmen und voraussetzen, daß dieses überflüssig, und jenes schon geschehen sey, heißt ein wenig zu viel Unkunde in dieser Art von Gelehrsamkeit verrathen. ———

1. Die Zeit, in welcher der Ungenannte, von dem die Rede ist, gelebt, läßt sich bis itzt noch eben so wenig mit Gewißheit angeben, als sein Name. An Versuchen, beides zu leisten, haben es die Gelehrten zwar nicht fehlen lassen; aber diese Versuche zu widerlegen, ist leichter, als etwas Zuverlässigers an ihre Stelle zu setzen. Sie reiben sich zum Theil unter einander selbst auf; und da ihre Verschiedenheit gewisser Maassen von der Verschiedenheit des Urtheils abhängt, das jeder von dem innern Werthe des Gegenstandes gefället: so verlohnt es sich schon

(*) Beytrag I. S. 67. [Band IX, S. 53.]
(**) S. 26. dieses fünften Beytrags. [oben S. 348.]

der Mühe, vorher einen Blick darauf zu werfen; wäre es auch nur, um an einem Exempel mehr zu zeigen, daß der Geschmack in solchen kritischen Untersuchungen zwar nichts entscheiden, aber doch auch (man erlaube mir dieses Wort) der Mißgeschmack, selbst den gelehrtesten Mann gewaltig irre führen kann.

2. Also vom Gyraldus anzufangen, dem ersten, und wohl noch dem einzigen kritischen Geschichtschreiber der Poesie. —— Gyraldus nennt unsern Ungenannten Romulus. **Posset et inter hos poetas,** schreibt er (*), **reponi Romulus ille, qui ad Tybertinum filium librum scripsit, quem, ab imitatione apologorum Aesopi illius Phrygis,** ***fabulas Aesopi*** **nuncupavit: non, ut aliqui rati sunt, transtulit. Mirum vobis dicam, quam anxie Parmenses quidam, non Romulum hujus libelli autorem asserunt, sed suum quendam Salonem municipem, qui Poeta dum Athenis studeret, e Graeco fabulas has nostris moribus (ut ajunt) aptando, carmine composuerit. Sed certe hoc ipso vel Romulo vel Salone, me puero nullus liber aeque trivialibus magistris terebatur, post Alexandri ineptias.** Wie Gyraldus zu diesem Irrthume gekommen, dem Versificator den Namen des Urhebers beyzulegen, kann ich leicht begreiffen, wenn ich annehme, daß zu seiner Zeit in den Schulen Italiens eben solche Sammlungen von Fabeln gänge und gäbe gewesen, dergleichen ich an der Steinhöwelschen in dem 1ten Beytrage beschrieben, in welchen die elegieischen Fabeln unsers Anonymus den prosaischen des Romulus untergeordnet waren. Indeß kann Gyraldus nicht einmal diese Schulbücher genau angesehen haben, geschweige, daß er gar Handschriften darüber zu Rathe gezogen hätte. Denn in diesen steht die Zuschrift des Romulus an seinen Sohn Tybertinus, oder Tyberinus, jederzeit vor den prosaischen Fabeln, und der Eingang zu den elegieischen enthält von diesen Namen keinen. Auch sagt Romulus in jener Zuschrift ausdrücklich: **Id ego Romulus transtuli de graeco in latinum.** Woher nun Gyraldus das besser wissen wollen; aus welchem Grunde er einen Schriftsteller, der sich selbst für nichts weiter als Uebersetzer ausgiebt, zum Erfinder machen zu müssen, geglaubt hat, wünschte ich wohl belehrt zu seyn. Noch begieriger aber wäre ich zu wissen, wer der Salo von Parma seyn sollte, mit dem

(*) de Poetarum historia, Dial. V. circa finem.

seine Landsleute den Romulus so gern verdrengen möchten. Noch habe ich nirgends etwas von ihm in Erfahrung bringen können; und auch Gesner kannte ihn nicht weiter, als aus dieser Stelle des Gyraldus. Daß aber unter den Ineptiis Alexandri nichts anders zu verstehen sey, als die Grammatik des Alexander de Villa Dei, ist wohl unstreitig. Sie ist in Leoninischen Versen, führt den Titel Doctrinale, und war seit der ersten Hälfte des 13ten Jahrhunderts in allen Schulen eingeführt. Wenn wir nun annehmen dürften, daß die Fabeln unsers Anonymus, sofort an die Stelle der Nugarum Maximiniani getreten, welche Alexander gleich zu Anfange seines Doctrinale aus den Schulen verweiset: so wäre das die älteste Spur, die mir noch von ihrem Daseyn vorgekommen. — Doch Gyraldus soll ja ausdrücklich sagen, daß ihr Verfasser bereits im 12ten Jahrhunderte gelebt habe? Wenigstens versichert dieses de la Monnoye in seinen berichtigten Menagianen (*): Lilius Gyraldus attribuë ses Fables à un *Romulus* ou *Salo*, et le fait vivre dans le 12 Siecle. Allein dieser sonst so genaue Litterator hat sich hier wohl ein wenig übereilt, wenn er darauf fussen zu können geglaubt, daß Gyraldus kurz vorher den Hildebertus nahmhaft macht, der 1100 gestorben, sodann des Gildas gedenkt, und fortfährt: posset et inter hos etc. Denn Gyraldus beobachtet überhaupt keine chronologische Ordnung, und das inter hos beziehet sich nicht auf den Hildebertus und Gildas, sondern auf die spätern lateinischen Dichter insgesamt, qui nihil ad linguae nitorem castimoniamque, sed ad eruditionem et historiam non nihil aliquando faciunt, wie er sich gleich Eingangs über sie erkläret.

3. Nach dem Gyraldus ist J. C. Scaliger zu hören, der in seinem Hypercritico eben so viel scharfe und gesunde, als schiefe und abgeschmackte Urtheile über Dichter gefällt hat. Scaliger nennt unsern Anonymus Accius, und zählt ihn zu den ganz neuern Dichtern seines Jahrhunderts. Accius, schreibt er, quem faciunt Aesopicarum authorem fabularum, si quis alius, tum accuratus, tum argutus poeta est. Illud observarunt praeceptores nostri: ab eo nusquam Ecthlipsin ullam factam in carmine syllabarum. Videmur tamen nos alicubi unam aut alteram deprehendisse. De ipso vero ita judico: quae dixit, a me

(*) T. I. p. 173.

nullo modo melius dici posse. Quare cum poetis novitiis non solum ediscendum ob fabularum utilitatem, sed etiam propter versuum munditias imitandum. Parcius tamen concludendum sententias arctissimis illis gyris moneo. Quod unum sane illi potest obiici: cuiusmodi est illa vocum allusio:

Assuitur muro reptile muris onus.

Neque enim eiusce generis agnominationes nisi in argutiis epigrammatum commendantur. Daß Scaliger hier von unserm Anonymus rede, ist aus dem angeführten Verse klar, welcher in der 12ten Fabel de mure urbano et rustico vorkömmt. Aber welch ein Urtheil für solch einen Mann! Wenn er, diesem Urtheile zu Folge, unsern Anonymus für einen alten Dichter genommen hätte, sollte es mich weit weniger wundern, als daß er ihn dem ohngeachtet für so neu erkläret. Unterdeß ging auch dieses natürlich zu. Denn vermöge seiner Erziehung kannte der ältere Scaliger die gemeinen Schulbücher nur wenig. Da kam ihm nun dieses mit der Italienischen Uebersetzung eines gewissen Accio Zucco in die Hände; er glaubte, wer die italienischen Reime gemacht habe, werde auch die lateinischen Verse gemacht haben; und so entstand ein lateinischer Dichter Accius, von dem bis auf den nämlichen Augenblick kein Mensch in der Welt etwas gehört hatte. Diese Bemerkung hat de la Monnoye über den Baillet (*) gemacht, welcher, wie von ihm zu vermuthen, dem Scaliger blindlings gefolgt war. Wenn aber de la Monnoye auch das dem Scaliger nicht will gelten lassen, daß er allerdings einige Ekthlipses bey unserm Anonymus will gefunden haben; wenn de la Monnoye behauptet, daß an dem einzigen Orte, wo eine hätte seyn müssen:

In gallo stolidum, in iaspide pulchra sophiae
Dona notes — —

unser Versificator sie dennoch lieber gar nicht machen wollen: so muß ich in Ansehung dieses Exempels wenigstens anmerken, daß alle unsere Handschriften und alten Ausgaben diese Zeile so lesen, daß die Ekthlipsis gar nicht statt findet. Nämlich:

Tu gallo stolidum, tu iaspide pulchra sophiae
Dona notes — —

(*) Poëtes modernes, §. 1238.

Ueberhaupt scheint mir, daß Scaliger unter Ekthlipsis nicht blos die Herausdrängung des m mit seinem vorhergehenden Selbstlauter, sondern eine jede Elision überhaupt verstanden habe. Denn noch zur Zeit habe ich auch deren keine in allen den Fabeln finden können, die man von dem nämlichen ersten Verfasser zu seyn erachten kann; und nur in den letzten Fabeln, die offenbar von einer spätern Hand zu seyn scheinen, auch nicht einmal in allen Ausgaben befindlich sind, kommen einige derselben vor. So, denke ich, haben auch neuere Grammatici den Scaliger verstanden; z. E. die Poëtica maior der Giessenschen Professoren, wo es im zweyten Buche S. 156. heißt: A paucitate elisionum celebratur Accius is, quem faciunt Aesopicarum fabularum autorem etc.

4. Um wie viel besser, ob schon neuer, als er beydes ist, Scaliger unsern Anonymus macht: um so viel schlechter, obschon vielleicht auch um so viel älter, macht ihn Barth. Aber das 22ste Kapitel des 3ten Buchs seiner Adversariorum, welches er ihm gleichwol gewidmet, ist offenbar zu zwey ganz verschiedenen Zeiten geschrieben. In der ersten Hälfte giebt er ihn für einen ganz unbekannten alten barbarischen Dichter aus, den er zu allererst bekannt mache. In potestatem meam venit fabularum Poeta *priscus* in *obsoletissimas* membranas exaratus, sed valde ineptus atque barbarus; quia tamen non nescio homines esse usque adeo talium studiosos, ut nil quicquam interire velint, quod in membranis offenditur, vincam me ipsum patientia, et specimen producam, unde de universo opere judicari possit. Und hierauf läßt er den Eingang des ersten Buches nebst der ersten Fabel desselben folgen, und setzt hinzu: Talis est universa illa poesis. Wahrlich scheint mir Barth hier ekler gewesen zu seyn, als ich ihn sonst an zwanzig Stellen finde: und ich schäme mich nicht zu bekennen, daß ich selbst einer von denen bin, die durchaus nichts wollen untergehen lassen, was auf sehr altem Pergamen (obsoletissimis membranis) stehet, wenn es auch schon noch ein wenig schlechter ist, als die angeführten Zeilen doch wirklich nicht sind. Wüßten wir übrigens, was denn Barth eigentlich obsoletissimas membranas nenne: so wüßten wir vielleicht doch auch schon etwas mehr von der Zeit des darauf geschriebenen Dichters. Allzuhoch zwar mag er in seinen Gedanken wol nicht damit hinaufgestiegen seyn; wenn wir aus dem schliessen sollen, was er, nach meiner Vermuthung, zu einer andern Zeit beyzufügen für gut befunden. Denn nun hatte er erfahren, daß

schon Nevelet den Fabeldichter ganz herausgegeben, von dem er gewiß keine Probe würde mitgetheilt haben, wenn er diesen Umstand vorher gewußt hätte. Ja, er würde diese Probe ohne Zweifel völlig aus seinen Adversariis ausgestrichen haben, wenn ihm nicht noch eine Vermuthung wegen des wahren Verfassers beygefallen wäre, um derentwillen er glaubte, daß alles schon so stehen bleiben könnte, wie er es einmal geschrieben. Et jam quidem, sind seine Worte, edita et recensita (universa illa Poesis) a Neveleto Doschio. Si quis me auctoris nomen roget, dicam Bernardum esse, cujus ad oculum similes versus de Castoris fabula producit Silvester Giraldus, et hic forte exciderunt. Sed ne quis auctorem certiorem quoque ignorare possit, quae de eo reperi adjungam. *Aesopus magister Atheniensium fuit. Quidam vero Imperator Romanorum rogavit magistrum Romalium, ut sibi aliquas iocasas fabulas conscriberet ad removendum publicas curas. Magister Romalius non audens precibus tanti viri contradicere, auctorem Graecum in Latinum transtulit.* Haec membranae. Also auf einen Bernhard räth Barth; auf einen Bernhard. Und auf welchen? Denn es sind dieses Namens mehrere, die alle lateinische Verse gemacht haben, und auf unsre Fabeln Anspruch machen könnten. Auf eben den, von welchem beym Silvester Giraldus einige Zeilen aus einer Fabel vom Biber vorkommen, die hier in seinen Adversariis, in die er sie ehedem eingetragen, verloren gegangen wären. Denn so verstehe ich die Worte: et hic forte exciderunt. Das hic ziehe ich auf die Stelle in den Adversariis, und nicht auf die alten Fabeln, aus welchen die ganze Fabel vom Biber sich verloren habe; als welches man sich vielleicht daher desto eher einbilden könnte, weil wirklich unter den griechischen Fabeln des Aesopus eine vom Biber enthalten ist, welche das bekannte Mährchen von dessen Geilen enthält (*). Ich schlage also im Silv. Giraldus die Stelle nach, die Barth kann gemeinet haben, und finde im zweyten Buche des Itinerarii Cambriae, im dritten Kapitel, folgendes Distichon eines Bernardus, den er weiter als mit diesem seinem bloßen Namen nicht angiebt:

Prodit item castor proprio de corpore velox
Reddere, quas sequitur hostis avarus opes.

(*) Collect. Planud. Fab. 34.

Und das sind die Zeilen, die ad oculum den Zeilen unsers Anonymus gleich seyn sollen? Die ersten Worte zeigen deutlich, daß sie aus dem Zusammenhange gerissen sind, in welchem sie vermuthlich mit mehrern Beyspielen einer ähnlichen Befreyung gestanden; wenigstens, daß der einzelne Fall des Bibers nicht als Aesopische Fabel hier kann abgehandelt seyn, ist offenbar. Das Latein ist freylich eben so schlecht, als es bey dem Anonymo oft vorkömmt; aber wo ist die geringste Spur von dem Lieblingsfehler desselben, durch den er, nach Scaligers obigem Urtheile, der poetischen Jugend minder nachahmungswürdig seyn soll? von seinen so häufigen Assimilationen? von der kindischen Wortklapper, ohne welche der Anonymus fast keine Zeile schreiben kann? Ich wollte ganz einen andern nennen, der ihm nicht allein in diesen Tändeleyen, sondern auch in der affectirten Vermeidung aller Elisionen vollkommen gleich kömmt, welches denn eine weit schliessendere Aehnlichkeit geben würde. Und das wäre Alanus. Doch ich will mich selbst nicht in Vermuthungen verlieren, indem ich anderer Vermuthungen widerlege. Ich will vielmehr gänzlich den gänzlich gelehrten Männern entsagen, die so reich an Muthmaßungen, und so arm an Urtheilskraft sind; wenn ich vorher nur noch einen werde gehört haben, der so ganz in diese Classe nicht zu bringen, indem er seine kühnen und oft seltsamen Einfälle wenigstens mit einer sehr ausgesuchten Belesenheit zu belegen wußte.

5. Und dieser ist unser Christ. Christ, welcher in der Hauptsache von Phädro unstreitig Recht hat, in der er bisher weder widerlegt worden, noch schwerlich jemals widerlegt werden dürfte: Christ hielt auch, wie bekannt, die Fabeln des Avianus, so wie sie Kannegieter herausgegeben hat, für ein untergeschobnes Werk, an welchem Rufus Festus Avianus wenig oder gar keinen Antheil habe. Höchstens könne dieser in einer eignen und besondern, größern und bessern Sammlung von Fabeln, den Stoff zu einigen derselben, und hin und wieder ein Wort oder einen Ausdruck, hergegeben haben. Das übrige sey aus einem barbarischen Zeitalter, und von einem eben so geschmacklosen als unlateinischen Scribenten (*): Ediderat Avienus fabulas multo plures, aliquanto melius, ut opinor, non elegiaco carmine. Has diu post homo nactus infelicis saeculi scholasticus, ad quadraginta duas, argumentis suo

(*) Prolus. de Phaedro, p. 54.

judicio delectis quibusdam, ut opinor, etiam additis, redegit, et omnia suis elegis pro lubitu comminuit: nihil aliud pensi, ut istud erat saeculum, habiturus, nisi ut versibus duodecim aut sedecim ineptis inscitae brevitatis studio coarctaret, quae viginti fortassis aut triginta luculentis scripserat Avianus. — *Ut istud erat saeculum!* Und welches war das Jahrhundert, das durch sein inscitae brevitatis studium so vorzüglich berühmt ist? Ich kenne keines Es ist vielmehr der Fehler aller barbarischen Jahrhunderte, daß ihre Schriftsteller an beyden Enden ausschweiffen, und eben so oft Schwätzer als Wortsparer sind; ihre guten Muster nicht seltner in einem Schwall von Worten ersäuffen, als verstümmeln. Doch Christ hat ohne Zweifel hiedurch auch kein eigentlich chronologisches Merkmal angeben wollen, und alles, was er positives von dem Alter dieses Pseudoavienus sagt, ist nichts mehr als dieses, daß er schwerlich älter, als unser Anonymus, seyn könne. Hoc, quem descripsi, Pseudoavieno, nisi vetustior, et multo recentior esse non videtur incertae aetatis anonymus, a *Neveleto* etiam denuo publicatus, quem Accium subinde vocavi, non quod verum hoc nomen putarem, sed ut aliquo non obscuro designarem, atque ut obiter distinguerem ab alio fabularum scriptore, quem *Nilantius* dedit. Hiermit meynet Christ nicht die Fabulas antiquas, auf die es dem Nilant vornehmlich angesehen war: sondern er meynet den Romulus selbst, den Nilant auf diese Fabulas antiquas folgen lassen, ob er schon bereits längst in der Steinhöwelschen Sammlung vollständiger und besser vorhanden war. Denn unter diesem Namen, welcher eigentlich nur den prosaischen Fabeln gehört, verstand man auch nicht selten die elegieischen unsers Anonymus, woraus eine Verwirrung erwuchs, der man doch einmal abhelfen mußte, und der man nicht besser abhelfen konnte, als wenn man dem einen und dem andern den Namen eines besondern Verfassers beylegte; gesetzt auch, daß man den Irrthum eines großen Mannes dazu brauchte, wenn man nur weiß, daß es ein Irrthum ist. Die übrigen Vermuthungen, die Christ von diesem seinem Accius macht, gründen sich auf die leeren Aeusserungen des armseligen Scholiasten, der sich in einigen alten Drucken und Handschriften bey den Fabeln findet. Nugae glossarum veterum ineptissimarum modo scriptorem earum elegiaco carmine fabularum faciunt, *Magistrum Esopum de civitate Atheniensi;* modo *Gualterum anglicum,* qui, ut puto, est inter cathedrae

Romanae purpuratos, dictus *a Winterhorn*, quem tradunt diem suum obiisse a. C. N. MCCCV; modo subobscure aliquid ex hoc libro tribuunt *magistro Romulio:* quatenus fortassis argumenta praebuit. Ich kann nicht sagen, auf welchen Währsmann sich Christ wegen des Gualterus Anglicus hierbey bezieht. Ich finde in den alten gedruckten und geschriebenen Büchern, die ich vor mir habe, davon nichts. Aber daß mit dem Magister Aesopus blos auf den Inhalt und den Urstoff gesehen worden, so wie unter dem Romulius der mehrgedachte Romulus zu verstehen, ergiebt sich ja wohl von selbst; und wie es gekommen, daß dieser Namen beiden Fabeln, den prosaischen sowol als den elegieischen, gegeben worden, habe ich schon gesagt. Auf Veranlassung der alten Fabelbücher nämlich, in welchem die elegieischen, so weit sie langten, den prosaischen untergeordnet waren, wie in dem Steinhöwelschen zu sehen. Vielleicht aber daß selbst Christ von diesem keine klare Idee hatte, indem ihm überhaupt bey seiner Nachricht so viele Bücher selbst nicht vor Augen gewesen. Wenigstens kann es nur aus dieser Ursache geschehen seyn, daß er zwey deutsche Schriftsteller mit einander verwechselt hat, von welchen sich unsere gedruckte Litteratur so zu reden anfängt, und die sich beide um unsere Sprache im funfzehnten Jahrhunderte so verdient gemacht haben, daß ihr Andenken wohl erneuert zu werden verdienet, welches schwerlich aus einer Bibliothek vollständiger geschehen kann, als aus unserer. Nämlich Heinrich Steinhöweln selbst, der ein Arzt in Ulm und von Weyl gebürtig war, mit Niklas von Wyle, der Canzler bey dem Grafen Ulrich von Wirtenberg, und aus Eßlingen gewesen. Eines jeden besondere Schriften sollen ein andermal angezeigt werden.

Itzt bleibe ich blos bey der Hauptsache stehen, die das Urtheil betrifft, welches Christ über den classischen Werth unsers Anonymus ausspricht. Wenn dieses Urtheil sehr gemäßiget zu seyn scheint, indem es gleichsam zwischen den Meynungen des Barth und J. C. Scaliger mitten inne liegt, so ist es doch darum nicht minder paradox, indem es der Rangordnung, nach welcher man gewöhnlich die spätern römischen Autores auf einander folgen läßt, so gewaltig widerspricht. Aus einem barbarischen Versmacher nämlich wird Christ auf einmal ein Scribent, wie wir uns nur immer einen Virum consularem des 4ten Jahrhunderts, wenigstens einen Höfling der Antoniner gedacht haben. Denn nicht

allein in diese Zeiten erhebt er ihn, sondern erkennt ihn auch an Sprache und Geschmack dieser Zeiten für würdig. Scicilet, sagt er ausdrücklich — — — (*)

(*) Hier bricht die Handschrift dieses Aufsatzes ab, die der sel. Lessing nicht lange vor seinem Tode in die Druckerey gab; und bis itzt hat sich von ihrer Fortsetzung unter seinen Papieren nichts gefunden u. s. w.

Eschenburg.

Zur Geschichte und Litteratur

Aus den Schätzen der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel

Sechster Beytrag

von

Gotthold Ephraim Lessing.

1781.

Braunschweig, im Verlage der Buchhandlung des Fürstl. Waysenhauses.
1781. gr. 8.

THEOPHILI PRESBYTERI
DIVERSARVM ARTIVM SCHEDVLA.[1]

Theophilus, humilis presbyter, servus servorum Dei, indignus nomine et professione monachi, omnibus mentis desidiam animique (1) *vagationem* utili manuum occupatione, et delectabili novitatum meditatione declinare et calcare volentibus, retributionem coelestis praemii! Legimus in exordio mundanae creationis, hominem ad imaginem et similitudinem Dei conditum et inspiratione divini spiraculi animatum, tantaeque dignitatis excellentia caeteris animantibus praerogatum, ut rationis capax divinae prudentiae, consilii ingeniique mereretur participium, arbitriique libertate donatus solius conditoris sui suspiceret voluntatem et revereretur imperium. Qui astu diabolico misere deceptus, licet propter inobedientiae culpam privilegium inmortalitatis amiserit, tamen scientiae et intelligentiae dignitatem adeo in posteritatis propaginem transtulit, ut quicunque curam sollicitudinemque addiderit, totius artis ingeniique capacitatem quasi haereditario jure adipisci possit. Hujusmodi intentionem humana suscipiens sollertia, et in diversis actibus suis insistens lucris et voluptatibus, per temporum incrementa, tandem ad praedestinata christianae religionis perduxit tempora, factumque est, ut quod ad laudem et gloriam nominis sui condidit dispositio divina, in eius obsequium converteret plebs Deo

[1] Die von Chr. Leiste in der Vorrede S. 14 angezeigten Druckfehler und Abweichungen von der Handschrift sind hier stillschweigend verbessert.

(1) C. L. vacationem. (Lachmann.)

devota. Qua propter quod ad nostram usque aetatem sollers praedecessorum transtulit provisio, pia fidelium non neglegat devotio; quodque haereditarium Deus contulit homini, hoc homo omni aviditate amplectatur et laboret adipisci. Quo adepto nemo apud se, quasi ex se et non aliunde accepto glorietur; sed in Domino, a quo et per quem omnia, et sine quo nihil, humiliter gratuletur, nec concessa invidiae sacculo recondat, aut tenacis armariolo cordis occultet, sed omni jactantia repulsa, hilari mente simpliciter quaerentibus eroget, metuatque evangelicam illius negotiatoris sententiam, qui domino suo reconsignare *dissimulans* (2) *mammonam* foeneratam, omni beneficio privatus oris sui iudicio nequam servi promeruit notam. Quam sententiam incurrere formidans ego indignus et pene nullius nominis homuncio, quod mihi gratis concessit, quae dat omnibus affluenter et non impauperat, divina dignatio, cunctis humiliter discere desiderantibus gratis offero, et ut in me benignitatem dei recognoscant largitatemque mirentur, admoneo et ut idem, si opera addiderint, sibi praesto esse, procul dubio credant, insinuo. Sicut enim homini quodcunque vetitum aut indebitum cujuscunque modi ambitione attemptare, sive rapina usurpare, iniquum est et detestabile: sic jure debitum, et ex patre Deo haereditarium intemptatum negligere aut contemptui ducere, ignaviae adscribitur ac stultitiae. Tu ergo quicunque es, Fili karissime, cui Deus misit in cor, campum latissimum diversarum artium perscrutari, et ut exinde, quod libuerit colligas, intellectum curamque apponere, non vilipendas preciosa et utilia quaeque, quasi ea tibi sponte aut insperato domestica terra produxerit: quia stultus negotiator est, qui thesaurum subito fossa humo repererit, si illum colligere et servare neglexerit. Quod si tibi arbusta vilia myrrham, thus et balsama producerent, seu fontes domestici oleum, lac et mella profunderent, sive pro urtica et carduo ceterisque horti graminibus nardus et fistula diversorumque generum aromata crescerent, numquid his contemptis tamquam vilibus et domesticis ad extranea, nec meliora, sed fortassis viliora comparanda circuires terras et maria? Et hoc de judice grandis foret stultitia. Quamvis

(2) C. L. *desiderans pecuniam.*

enim soleant homines quaeque preciosa multo sudore quaesita, sumptuumque numerositate comparata, primo loco reponere, summaque tueri cautela: tamen si forte interdum gratis occurrerint aut inveniantur paria seu meliora, non dissimili, imo majori servantur custodia. Qua propter, Fili dulcissime, quem Deus omnino beatum fecit in hac parte, qua tibi gratis offeruntur, quae multi marinos secantes fluctus cum summo periculo vitae, famis ac frigoris artati necessitate, aut diuturna doctorum fessi servitute, nec defatigati discendi desiderio, intolerabili tamen acquirunt labore; hanc DIVERSARUM ARTIUM SCHEDVLAM avidis obtutibus concupisce, tenaci memoria perlege, ardenti amore complectere. Quam si diligentius perscruteris, illic invenies *quicquid diversorum* (3) colorum generibus et mixturis habet Graecia; quicquid in electrorum operositate, seu nigelli varietate novit *Rusca* (4), quicquid ductili vel fusili, seu interrasili opere distinguit Arabia; quicquid in vasorum diversitate, seu gemmarum ossiumve sculptura auro decorat Italia; quicquid in fenestrarum preciosa varietate diligit Francia; quicquid in auri, argenti, cupri et ferri, lignorum lapidumque subtilitate *sollers laudat Germania* (5). Quae cum saepe relegeris et tenaci memoriae *compessabis* (6), ut, quoties labore meo bene usus fueris, ores pro me apud misericordiam Dei omnipotentis, qui scit, me nec humanae laudis amore, nec temporalis praemii cupiditate, quae digesta sunt, conscripsisse, aut invidiae livore preciosum quid aut rarum subtraxisse, seu mihi peculiariter reservatum conticuisse, sed in augmentum honoris et gloriae nominis ejus multorum necessitatibus succurisse et profectibus consuluisse.

Explicit Prologus. Incipiunt Capitula.

(3) C. L. quicquid in diversorum. (4) C. L. Rutigia.
(5) C. L. sollers Germania investigat.
(6) C. L. commendaveris.
(7) pro *posc* C. L. ubique habet *post.*

Incipit liber primus.

Cap. I. *de temperamento colorum in nudis corporibus.*

Color, qui dicitur membrana, quo pingitur facies et nuda corpora, sic componitur. Tolle cerosam i. e. album, quod sit ex plumbo, et mitte eam non tritam, sed ita ut est siccam, in vas cupreum vel ferreum, et pone super prunas ardentes et combure donec convertatur in flavum colorem (8). Deinde tere eum, et admisce albam ei cerosam et cenobrium, donec carni similis fiat. Quorum colorum mixtura in tuo sit arbitrio; ut si, verbi gratia, rubeas facies habere vis, plus adde cenobrii, si vero candidas, plus appone albi; si autem pallidas, appone pro cenobrio, modicum prasini.

Cap. II. *de colore prasino.*

Qui prasinus, est quasi confectio quaedam habens similitudinem viridis coloris et nigri, cujus natura talis est, quod non teritur super lapidem, sed missus in aquam resolvitur et per pannum diligenter colatur, cujus usus in recenti muro pro viridi colore satis utilis habetur.

Cap. III. *de posc primo.*

Cum vero membranam miscueris et inde facies et nuda corpora impleveris, admisce prasinum et rubeum, qui conburitur ex ogra, et modicum cenobrii, et confice posc, ex quo designabis supercilia et oculos, nares et os, mentum et fossulas circa nares, et tempora, rugas in fronte et collo, et rotunditatem faciei, barbas juvenum et articulos manuum et pedum, et omnia membra, quae distinguntur in nudo corpore.

Cap. IV. *de rosa prima.*

Deinde misce cum simplici membrana modicum cenobrii et minii, et confice colorem, qui dicitur rosa, unde rubricabis utramque maxillam, os et mentum inferius, collum et rugas frontis modice, ipsam frontem super tempora ex utraque parte, nasum in

(8) C. L. addit *vel glaucum.*

longitudine et supernares ex utraque parte, articulos et caetera membra in nudo corpori.

Cap. v. *de lumina prima.*

Post haec misce cum simplici membrana cerosam tritam et compone colorem, qui dicitur lumina. Inde illuminabis supercilia, nasum in longitudine et super foramina narium ex utraque parte, subtiles tractus circa oculos et tempora inferius, et mentum superius, et juxta nares et os ex utraque parte, frontem superius, inter rugas frontis modice, et collum in medio, et circa aures, ac articulos manuum et pedum et brachiorum in medio.

Cap. vi. *de veneda in oculis ponenda.*

Deinde commisce nigrum cum modico albo, qui color vocatur veneda, et inde imple pupillas oculorum. Adde ei etiam de albo amplius, imple oculos ex utraque parte, et album simplex linies inter pupillam et ipsum colorem, et cum aqua lavabis.

Cap. vii. *de posc secundo.*

Postea accipe posc, de quo supra dictum est, et admisce ei amplius de prasino et rubeo ita, ut umbra sit anterioris coloris, et imple medium spatium inter supercilia et oculos, et sub oculis medium, et juxta nasum; et inter os et mentum, et granos seu barbillas adolescentum, et palmas dimidias versus pollicem, et pedes supra minores articulos, et facies puerorum et mulierum a mento usque ad tempora.

Cap. viii. *de rosa secunda.*

Deinde misce cum rosa cenobrium, et linies inde in medio oris, ita ut anterior superius inferiusque pereat, et fac subtiles tractus super rosam in facie, in collo et fronte, et designabis inde articulos in palmis, et juncturas omnium membrorum et ungulas.

Cap. ix. *de lumina secunda.*

Et si facies tenebrosa fuerit ut ei non sufficiat una lumina, adde ei amplius de albo, et super priorem linies subtiles tractus per omnia.

Cap. x. *de capillis puerorum, adolescentum et juvenum.*

Post haec misce per omnia (*) modicum nigri cum ogra et imple

(*) Istud *per omnia* Lips. Cod. non agnoscit et videtur temere ex antecedente repetitum.

capillos puerorum, et discerne eos cum nigro. Adde amplius nigri cum ogra et imple capillos juvenum, et illumina cum secundo.

Cap. XI. *de barbis adolescentum.*

Misce prasinum et rubeum, et si vis rosae modicum, et imple barbas adolescentum. Misce ogram et nigrum et rubeum, et imple capillos et illumina ogra modico nigro mixta, et ex eadem mixtura fac nigros tractus in barba.

Cap. XII. *de capillis et barba decrepitorum et senum.*

Misce modicum nigri cum cerosa et imple capillos et barbas decrepitorum. Adde eidem colori amplius nigri et modicum rubei, et fac inde tractus, et illuminabis simplici cerosa. Commisce rursum cerosae amplius nigri, et imple capillos et barbas senum, et fac tractus ex eodem colore, admixto ei nigro amplius et modico rubeo, et illumina eo unde decrepitos impleveras. Eo ordine, si vis, adhuc nigriores capillos et barbas compone.

Cap. XIII. *de exudra et ceteris coloribus.*

Deinde admisce rubeo modicum nigri, qui color vocatur exudra, et fac inde tractus circa pupillas oculorum, et in medio oris, et subtiles tractus inter os et mentum. Post haec cum simplici rubeo fac supercilia et subtiles tractus inter oculos et supercilia, et oculos inferius, et in plena facie nasum in dextera parte et supernares ex utraque parte, et os inferius, et circa frontem et maxillas senum interius, et circa digitos manuum et articulos pedum interius, et in conversa facie circa nares in anteriori parte. Supercilia vero senum sive decrepitorum facies cum veneda, unde pupillas implesti. Deinde cum simplici nigro juvenum supercilia facies, ita ut superius aliquantulum rubei appareat, et oculos superius et foramina narium, et os utraque parte, et circa auriculas, manus et digitos exterius, et articulos et caeteros corporis tractus. Omnes vero tractus circa nuda corpora fac cum rubeo, et ungues designabis cum exteriore rosa.

Cap. XIV. *de mixtura vestimentorum in laqueari.*

Misce menesc cum folio sive cum nigro, et modicum rubeo, et imple vestimentum. Admisce etiam modicum nigri et fac tractus. Deinde misce lazur cum modico menesc, sive cum folio, sive cum eodem colore unde implesti, et illumina primum, et cum puro

lazur illumina superius. Post haec misce parum albi cum lazur et fac subtiles et raros tractus. Imple vestimentum cum rubeo, et si rubeum pallidum sit, adde modicum nigri. Inde misce amplius nigri cum eodem et fac tractus. Deinde misce modicum rubei cum colore cenobrio et illumina primum. Post haec adde modicum minii cum cenobrio et illumina superius, imple vestimentum cum cenobrio, et misce cum eodem modicum rubei, et fac tractus. Deinde misce primum modicum minii cum cenobrio et illumina primum. Post haec illumina cum simplici minio. Ad extremum misce modicum nigri cum rubeo, et fac exteriorem umbram. Misce purum viridi cum ogra, ita ut de ogra plus sit, et imple vestimentum. Adde eidem colori modicum de fuco et parum rubei et fac tractus. Misce eidem colori unde implesti album, et illumina primum. Adde plus albi et illumina exterius. Misce etiam cum superiori umbra plus fuci et rubei et parum viridis et fac umbram exteriorem. Misce fucum folii cum cerosa et imple vestimentum. Adde folii plus et fac tractus. Adde plus cerosae et illumina. Post haec cum simplici cerosa. Ad extremum modicum folii triti et modicum cenobrii misce cum priore umbra et fac exteriorem. Et eodem colore imple aliud vestimentum. Adde ei plus folii et cenobrii et fac tractus. Adde eidem unde implesti, cerosam et modicum cenobrii et illumina primum. Adde plus cerosae et illumina superius. Ad extremum misce modicum rubei cum priori umbra, et fac exteriorem. Ex hac mixtura facies tria genera vestimentorum, unum purpureum, aliud violaticum, tertium candidum. Misce viride cum fuco et adde modicum ograe et imple vestimentum. Adde plus de fuco et fac tractus. Adde etiam modicum nigri et fac exteriorem umbram. Adde cum impletione plus viridis et illumina primum. Cum puro viridi illumina exterius, et si opus sit, adde ei modicum albi. Misce modicum cenobrii cum auripigmento et imple vestimentum. Adde parum rubei et fac tractus. Cum simplici rubeo umbram exteriorem. Adde cum impletione plus auripigmenti et illumina primum. Cum simplici auripigmento illumina exterius. Usus hujus vestimenti non est in muro. Misce auripigmentum cum indico, sive cum menesc, sive cum fuco sambuci, et imple vestimentum. Adde amplius de fuco, sive menesc

de indico, et fac tractus. Adde modicum nigri et fac umbram exteriorem. Deinde plus auripigmenti cum impletione, et illumina primum. Cum simplici auripigmento illumina superius. Auripigmentum et quicquid ex eo temperatur, nullam vim habet in muro. Misce menesc cum folio et imple vestimentum. Adde folii plus et fac tractus. Adde etiam parum nigri et fac exteriorem umbram. Cum simplici menesc illumina primum. Adde parum albi et illumina superius. Misce ogram cum nigro et imple vestimentum. Adde nigri plus et fac tractus. Adde etiam plus et fac umbram exteriorem. Adde ograe plus cum impletione et illumina primum. Adde etiam plus et illumina superius. Cum ogra et rubeo fac similiter. Misce album et viride et imple vestimentum. Cum simplici viridi fac tractus. Adde parum fuci, et fac umbram exteriorem. Adde plus albi cum impletione et illumina primum. Cum simplici albo illumina superius. Misce modicum nigri et parum rubei cum albo et imple vestimentum. Adde plus rubei et parum nigri et fac tractus. Adde etiam amplius nigri et rubei et fac umbram exteriorem. Adde cum impletione plus albi et illumina primum. Cum simplici albo, illumina superius. Misce menesc cum albo, ordine quo supra. Misce similiter nigrum cum albo. Eodem modo misce ogram cum albo, et in umbra ejus adde modicum rubei.

Cap. xv. *de mixtura vestimentorum in muro.*

In muro vero imple vestimentum cum ogra, addito ei modico calcis, propter fulgorem, et fac umbras ejus sive cum simplici rubeo, sive cum prasino, vel ex posc, qui fiat ex ipsa ogra et viridi. Membrana in muro miscetur ex ogra et cenobrio et calce, et posc ejus et rosa et lumina fiant ut supra. Cum imagines vel aliarum rerum effigies pertrahuntur in muro sicco, statim aspergatur aqua, tam diu donec omnino madidus sit. Et in eodem humore liniantur omnes colores, qui subponendi sunt, qui omnes calce misceantur, et cum ipso muro siccentur ut haereant. In campo sub lazure et viridi, ponantur color, qui dicitur veneda, mixtus ex nigro et calce, super quem, cum siccus fuerit, ponatur in suo loco lazur tenuis cum ovi mediolo abundanter aqua mixto temperatus, et super hunc iterum spissior propter decorem. Viride quoque misceatur cum fuco et nigro.

Cap. XVI. *de tractu qui imitatur speciem pluvialis arcus.*

Tractus qui imitatur speciem pluvialis arcus conjungitur diversis coloribus, videlicet cenobrio et viridi; item cenobrio et menesc; item viridi et ogra; item viridi et folio; item folio et ogra; item menesc et ogra; item cenobrio et folio, qui hoc modo componuntur. Fiunt duo tractus aequa latitudine; unus ex rubeo, calce mixto, in muro sub cenobrio, ita ut vix quarta pars sit rubei; in laqueari vero ipsum cenobrium similiter cum creta mixtum. Alter vero viridis pari modo mixtus absque fuco, et inter eos fiat albus tractus. Deinde misce ex cenobrio et albo quot colores volueris, ita ut primus sit modicum cenobrii, secundus plus, tertius amplius, quartus adhuc plus, donec pervenias ad simplex cenobrium. Deinde (*) eidem modicum rubeum. Deinde simplex rubeum. Post haec rubeum nigro misce. Ad ultimum nigrum. Simili modo commisce colores ex viridi et albo, donec pervenias ad simplex viride. Deinde admisce ei modicum fucum. Commisce iterum et adde plus fuci. Post haec misce modicum nigri; deinde plus; ad ultimum simplex nigrum. Umbras vero in ogra facies cum rubeo; ad ultimum addito nigro. Umbras menesc cum folio; ad ultimum addito nigro. Umbras folii cum rubeo, addito ad ultimum nigro. Qui colores ita ponendi sunt, ut ex medio pallidiores tractus procedant, et ita ascendant usque ad exterius nigrum. Horum tractuum nunquam plus quam XII. esse possunt in utroque colore. Et si tot volueris, sic tempera mixturas ut simplex in octavo loco ponas. Si volueris novem, in sexto loco simplex pone. Si volueris octo vel septem, in quinto loco simplex pone. Si volueris sex, in quarto. Si quinque, in tertio. Si quatuor vel tres, non interponas eis simplex, sed eum, qui ante simplicem poni deberet, habeas pro simplice, et eidem admisce umbram usque ad alterius nigrum. Hoc opere fiunt throni rotundi et quadranguli, et tractus circa lumbos, et arborum stipites cum ramis, et columnae, et turres rotundae, et sedilia et quicquid rotundum apparere velis. Fiunt etiam arcus super columnas in domibus eodem opere; sed uno colore, ita ut interius album sit et exterius nigrum. Turres rotundae fiunt cum ogra, ita ut in

(*) C. L. addit *admisce.*

medio sit albus tractus, et ex utraque parte procedat ogra omnino pallida et paulatim trahens croceum colorem usque ante penultimum tractum, cum quo misceatur modicum rubeum; deinde modice amplius, sic tamen ut nec simplex ogra nec simplex rubeum appareat. Eodem modo et eadem mixtura fiunt turres et columnae ex nigro et albo. Stipites arborum commiscentur ex viridi et ogra, addito modico nigro et fuco. Quo colore pingitur etiam terra et montes. Fiunt etiam terra et montes ex viridi et albo sine fuco, ita ut interius sit pallidum, et exterius trahat umbras mixtas cum modico nigro. Omnes colores, qui aliis subponuntur in muro, calce misceantur propter firmitatem. Sub lazur et sub menesc et sub viridi ponatur veneda; sub cenobrio rubeum. Sub ogra et folio idem colores calce mixti.

Cap. XVII. *de tabulis altarium et ostiorum, et de glutine casei.*

Tabulae altarium sive ostiorum primum particulatim diligenter coujungantur junctorio instrumento, quo utuntur doliarii sive tonnarii; deinde componantur glutine casei, quod hoc modo fit. Caseus mollis minutatim incidatur et aqua calida in mortario cum pila tamdiu lavetur, donec aqua multotiens infusa pura inde exeat. Deinde idem caseus attenuatus manu mittatur in frigidam aquam donec induresCat. Post haec teratur minutissime super ligneam tabulam aequalem cum altero ligno, sicque rursum mittatur in mortarium et cum pila diligenter tundatur addita aqua cum viva calce mixta, donec sic spissum fiat, ut sunt feces. Hoc glutine tabulae conpaginatae, postquam siccantur, ita sibi inhaerent, ut nec humore nec calore disiungi possint. Postmodum aequari debent planatorio ferro, quod curvum et interius acutum habet duo manubria, ut ex utraque manu trahatur, unde raduntur tabulae, ostia, et scuta, donec omnino fiant plana. Inde cooperiantur corio crudo equi, sive asini, sive bovis, quod aqua madefactum: mox ut pili erasi fuerint, aqua aliquantum extorqueatur, et ita humidum cum glutine casei superponatur. Quo diligenter exsiccato, tolle incisuras ejusdem corii similiter exsiccatas et particulatim incide, et accipiens cornua cervi minutatim confracta malleo ferrarii super incudem, compone in ollam novam, donec sit dimidia, et imple eam aqua, sicque adhibe ignem donec excoquatur tertia pars ejusdem

aquae, sic tamen ut conbulliat,(*) et ita probabis: fac digitos tuos humidos eadem aqua et cum refrigerati fuerint, si sibi adhaerent bonum est gluten; sin autem, tamdiu coque donec sibi adhaereant. Deinde effunde ipsum gluten in vas mundum, et rursum imple ollam aqua et coque sicut prius, sicque facias usque quater. Posthaec tolle gypsum more calcis conbustum, sive cretam, qua pelles dealbantur, et tere diligenter super lapidem cum aqua, deinde mitte in vas testeum, et infundens gluten corii pone super carbones, ut gluten liquefiat, sicque linies cum pincello super ipsum corium tenuissime; ac deinde, cum siccum fuerit, aliquantulum linies spissius; et si opus fuerit linies tertio. Cumque omnino siccum fuerit, tolle herbam, quae appellatur asperella, quae crescit in similitudinem junci et est nodosa, quam cum in aestate collegeris, siccabis in sole, et ex ea fricabis ipsa dealbaturam, donec omnino plane et lucida fiat.

Cap. XVIII. *de rubicandis ostiis et de oleo lini.*

Si autem volueris ostia rubricare, tolle oleum lini, quod hoc modo compones. Accipe semen lini et exsicca illud in sartagine super ignem sine aqua. Deinde mitte in mortarium et contunde illud pila donec tenuissimus pulvis fiat, rursumque mittens illud in sartaginem, et infundens modicum aquae, sic calefacies fortiter. Postea involve illud in pannum novum, et pone in pressatorium, in quo solet oleum olivae, vel nucum, vel papaveris exprimi, ut eodem modo etiam istud exprimatur. Cum hoc oleo tere minium sive cenobrium super lapidem sine aqua, et cum pincello linies super ostia, vel tabulas, quas rubricare volueris, et ad solem siccabis. Deinde iterum linies et rursum siccabis.

Cap. XIX. *de glutine vernition.*

Pone oleum lini in ollam novam parvulam, et adde gummi, quod vocatur fornis, minutissime tritum, quod habet speciem lucidissimi thuris, sed cum frangitur fulgorem clariorem reddit. Quod cum super carbones posueris, coque diligenter sic ut non bulliat, donec tertia pars consumatur, et cave a flamma, quia periculosum est nimis, et difficile extinguitur si accendatur. Hoc glutine omnis

(*) C. L. legit *non bulliat.*

pictura superlinita lucida fit et decora, ac omnino durabilis. Si vero defuerit corium ad cooperiendas tabulas, eodem modo et eodem glutine cooperiantur cum panno mediocri novo. Item alio modo. Compone quatuor lapides, qui possint ignem sustinere, ita ut non resiliant, et super ipsos pone ollam rudem, et in eam mitte supra dictum gummi Fornis, quod romane Glassa dicitur, et super os hujus ollae pone ollulam minorem, quae habeat in fundo modicum foramen, et circumlinies ei pastam, ita ut nihil spiraminis inter ipsas ollas exeat. Deinde subpone ignem diligenter, donec ipsum gummi liquefiat. Habebis etiam ferrum gracile et manubrio inpositum, unde commovebis ipsum gummi, et cum quo sentire possis ut omnino liquidum fiat. Habeas quoque ollam tertiam juxta super carbones positam, in qua sit oleum lini calidum, et cum gummi penitus liquidum fuerit, ita ut extracto ferro quasi filum trahatur, infunde ei oleum calidum et ferro commove, et sic insimul coque ut non bulliat, et interdum extrahe ferrum, et lini modice super lignum sive super lapidem, ut probes densitatem ejus. Et hoc caveas in pondere, ut sint duae partes olei, et tertia gummi. Cumque ad libitum tuum coxeris diligenter, ab igne removens et disco operiens refrigerari sine.

Cap. xx. *de sellis equestribus et octoforis.*

Sellas autem equestres et octoforos, item sellas plicatorias, ac scabella et caetera, quae sculpuntur, et non possunt corio vel panno cooperiri, mox ut raseris ferro, fricabis asperella, sicque bis dealbabis, et cum sicca fuerint, rursum asperella planabis. Posthaec in circino et regula metire et dispone opus tuum, videlicet imagines aut bestias, vel aves et folia, sive quodcunque pertrahere volueris. Quo facto si decorare volueris opus tuum, auri petulam inpones, quam tali modo facies.

Cap. xxi. *de petula auri.*

Tolle pergamenam graecam, quae fit ex lana ligni, et fricabis eam ex utraque parte cum rubeo colore, qui comburitur ex ogra minutissime trito et sicco, et polies eam dente castoris sive ursi, vel apri, diligentissime, donec lucida fiat, et idem color ipsa fricatione adhaereat. Deinde incide forcipe ipsam pergamenam per partes quadras ad latitudinem quatuor digitorum, aequaliter latas

et longas. Postmodum facies eadem mensura ex pergamena vituli, quasi marsupium et fortiter consues, ita amplum, ut multas partes rubricatae pergamenae possis imponere. Quo facto tolle aurum purum et fac illud attenuari malleo super incudem aequalem diligentissime ita, ut nulla sit in eo fractura, et incide illud per quadras partes ad mensuram duorum digitorum. Deinde mittes in illud marsupium unam partem rubricatae pergamenae, et supra eam unam partem auri in medio, sicque pergamenam et rursus aurum; atque ita facies donec impleatur marsupium, et aurum semper sit in medio commixtum. Dehinc habeas malleum fusilem ex auricalco, juxta manubrium gracilem et in plana latum, unde percuties ipsum marsupium super lapidem magnum et aequalem, non graviter sed moderate, et cum saepius respexeris, considerabis, utrum velis ipsum aurum omnino tenue facere, vel mediocriter spissum. Si autem supercreverit aurum in attenuando et marsupium excesserit, praecides illud forcipe parvulo et levi, tantummodo ad hoc opus facto. Haec est ratio aureae petulae. Quam cum secundum libitum tuum attenuaveris, ex ea incides forcipe particulas quantas volueris, et inde ornabis coronas circa capita imaginum, et stolas et oras vestimentorum, et caetera ut libuerit. Imponendo autem tolle clarum, quod percutitur ex albugine ovi sine aqua, et inde cum pincello leniter linies locum in quo ponendum est aurum, et cauda ejusdem pincelli in ore tuo madefacta, continges unum cornu incisae petulae, et ita elevans cum summa velocitate impones et cum pincello aequabis. Ea hora oportet te a vento cavere, et ab halitu continere, quia si flaveris, petulam perdes et difficile reperies. Quae cum posita fuerit et siccata, ei si volueris eodem modo alteram superpone, et tertiam similiter, si opus fuerit, ut eo lucidius cum dente sive cum lapide polire possis. Hanc etiam petulam, sive volueris in muro et laqueari, eodem modo ponere poteris. Quod si aurum non habueris petulam stagni accipies, quam hoc modo facies.

Cap. XXII. *de petula stagni.*

Stagnum purissimum attenuabis diligenter incude malleo, quantas et quam tenues partes volueris. Et cum aliquantulum attenuari coeperint, purgabis eas in una parte panno laneo, et carbonibus

siccis minutissime tritis, ac iterum percuties malleo, rursumque fricabis panno et carbonibus, sicque singulis vicibus facies, donec omnino attenuaveris. Post haec fricabis eas leniter dente apri super ligneam tabulam aequalem, usque quo lucidae fiant. Deinde conjunges easdem partes unam ad alteram super ipsam tabulam, et adhaerebis eas singulas ad lignum cum cera, ne possint moveri, et superlinies eas manu tua ex supradicto glutine verincion atque siccabis ad solem. Postmodum accipe virgas ligni putidi, quas cum in Aprili incideris, findes per medium et siccabis super fumum. Deinde auferes exteriorem corticem, et interiorem, qui est croceus, rades in patella munda, addens ei crocum ad quintam partem, et perfunde haec vino vetere sive cerevisia abundanter, et cum ita per noctem steterit, in crastinum calefacies super ignem donec tepefiat; sicque impones tabulas stagneas singillatim, et frequenter elevabis, donec consideres, quod aureolum colorem sufficienter trahant. Postque rursum adhaerebis eas ligneae tabulae superliniens gluten sicut prius, et cum siccatae fuerint, iam habes stagneas petulas, quas impones operi tuo secundum libitum tuum glutine corii. Ac deinceps accipe colores quos imponere volueris, terens eos diligenter oleo lini sine aqua et fac mixturas vultuum ac vestimentorum sicut superius aqua feceras, et bestias sive aves aut folia variabis suis coloribus, prout libuerit.

Cap. XXIII. *de coloribus oleo et gummi terendis.*

Omnia genera colorum eodem genere olei teri et poni possunt in opere ligneo, in his tantum rebus quae sole siccari possunt, quia quotiescunque unum colorem imposueris, alterum ei superponere non potes, nisi prior exsiccetur, quod in imaginibus diuturnum et taediosum nimis est. Si autem volueris opus tuum festinare sume gummi, quod exit de arbore ceraso sive pruno, et concidens illud minutatim pone in vas fictile, et aquam abundanter infunde, et pone ad solem, sive super carbones in hieme, donec gummi liquefiat, et ligno rotundo diligenter commisce. Deinde cola per pannum, et inde tere colores et impone. Omnes colores et mixturae eorum hoc gummi teri et poni possunt, praeter minium et cerosam et carmin, qui cum claro ovi terendi et ponendi sunt. Viride hispanicum non misceatur fuco sub glutine, sed per se cum gummi ponatur. Aliud miscere vero potes, si volueris.

Cap. XXIV. *Quotiens idem ponendi sint.*

Omnes colores sive oleo sive gummi tritos in ligno ter debes ponere, et pictura perfecta et siccata, delato opere ad solem, diligenter linies glutine illud vernicion, et cum defluere coeperit a colore leniter manu fricabis, atque tertio sic facies, et tunc sine donec penitus exsiccetur.

Cap. XXV. *de pictura translucida.*

Fit etiam pictura in ligno, quae dicitur translucida, et apud quosdam vocatur aureola, quam hoc modo compones. Tolle petulam stagni non linitam glutine, nec coloratam glutine vel croco, sed ita simplicem et diligenter politam, et inde cooperies locum, quem ita pingere volueris. Deinde tere colores imponendos diligentissime oleo lini, ac valde tenues trahe eos cum pincello, sicque permitte siccari.

Cap. XXVI. *de molendo auro in libris.*

Cum pertraxeris imagines vel litteras in libris, tolle aurum purum et lima illud minutissime in mundissima pelvi, sive bacina, sicque lavabis illud cum bincella in concha testudinis vel conchilii, quae de aqua tollitur. Deinde habeas molendinum cum pistillo suo, utraque fusilia ex metallo cupri et stagni ita commixto, ut tres partes sint cupri et quarta stagni mundi a plumbo. His ita compositis fundatur molendinum ad similitudinem mortarioli, et pistillum ejus circa ferrum quasi nodus, ita ut ferrum inde procedat grossitudine unius digiti, et longitudine modice amplius pedis dimidii; cujus ferri tertia pars infigatur ligno diligenter tornato ad longitudinem quasi unius ulnae, et rectissime forato, in cujus inferiori parte tamen a fine longitudine quatuor digitorum, sit rotula sive lignea sive plumbea tornatilis, et in media parte superiori figatur corrigia qua trahi et volvendo retrahi possit. Posthaec mittatur ipsum molendinum in foramen super scamnum ad hoc aptatum inter duas columnellas ligneas in ipso scamno firmiter fixas, super quas sit aliud lignum eis insertum, quod possit eici et reponi, in cujus medio inferius sit foramen in quo volvatur pistillum molendini. His ita dispositis mittatur aurum diligenter purgatum in molendinum, addita modica aqua, et imposito pistillo atque superiori ligno coaptato trahatur corrigia et revolvi

permittatur, rursumque trahatur et iterum revolvatur, sicque fiat per duas vel tres horas. Tunc superius lignum eiciatur, et pistillum in eadem aqua cum pincello lavetur. Deinde molendinum elevetur, aurum cum aqua usque ad fundum cum pincello moveatur et modice teneatur, donec quod grossius est resideat; moxque aqua in bacinam mundissimam effundatur, et quicquid auri cum aqua exierit, molitum est. Rursumque imposita aqua, repositisque pistillo et superiori ligno, iterum molatur eo ordine, quo prius, donec omnino exeat cum aqua. Tali modo molendum est argentum, auricalcum, et cuprum. Sed aurum diligentius molendum est, et leniter trahendum, saepiusque respiciendum quia mollius ceteris metallis est, ne forte adhaereat molendino vel pistillo et conglomeretur. Quod si per negligentiam contigerit, quod conglomeratum est eradatur et eiciatur, et quod reliquum est usque ad effectum molatur. Quo facto superiorem aquam cum sordibus de bacina effunde, inde aurum diligenter in concham mundam lava. Dehinc infundens ei aquam cum pincello move, et cum per unam horam in manu tenueris ipsam aquam in alteram concham funde, et illud minutissimum quod cum aqua exierit serva. Rursumque imposita aqua super carbones calefac et move, ac sicut prius minutum cum aqua eice, sicque facies donec omnino purgaveris. Posthaec ipsum minutum relava ordine eodem bis et tertio, et quicquid auri susceperis priori admisce. Eodem ordine lavabis argentum, auricalcum et cuprum. Deinceps tolle vesicam piscis, qui vocatur huso, et lavans aqua tepida tertio incide particulatim, ac mittens in ollam parvissimam cum aqua, sine mollificari per noctem, et in crastinum coque super carbones ita ut non bulliat, donec probes digitis tuis, si adhaereant, et cum fortiter adheserint bonum est gluten.

Cap. XXVII. *quomodo aurum, et argentum ponatur in libris.*

Postea tolle minium purum, et adde ei tertiam partem cenobrii, terens super lapidem. Quo diligenter trito, percute clarum ex albugine ovi, in aestate cum aqua, in hieme sine aqua, et cum purum fuerit, mitte minium in cornu et infunde clarum, impositoque ligno move modicum, et inde cum pincello imple omnia loca, in quibus aurum velis imponere. Dehinc pone ollulam cum

glutine super carbones, et cum liquefactum fuerit, funde in concham auri et lava illud inde. Quod cum effuderis in alteram concham, in qua purgamentum servatur, rursus infunde gluten calidum, et tenens in palma manus sinistrae, move diligenter cum pincello, et pone utrum volueris spissum vel tenue, sic tamen ut glutinis modicum sit, quia si superabundaverit, nigrescit aurum et non recipit fulgorem. Postquam autem siccatum fuerit, polies illud dente vel lapide sanguinario diligenter limato et polito super tabulam corneam aequalem ac lucidam. Quod si contigerit per neglegentiam glutinis non bene cocti, ut aurum in fricando se puluerit (*), vel prae nimia spissitudine se elevet, habeas penes te clarum vetus sine aqua percussum, et mox cum pincello de eo modicum ac leniter liniens, cum siccum fuerit denuo dente vel lapide fricabis. Hoc modo aurum, argentum, auricalcum et cuprum in suis locis pones et fricabis.

Cap. XXVIII. *quomodo decoretur pictura librorum stagno et croco.*

Si vero neutrum habueris, et tamen opus tuum quoquomodo decorare volueris, tolle stagnum purum, et raso minutissime mola et lava sicut aurum, et pone eodem glutine in litteris vel aliis locis, quae volueris auro vel argento ornare et cum polieris dente, tolle crocum quo sericum coloratur perfundens illum claro sine aqua, et cum per noctem steterit, sequenti die cum pincello cooperies ea loca, quae volueris deaurare; caetera habeto loco argenti. Deinde facies subtiles tractus circa lumbos, literas et folia et nodos ex minio cum penna, et paraturas vestimentorum ac cetera ornamenta.

Cap. XXIX. *de omni genere glutinis in pictura auri.*

Si vesicam non habueris, pergamenum vituli spissum eodem modo incide, lava, et coque. Follem (**) quoque anguillae diligentissime rasum, incisum et lotum eodem modo coque. Ossa quoque capitis lupi piscis sicci diligenter lota in calida aqua ter, ita coque. Qualecunque horum coxeris, adde ei tertiam partem gummi lucidissimi, et modice coque, poterisque servare quamdiu volueris.

(*) C. L. pulveriret.
(**) C. L. Fellem.

Cap. xxx. *quomodo colores in libris temperentur.*

His ita peractis fac temperamentum ex gummi lucidissimo et aqua sicut supra, et tempera omnes colores, excepto viridi, et cerosa, et minio, et carmin. Viride salsum non valet in libro. Viride hispanicum temperabis vino puro, et si volueris umbras facere, adde modicum fucum gladioli, vel caulae, vel porri. Minium et cerosam et carmin temperabis claro. Omnes mixturas, si indigueris ad pingendas imagines, compone in libro ut supra. Omnes colores bis ponendi sunt in libro, in primis tenuissime, deinde spissius; in literis vero semel.

Cap. xxxi. *de generibus et temperamentis folii.*

Folii tria sunt genera, unum rubeum, aliud purpureum, tertium saphireum, quae sic temperabis. Tolle cineres et cribra eos per pannum, et perfundens eos aqua frigida, fac inde tortulas in similitudinem panis, mittensque eas in ignem, donec omnino candescant. Postquam diutissime canduerint, et postea friguerint, mitte inde partem in vas fictile, perfundens urina, et move ligno. Cumque resederit lucide, perfunde inde rubeum folium, et terens illud modice super lapidem, adde ei quartam partem vivae calcis, et cum tritum fuerit ac sufficienter perfusum, cola illud per pannum, et trahe cum pincello ubi volueris tenue, deinde spissius. Et si placet similitudinem pallii in pagina facere purpureo folio, eodem temperamento sine calce perfuso, pinge penna prius in ipsa pagina nodos vel circulos, et interius aves sive bestias aut folia; et cum siccum fuerit linies per omnia rubeum folium tenue, deinde spissius, et tertio si sit opus; ac post modum linies desuper tenue vetus clarum, sine aqua percussum. Purpureum folium et saphireum non teres, sed perfunde eodem temperamento in concha sine calce, et move ligno, et cum per noctem steterit, in crastinum pone quomodocumque volueris, liniens claro superius. Vestimenta et omnia quae folio et carmin pinxeris, claro superlinies. Cineres autem coctos, qui remanserint, servare diu poteris siccos.

Cap. xxxii. *de cenobrio.*

Si desideras cenobrium componere, tolle sulphur, cujus tria sunt genera, album, nigrum et croceum, quod frangens super lapidem siccum, adde ei duas partes vivi argenti, aequo pondere

staterae; et cum diligentius miscueris, mitte in vitream ampullam, cooperiens eam ex omni parte argilla, et os obstrue, ne fumus exeat, et pone eam ad ignem ut exsiccetur. Deinde pone eam inter carbones ardentes, et mox cum coeperit calefieri, audies fragorem interius, quomodo se vivum argentum commiscet ardenti sulphuri; et cum sonus cessaverit, statim eice ampullam et aperiens tolle colorem.

Cap. XXXIII. *de viridi salso.*

Si autem viridem colorem velis conficere, sume lignum quercinum, quantae longitudinis et latitudinis volueris, et cava illud in modum scrinii. Deinde tolle cuprum, et fac illud attenuari in laminas, quantae latitudinis volueris, ut tamen longitudo ejus cooperiat latitudinem cavi ligni. Posthaec accipe scutellam plenam salis, et comprimens eum fortiter mitte in ignem et cooperi carbonibus per noctem, et in crastinum tere eum diligentissime super lapidem siccum. Cumque acceperis surculos graciles colloca eos in praedictum cavum lignum, ita ut duae partes cavi sint inferius, et tertia superius, sicque linies laminas cupreas ex utraque parte melle puro, aspergens desuper sal tritum, et collocabis super surculos illos conjunctim, cooperiens diligenter altero ligno ad hoc aptato, ita ut nihil spiraminis exire possit. Post fac foramen terebrari in angulo ipsius ligni per quod possis infundere acetum calefactum aut urinam calidam, ita ut tertia pars ejus impleatur, et mox obstrue foramen. Hoc lignum in tali loco debes ponere, ubi possis illud sterquilinio ex omni parte cooperire. Post quatuor vero septimanas solve cooperculum et quicquid super cuprum inveneris, erade et serva, et iterum reponens cooperi ordine quo supra.

Cap. XXXIV. *de viridi hispanico.*

Si vero viride hispanicum componere velis, tolle cupri tabulas attenuatas et radens eas diligenter ex utraque parte, perfunde aceto puro et calido absque melle et sale, conponesque eas in ligno minori cavo, ordine quo supra. Post duas septimanas respice ac rade, sicque facies donec tibi color sufficiat.

Cap. XXXV. *de cerosa.*

Cerosam autem compositurus fac tibi plumbeas tabulas attenuari, et componens eas siccas in cavo ligno sicut cuprum supra,

infuso aceto calido sive urina cooperi. Deinde post mensem solve cooperculum et quicquid album fuerit auferens, rursum repone sicut prius. Cumque tibi suffecerit, et minium inde facere placuerit, eandem cerosam tere super lapidem absque aqua, et deinde mittens in ollas novas duas vel tres pone super carbones ardentes, habeas autem ferrum gracile curvum ex una parte ligno aptatum et in summitate latum, cum quo movere ac miscere ipsam cerosam interdum possis, atque hoc tam diu facies donec minium omnino rubeum fiat.

Explicit liber primus.

Incipit Prologus libri secundi.

In praecedenti libello, frater karissime, sincere dilectionis affectu non me piguit tuae indoli insinuare, quanti honoris quantumque perfectionis sit, otium declinare, et inertiam desidiamque calcare; quamque dulce ac delectabile, diversarum utilitatum exercitiis operam dare, juxta vocem oratoris cujusdam dicentis: Scire aliquid laus est; culpa est, nil discere velle. Nec pigritetur quispiam, eum, de quo Salomon ait, *qui addit scientiam, addit laborem,* apprehendere; quia, quantus ex eo procedat animae et corporis profectus, diligens meditator poterit advertere. Nam luce clarius constat, quia, quisquis otio studet ac levitati, fabulis quoque supervacuis operam dat, et scurrilitati, curiositati, potationi, ebrietati, rixae, pugnae, homicidio, luxuriae, fustis, sacrilegiis, periuriis et caeteris hujusmodi, quae contraria sunt oculis Dei respicientis super humilem et quietum et operantem cum silentio in nomine domini, et obedientem praecepto b. Pauli apostoli: *Magis autem laboret operando manibus suis, quod bonum est, ut habeat unde tribuat necessitatem patienti.* Hujus ergo imitator desiderans fore, apprehendi atrium (*) agiae sophiae conspicorque cellulam diversorum colorum omnimoda varietate refertam et monstrantem singulorum utilitatem ac naturam. Quo mox inobservato pede ingressus, replevi armariolum cordis mei sufficienter ex omnibus, quae diligenti experientia sigillatim perscrutatus, cuncta visu manibusque probata

(*) *atrium* deest in nostro.

satis lucide tuo studio commendavi absque invidia. Verum quoniam hujusmodi picturae usus perspicax non valet esse, quasi curiosus explorator omnibus modis elaboravi cognoscere, quo artis ingenio et colorum varietas opus decoraret, et lucem diei solisque radios non repelleret. Huic exercitio dans operam vitri naturam comprehendo, ejusque solius usu et varietate id effici posse considero, quod artificium, sicut visum et auditum didici, studio tuo indagare curavi.

Explicit prologus. Incipiunt capitula.

Incipit liber secundus.

Cap. I. . . . .

Si sederit animo tuo ut vitrum componas, primum incide ligna faginea multa et exsicca ea. Deinde combure ea pariter in loco mundo, et cineres diligenter colligens, cave ne quicquam terrae vel lapidis commisceas. Postmodum compone furnum ex lapidibus et argilla, longitudine pedum XV. et latitudine X. in hunc modum. Primum pone fundamenta in utroque longitudinis latere spissitudine pedis unius, faciens larem in medio firmum et aequalem lapidibus et argilla, dividens eum inter tres partes aequales, ita ut duae partes sint per se et tertia per se divisa, muro in latitudine posito. Deinde fac foramen in utraque fronte latitudinis, per quod possint ligna et ignis imponi, et aedificans murum in circuitu usque ad latitudinem pene quatuor pedum, fac iterum larem firmum et aequalem per omnia, et sine murum divisionis aliquantulum ascendere. Post quae fac in majori spatio quatuor foramina in uno latere longitudinis, et quatuor in altero per medium laris, in quibus ponantur vasa operis, duoque foramina in medio per quae flamma possit ascendere, et aedificans murum in circuitu, fac duas fenestras quadras longitudine et latitudine unius palmi, in utroque latere contra foramina unam, per quas vasa imponantur et eiciantur cum his, quae in illis mittuntur. Fac etiam in minori spatio foramen per medium laris juxta parietem medium, et fenestran ad mensuram palmi juxta parietem frontis exteriorem, per quam possit imponi et assumi quod necessarium est operi. Postquam haec ita ordinaveris, fac partem interiorem cum muro exteriori in

similitudinem fornacis arcuarii, interius altitudine modice amplius pedis dimidii, ita ut superius larem facias aequalem per omnia, cum labro altitudine trium digitorum in circuitu posito, ut quicquid operis vel utensiliorum superponitur non possit cadere. Iste furnus dicitur clibanus operis.

Cap. II. *de furno refrigerii.*

Fac et alium furnum, longitudine pedum X et latitudine VIII. altitudine vero IV. Hinc facies in una fronte foramen ad imponenda ligna et ignem, et in latere uno fenestram pedis unius ad imponendum et eiciendum quod necessarium fuerit, et larem interius firmum et aequalem. Iste furnus dicitur clibanus refrigerii.

Cap. III. *de furno dilatandi et utensiliis operis.*

Facies etiam furnum tertium longitudine pedum sex, latitudine quatuor, altitudine trium, et foramen fenestramque et larem sicut superius. Hic furnus dicitur clibanus dilatandi et aequandi; utensilia vero ad hoc opus necessaria sunt fistula ferrea duarum ulnarum, grossitudine pollicis unius, forcipes duo in una parte ferri percussi, trullae ferreae duae atque alia lignea et ferrea, quae volueris.

Cap. IV. *de commixtione cinerum et sabuli.*

His ita compositis accipe ligna faginea omnino in fumo exsiccata, et accende ignem copiosum in majori furno ex utraque parte. Deinde tollens duas partes cinerum de quibus supra diximus, et tertiam sabuli diligenter de terra et lapidibus purgati, quod de aqua tuleris, commisce in loco mundo. Cumque diu et bene commixta fuerint, levans cum trulla ferrea pone in minori parte furni super larem superiorem ut coquantur, et cum coeperint calefieri, statim eadem move ne forte liquefiant a calore ignis et conglomerentur, sicque facies per spatium unius noctis et diei.

Cap. V. *de vasis operis et de coquendo vitro albo.*

In quo spatio accipe lutum album, ex quo componuntur ollae, et exsiccans tere diligenter, et infusa aqua macera cum ligno fortiter, et compone vasa tua, quae sint superius lata, inferius vero stricta, habentia circa ora labium parvum interius recurvum. Quae cum sicca fuerint, accipe cum forcipe ponens ea in foramina furni candentis ad hoc aptata, et levans cum trulla cineres coctos cum

sabulo mixtos, imple omnia vasa vespere, et per totam noctem adde ligna sicca, ut vitrum ex cineribus et sabulo liquefactum pleniter coquatur.

Cap. VI. *quomodo operentur vitreae tabulae.*

Mane hora prima accipe fistulam ferream, et si tabulas vitreas facere volueris, pone summitatem ejus in vas unum vitro plenum, cui cum adhaeserit, volve ipsam fistulam in manu tua donec conglomeretur circa eam, quantum volueris; moxque eiciens appone ori tuo et suffla modicum, statimque removens ab ore tene juxta maxillam, ne forte, si retraxeris anhelitum, trahas flammam in os tuum. Habeas quoque lapidem aequalem ante fenestram super quem modice percuties ipsum candens vitrum, ut aequaliter ex omni parte pendeat, et statim cum festinatione crebro sufflans, totiens ab ore remove. Cumque videris illud dependere quasi vesicam longam, adhibe summitatem ejus ad flammam, et statim liquefacto apparebit foramen, acceptoque ligno ad hoc opus facto, fac foramen amplum sicut est in medio. Deinde conjunge oram ipsius, superiorem videlicet partem ad inferiorem, ita ut ex utraque parte conjunctionis foramen appareat. Statimque cum humido ligno conjunge ipsum vitrum juxta fistulam, et excute modicum et separabitur. Mox etiam calefac ipsam fistulam in flamma fornacis, donec liquefiat vitrum quod ei jungitur, et cum festinatione pone super oras duas vitri conjunctas et adhaerebit. Quod continuo elevans mitte in flamma fornacis donec liquefiat foramen unde prius fistulam separasti, et accepto ligno rotundo dilata sicut alterum et complicans oram ejus in medio separansque a fistula cum ligno humido, da puero, qui inducto ligno per foramen ejus portabit in foramen refrigerii, qui mediocriter calefactus sit. Hoc genus vitri purum est et album. Eodem modo atque eodem ordine operare similes partes vitri, donec tibi sex vasa haurias (*).

Cap. VI. *de croceo vitro.*

Quod si videris vas aliquod in croceum colorem mutari, sine illud coqui usque horam tertiam, et habebis croceum leve, et operare inde quantum volueris ordine quo supra. Si vis permitte

(*) Lips. habet, *donec vasa exhaurias.*

coqui usque horam sextam et habebis croceum rubicundum; fac etiam inde quod libuerit.

Cap. VII. *de purpureo vitro.*

Si vero perspexeris quod se forte vas aliquod in fulvum colorem convertat, qui carni similis est, hoc vitrum pro membrana habeto, et auferens inde quantum volueris, reliquum coque per duas horas, videlicet a prima usque ad tertiam, et habebis purpuream levem; et rursum coque a tertia usque ad sextam, erit purpurea rufa et perfecta.

Cap. VIII. *de dilatandis vitreis tabulis.*

Cum autem ex his coloribus operatus fueris quantum potueris, et vitrum in furno refrigeratum fuerit, expone opus tuum universum, et fac ignem copiosum accendi in furno in quo debet dilatari et aequari. Quo videlicet candente accipe ferrum calidum, et findens unam partem vitri, pone super larem candentis furni, et cum coeperit molliri, tolle forcipem ferreum et lignum aequale, aperiensque in ea parte qua fissum est, dilatabis et cum forcipe secundum libitum aequabis. Cumque omnino aequatum fuerit, mox eiciens inde mitte in furnum refrigerii modice calefactum, sic ut non jaceat, sed stet ad parietem ejus tabula, juxta quam statues et aliam parimodo aequatam, ac tertiam et reliquas omnes. Quae cum frigidae fuerint, utere eis in componendis fenestris findendo particulatim qualiter volueris.

Cap. IX. *quomodo fiant vasa vitrea.*

Vasa vero facturus compone vitrum ordine quo supra, et cum sufflaveris secundum quantitatem quam volueris, non facies foramen in fundo sicut superius, sed ita integrum separabis a fistula cum ligno aquae intincto, quam fistulam mox calefactam adhaerere facies in ipso fundo. Elevans vero vas calefacies in flamma, et cum ligno rotundo dilatabis foramen illud unde fistulam separasti, formans oram ejus ac dilatans secundum libitus tuos, amplificabisque circa fistulam fundum ut inferius cavum sit. Quod si volueris ansas in eo facere, quibus possit pendere, accipe gracile ferrum, mittens illud summotenus in vas vitri, et cum ei modicum adhaeserit, auferens pone super vas, in quo loco placuerit, et cum adhaeserit, calefacies ut firmiter haereat. Fac ex his ansis quot

velis, interim tenens vas juxta flammam ut calidum sit nec tamen liquescat. Aufer etiam modicum vitri a furno ita ut filum post se trahat, et apponens vasi in quo loco volueris, circumvolve juxta flammam ut haereat. Quo facto secundum consuetudinem amovebis fistulam, mittens vas in furnum refrigerii; atque hoc modo operaberis, quantum velis.

Cap. x. *de ampullis cum longo collo.*

Quod si volueris ampullas cum longo collo facere, sic age. Cum sufflaveris calidum vitrum quasi vesicam magnam, obstrue foramen fistulae pollice tuo, ne forte ventus exeat, vibrans ipsam fistulam cum vitro, quod ei appendet, ultra caput tuum, eo modo quasi velis eam proicere, et mox extenso collo ejus in longum, elevata manu tua in altum, sine ipsam fistulam cum vaso inferius dependere, ut collum non curvetur, et sic separans cum humido ligno mitte in furnum refrigerii.

Cap. - - - *de diversis vitri coloribus.*

Inveniuntur in antiquis aedificiis paganorum in musivo opere diversa genera vitri; videlicet album, nigrum, viride, croceum, saphireum, rubicundum, purpureum, et non est perspicax, sed densum in modum marmoris, et sunt quasi lapilli quadri, ex quibus fiunt electra in auro, argento et cupro, de quibus in suo loco sufficienter dicemus. Inveniuntur etiam vascula diversa eorundem colorum, quae colligunt Franci in hoc opere peritissimi, et saphireum quidem fundunt in furnis suis, addentes ei modicum vitri clari et albi, et faciunt tabulas saphiri pretiosas ac satis utiles in fenestris. Faciunt etiam ex purpura et viridi similiter.

Cap. - - - *de vitreis scyphis, quos graeci auro et argento decorant.*

Graeci vero faciunt ex eisdem saphireis lapidibus, pretiosos scyphos ad potandum, decorantes eos auro hoc modo. Accipientes auri petulam, de qua superius diximus, formant ex ea effigies hominum, aut avium, sive bestiarum, vel foliorum, et ponunt eos cum aqua super scyphum in quocumque loco voluerint; et haec petula debet aliquantulum spissior esse. Deinde accipiunt vitrum clarissimum, velut crystallum, quod ipsi componunt, quodque mox, ut senserit calorem ignis, solvitur, et terunt diligenter super lapidem porfiriticum cum aqua, ponentes cum pincello tenuissime

super petulam per omnia, et cum siccatum fuerit, mittunt in furnum, in quo fenestrae vitrum pictum coquitur, de quo postea dicemus, supponentes ignem et ligna faginea in fumo omnino siccata. Cumque viderint flammam scyphum tandiu pertransire donec modicum ruborem trahat, statim eicientes ligna, obstruunt furnum, donec per se frigescat; et aurum nunquam separabitur.

Item *alio modo.*

Faciunt et alio modo, accipientes aurum in molendino molitum, cujus usus est in libris, temperant aqua, et argentum similiter, facientes inde circulos et in eis imagines, sive bestias, aut aves, opere variato, et liniunt haec vitro lucidissimo, de quo supra diximus. Deinde accipientes vitrum album et rubicundum ac viride, quorum usus est in electris, terunt super lapidem porfiriticum unumquodque per se diligenter cum aqua, et inde pingunt flosculos et nodos, aliaque minuta, quae voluerint, opere vario inter circulos et nodos, et limbum circa oram; et hoc mediocriter spissum, coquentes in furno ordine quo supra. Faciunt quoque scyphos ex purpura sive levi saphiro, et fialas mediocriter extento collo circumdantes filis ex albo vitro factis, ex eodem ansas imponentes. Ex aliis etiam coloribus variant diversa opera sua pro libitu suo.

Cap. - - - *de vitro graeco, quod musivum opus decorat.*

Vitreas etiam tabulas faciunt opere fenestrario ex albo vitro lucido, spissas ad mensuram unius digiti, findentes eas calido ferro per quadras particulas minutas, et cooperientes eas in uno latere auri petula, superliniunt vitrum lucidissimum tritum ut supra, et componunt eas conjunctim super ferream tabulam, de qua paulo inferius dicemus, coopertam calce sive cineribus coquentes in furno fenestrarum ut supra. Hujusmodi vitrum interpositum musivum opus omnino decorat.

Cap. - - - *de vasis fictilibus diverso colore vitri pictis.*

Scutellas quoque fictiles et navicula faciunt, aliaque vasa fictilia, pingentes ea hoc modo. Accipiunt omnium genera colorum, terentes ea singillatim cum aqua, et ad unumquemque colorem miscentes ejusdem coloris vitrum per se minutissime tritum cum aqua, quintam partem inde pingunt circulos sive arcus vel

quadrangulos, et in eis bestias, aut aves, sive folia vel aliud quodcumque voluerint. Postquam vero ipsa vasa talimodo depicta fuerint, mittunt ea in furnum fenestrarum, adhibentes inferius ignem atque ligna faginea sicca, donec a flammis circumdata candescant, sicque extractis lignis furnum obstruunt. Possunt etiam eadem vasa per loca decorare auri petula, sive molito auro et argento, modo quo supra, si voluerint.

Cap. - - - *de componendis fenestris.*

Cum volueris fenestras componere vitreas, primum fac tibi tabulam ligneam aequalem tantae latitudinis et longitudinis, ut possis unius cujusque fenestrae duas partes in ea operari, et accipiens cretam atque radens cum cultello per totam tabulam, asperge desuper aquam per omnia, et frica cum panno per totum. Cumque siccata fuerit, accipe mensuram unius partis in fenestra longitudinem et latitudinem, pingens eam in tabula regula et circino cum plumbo vel stagno, et si vis limbum in ea habere pertrahe cum latitudine qua tibi placuerit. et opere quo volueris. Quo facto pertrahe imagines quot volueris in primis plumbo vel stagno, sicque rubeo colore sive nigro, faciens omnes tractus studiose, quia necessarium erit cum vitrum pinxeris, ut secundam tabulam conjungens umbras et lumina. Deinde disponens varietates vestimentorum, nota uniuscujusque colorem in suo loco, et aliud quodcumque pingere volueris littera colorem signabis. Post haec accipe vasculam plumbeum, et mittens in eo cretam cum aqua tritam, fac tibi pincellos duos vel tres ex pilo, videlicet de cauda mardi, sive grisii, vel spirioli, aut catti, sive de coma asini; et accipe unam partem vitri cujuscumque generis volueris, quae ex omni parte major sit loco in quo ponenda est, adhibens eam campo ipsius loci, et sicut consideraveris tractus in tabula per medium vitrum, ita pertrahe cum creta super vitrum exteriores tractus tantum, et si vitrum illud densum fuerit sic ut non possis perspicere tractus qui sunt in tabula, accipiens album vitrum pertrahe super eum, utique cum siccum fuerit pone densum vitrum super album elevans contra lucem, et sicut perspexeris, ita pertrahe. Eodem modo designabis omnia genera vitri sive in facie, sive vestimentis, in manibus, in pedibus, in limbo, vel in quocumque loco colores ponere volueris.

Cap. --- *de dividendo vitro.*

Postea calefacies in foco ferrum divisorium, quod sit per omnia gracile, sed in fine grossius, quod cum canduerit in grossiori parte appone vitro, quod dividere volueris, et mox apparebit initium fracturae. Si vero vitrum durum fuerit, madefac illud digito tuo ex saliva in loco, ubi ferrum posueras, quo statim fisso, secundum quod dividere volueris, trahe ferrum et fissura sequetur. Omnibus vero partibus ita divisis, accipe grosarium ferrum, quod sit longitudine unius palmi utroque capite recurvum, cum quo aequabis et conjunges omnes partes, unamquamque in suo loco. His ita compositis accipe colorem cum quo vitrum pingere debes, quem tali modo compones.

Cap. --- *de colore cum quo vitrum pingitur.*

Tolle cuprum tenue percussum, cumburens in parvula patella ferrea, donec pulvis omnino sit, et accipe particulas viridis vitri, et saphiri graeci, terens singulariter inter duos lapides porfiriticos et commiscens haec tria simul, ita ut sit tertia pars pulvis, et tertia viride, tertiaque saphirum, teres pariter super ipsum lapidem cum vino vel urina diligentissime, et mittens in vas ferreum sive plumbeum, pinge vitrum cum omni cautela secundum tractus, qui sunt in tabula. Quod si litteras in vitro facere volueris, partes illas cooperies omnino ipso colore, scribens eas cauda pincelli.

Cap. --- *de ornatu picturae in vitro.*

Vmbras et lumina vestimentorum, si studiosus fueris in hoc opere, poteris eodem modo facere, sicut in pictura colorum, tali modo. Cum feceris tractus in vestimentis ex colore praedicto, sparge eum cum pincello ita ut vitrum fiat perspicax in ea parte, qua luminam facere consuevisti in pictura, et idem tractus in una parte sit densus in altera levis, atque levior cum tanta diligentia discretus, quasi videantur tres colores appositi. Quem ordinem etiam observare debes infra supercilia, et circa oculos atque nares et mentum, ac circa facies juvenum, circa pedes nudos et manus et reliqua membra nudi corporis, sitque species picturae composita colorum varietate.

Cap. --- *de furno in quo vitrum coquitur.*

Sit etiam quidam ornatus in vitro, videlicet in vestibus, in

sedibus, et in campis, in saphiro, in viridi et albo, purpureoque colore claro. Cum feceris priores umbras in hujusmodi vestimentis, et siccae fuerint, quicquid reliquum est vitri, cooperi levi colore, qui non sit tam densus sicut secunda umbra, nec tam clarus sicut tertia, sed inter has medius. Quo exsiccato fac cum cauda pincelli juxta priores umbras, quas feceras, subtiles tractus ex utraque parte, ita ut inter hos tractus et priores umbras illius levius coloris subtiles tractus remaneant. In reliquo autem fac circulos et ramos, et in eis flores ac folia eodem modo, quo fiunt in litteris pictis, sed campos, qui coloribus implentur in litteris, debes in vitro subtilissimis ramusculis pingere. Potes etiam in ipsis circulis interdum bestiolas et avicolas et vermiculos ac nudas imagines inserere. Eodem modo facies campos ex albo clarissimo, cujus campi imagines vesties cum saphiro, viridi, purpura, et rubicundo. In campis vero saphiri et viridi coloris eodem modo depictis, et rubicundi non picti, facies vestimenta ex albo clarissimo, quo vestimenti genere nullum speciosius est. Ex supra dictis tribus coloribus pinges in limbis ramos et folia, flores et nodos, ordine quo supra, et uteris eisdem in vultibus imaginum et manibus ac pedibus et in nudis membris per omnia pro eo colore, qui in praecedenti libro dicitur posc. Croceo vitro non multum uteris in vestimentis nisi in coronis et in eis locis ubi aurum ponendum esset in pictura. His omnibus compactis ac depictis coquendum est vitrum et color confirmandus in furno quem compones hoc modo.

Cap. - - - *quomodo coquatur vitrum.*

Accipe virgas flexibiles infigens eas terrae in angulo domus, utroque capite aequaliter in similitudinem arcuum, qui arcus habeant altitudinem pedis et dimidii, latitudinem quoque similem, longitudinem vero modice amplius duorum pedum. Deinde macerabis argillam fortiter cum aqua et fimo equi, ita ut tres partes sint argilla, et quarta fimus. Qua optime macerata miscebis ei foenum siccum, faciens ei pastillos longos et cooperies arcum virgarum interius et exterius ad spissitudinem unius pugni, et in medio superius relinques foramen rotundum per quod possis manum tuam imponere, facies etiam tibi tres trabes ferreos grossitudine unius

digiti, et longitudine tanta ut possint transire latitudinem furni, quibus facies ex utraque parte tria foramina, ut cum volueris possis imponere et eicere. Tunc pones in furnum ignem et ligna donec exsiccetur.

Cap. *Item quomodo coquatur vitrum.*

Interim fac tibi tabulam ferream ad mensuram furni interius, exceptis duobus digitis in longitudine et duobus in latitudine, super quam cribrabis calcem vivum siccum, sive cineres spissitudine unius festucae, et cum aequali ligno compones eos ut firmiter jaceant. Habebit eadem tabula caudam ferream, per quam possit portari et imponi ac extrahi. Pones autem super eam vitrum pictum diligenter et conjunctum, ita ut in exteriore parte versus caudam ponas viride et saphirum, ac interius album et croceum et purpureum, quod durius est contra ignem, et sic immissis trabibus pones super eos tabulam. Deinde accipies ligna faginea in fumo valde sicca, et accendes ignem modicum in furno, postea majorem cum omni cautela, donec videas flammam retro, et ex utraque parte inter furnum et tabulam ascendere, et vitrum transiendo atque quasi lingendo cooperire, tamdiu donec modice candescat, et statim eiciens ligna obstrues os fornacis diligenter, ac superius foramen per quod fumus exibat, usque dum per se refrigeret. Ad hoc valet calx et cinis super tabulam, ut servet vitrum, ne super nudum ferrum a calore confringatur. Ejecto autem vitro proba, si possis cum ungue tuo colorem erodere; si non, sufficit ei, si autem, iterum repone. Tali modo partibus omnibus coctis, repone super tabulam singulas in suo loco, deinde funde calamos ex puro plumbo hoc modo.

Cap. - - - *de ferris infusoriis.*

Fac tibi duos ferros, qui habeant latitudinem digitorum duorum et spissitudinem unius digiti, longitudinemque unius ulnae. Hos copulabis in una summitate in modum cardinum ut sibi adhaereant, et uno clavo firmentur, ita ut possint claudi et aperiri, et in altero capite facies eos aliquantulum latiores et tenuiores ita, ut cum clauduntur, sit quasi initium foraminis interius, et exteriores costae aequaliter procedant, sicque conjunges eos cum runcina et lima, ut nihil luminis inter eos perspicere possis. Post

haec separabis eos ab invicem, acceptaque regula facies in medio unius partis duas lineas, et e contra in medio alterius duas, a summo usque deorsum parva latitudine, et fodies ferro fossorio, quo candelabra fodiuntur ac cetera fusilia, quam profunde volueris, et rade interius inter duas regulas modicum in utroque ferro, ut cum plumbum in eis fuderis, una pars fiat. Os vero, in quod funditur, ita ordinabis, ut una pars ferri jungatur in alteram, ne possit in fundendo vacillare.

Cap. - - - *de fundendis calamis.*

Post haec fac tibi larem ubi plumbum fundas, et in lare fossam in quo ponas testam ollae magnam, quam linies interius et exterius argilla cum fumo (*) macerato ut firmior sit, et super eam accendes ignem copiosum. Cumque siccata fuerit, pone plumbum super ignem intra testam ita, ut cum liquefactum fuerit fluat in eam. Iterum aperiens ferrum calami pone super carbones, ut calidum fiat, et habeas lignum longitudinis unius ulnae, quod sit in uno capite, quo manu tenebitur, rotundum, in altero vero planum et latum ad mensuram quatuor digitorum, ubi incidatur in transverso usque in medium secundum latitudinem ferri, in quam incisuram ipsum ferrum calidum et in se clausum pones, et ita in superiori parte manu modicum reflexa tenebis, ut inferiori parte super terram stet, acceptaque parvula patella ferrea calefacta, hauri liquefactum plumbum et funde in ferrum. Et statim depone patellam super ignem ut semper calida sit, ejectumque ferrum a ligno super terram aperi cum cultello, et eiciens calamum rursum claude et repone in lignum. Si autem non possit plumbum ferro funditus influere, calefacto melius ferro iterum funde, sicque temperabis donec plenum fiat, quia, si aequaliter temperatum fuerit, in uno calore plus quam quadraginta calamos fundere poteris.

Cap. - - - *de ligneo infusorio.*

Quod si ferrum non habueris, perquire tibi lignum abietinum vel aliud, quod aequaliter findi possit, longitudinis, latitudinis et spissitudinis ut supra, quod fissum incide exterius rotundum. Deinde

(*) C. L. *fimo.*

ordinabis duo signa parvula exterius in utraque utriusque ligni fronte, secundum quod volueris calamum esse latum in medio, accipiensque filum lineum retortum et gracile, madefac illud in rubeo colore, disjunctisque lignis super unam partem interius appone ipsum filum a signo, quod incidisti superius, usque ad signum inferius, ita ut firmiter extendatur, et adjungens illi alterum lignum fortiter comprime, ita ut cum separaveris color in utrisque partibus appareat. Ejectumque filum et rursum colore madidum affige in alterum signum, iterumque super pone alterum lignum et comprime. Cumque in utrisque partibus color apparuerit, incide cultello calamum, quam latum et profundum volueris sic tamen ut incisura finem non pertranseat, sed superius, ubi infundi debet, foramen habeat. Quo facto ligna conjunge, ligans cum corriga a summo usque deorsum, et tenens cum ligno infunde plumbum, solutaque corriga eice calamum. Rursumque ligans et infundens, hoc tam diu facies, donec ustura usque in finem incisurae perveniat, sicque postea leviter, quoties et quantum volueris, infundere poteris. Cumque tibi sufficere calamos videris, incide lignum duobus digitis latum et tam spissum sicut calamus latus est interius, dividens illud in medio ita, ut in una fronte integrum sit et in altera incisum ubi calamus inferatur. Quem impositum incide cum cultello ex utraque parte, et plana et rade sicut placuerit.

Cap. - - - *de conjungendis et solidandis fenestris.*

His ita completis acccipe stagnum purum et commisce ei quintam partem plumbi, et funde in supradicto ferro sive ligno quot calamos volueris, cum quibus opus tuum solidabis. Habeas quoque clavos quadraginta longitudine digiti unius, qui sint in uno capite graciles et rotundi, in altero quadri et recurvi penitus, ita ut foramen appareat in medio. Deinde accipe vitrum pictum et coctum et pone secundum ordinem in altera parte tabulae ubi nulla pictura est. Post haec tolle caput unius imaginis, et circumvolvens illud plumbo repone diligenter in suo loco, et circumfige ei tres clavos cum malleo ad hoc opus apto, adjungens ei pectus et brachia ac reliqua vestimenta; et quamcumque partem stabilieris, confirma eam exterius clavis ne moveatur a suo loco. Tunc habeas ferrum solidatorium quod sit longum et gracile, in summitate vero grossum ac rotundum,

et in summo ipsius rotunditatis deductum et gracile, limatum et superstannatum, ponaturque in ignem. Interim accipe calamos stanneos quos fudisti, et perfunde eos cera ex utraque parte, et radens plumbum in superficie per omnia loca, quae solidanda sunt. Accepto ferro calido appone ei stagnum, in quocumque loco duae partes plumbi conveniunt, et cum ferro linies donec sibi adhaereant. Statutis vero imaginibus eodem modo ordinabis campos cujuscumque coloris volueris, et sic particulatim compones fenestram. Perfecta vero fenestra et in uno latere solidata, conversam in aliud simili modo radendo et solidando confirmabis per omnia.

Cap. - - - *de gemmis picto vitro imponendis.*

In imaginibus vero fenestrarum si volueris in crucibus, et in libris, aut in ornatu vestimentorum, super vitrum pictum gemmas facere alterius coloris absque plumbo, videlicet iacinctos et smaragdos, hoc modo agas. Cum feceris in suis locis cruces in capite majestatis, aut librum, sive ornamenta in fine vestium, quae in pictura fiunt ex auro sive ex auripigmento, haec in fenestris fiant ex croceo vitro claro. Quae cum pinxeris opere fabrili, dispone loca in quibus lapides ponere volueris, acceptisque particulis saphiri clari, forma inde iacinctos secundum quantitatem locorum suorum, et ex viridi vitro smaragdos, et sic age ut inter duos jacinctos semper smaragdus stet. Quibus diligenter in suis locis conjunctis et stabilitis, densum colorem trahe circa eos cum pincello, ita ut inter duo vitra nihil fluat, sicque cum reliquis partibus in furno coque et adhaerebunt sibi ita ut nunquam cadant.

Cap. - - - *de simplicibus fenestris.*

Si vero volueris simplices fenestras componere, mensuram longitudinis et latitudinis primum fac in lignea tabula, deinde pertrahe nodos vel aliud quod libuerit, distinctisque coloribus inponendis, finde vitrum et grosa conjunge, adhibitisque clavis include plumbo, et solida ex utraque parte, circumpone ligna clavis firmata et configе ubi volueris.

Cap. - - - *quomodo reformetur vas vitreum fractum.*

Si forte vas vitreum cujuscumque generis cadit aut percutitur, ita ut frangatur vel findatur, hoc modo reparetur. Tolle cineres et cribra eos diligenter macerans cum aqua, et inde imple vas

fractum et pone ad solem ut siccetur. Cumque omnino cineres sicci fuerint, adjunge vasi partem fractam, cavens ne in junctura quicquam cinerum vel aliquid sordis remaneat, et accipe saphirum ac viride vitrum quod a calore flammae levissime liquefiat, terens diligenter cum aqua super lapidem porfiriticum, et cum pincello linies super fracturam subtilem tractum. Deinde pone super tabulam ferream, et eleva vas aliquantulum ex ea parte ubi fractura est, ut flamma super eam aequaliter transeat, sicque mitte in furnum fenestrarum, supponens ligna faginea sicca et ignem paulatim, donec vas calescat et cineres in eo, statimque auge ignem ut flamma crescat. Cumque videris quod vix rubescat, ejectis lignis obstrue diligenter os fornacis et foramen superius, donec penitus refrigeretur. Ablato vase eice cineres absque aqua, sicque lavabis illud et habebis ad quos usus volueris.

Cap. - - - *de anulis.*

Ex vitro etiam fiunt anuli hoc modo. Compone furnum parvulum ordine quo supra, deinde acquire cineres, sal, pulverem cupri et plumbum. Hisque compositis distinge colores vitri quos volueris, suppositoque igne et lignis coque. Interim acquire tibi lignum longitudine unius palmi, et grossitudine unius digiti, et in tertia ejus parte pone rotulam ligneam latitudine unius palmae, ita ut duas partes ligni teneas in manu, et rotula super manum jaceat firmiter ligno conjuncta, et tertia pars ligni super rotulam emineat, quod lignum in summitate gracile incidatur, et ita in ferro jungatur sicut jungitur hasta in lancea, quod ferrum habeat longitudinem unius pedis, cui lignum ita inseratur, ut in junctura aequale sit ligno, et ab ipso loco gracilius sit eductum usque in finem, ubi omnino sit acutum. Et juxta fenestram fornacis in dextra parte, hoc est in sinistra tua, stet lignum grossitudine brachii unius in terra fossum, et pertingens usque ad summitatem fenestrae; in sinistra vero fornacis, hoc est in dextra tua, juxta ipsam fenestram, stet fossula in argilla facta. Deinde cocto vitro, accipe lignum cum rotula et ferro, quod vocatur veru, et pone summitatem ejus in vas vitri, modicumque quod ei adhaeserit extrahens punge fortiter in lignum, ut vitrum transforetur, statimque calefac in flamma et percute ferrum super lignum bis, ut vitrum dilatetur, atque cum

festinatione volve manum tuam cum eodem ferro, ut anulus in rotundum amplificetur; et ita volvendo fac eum descendere usque ad rotulam, ut aequalis fiat. Quo statim ejecto in fossulam, eodem modo operare quantum velis. Quod si volueris anulos aliis coloribus variare, cum acceperis vitrum et transpunxeris cum gracili ferro, eice de alio vase alterius coloris vitrum, in modum fili circumdans eo vitrum anuli, deinde calefactum in flamma, sicut superius, simili modo perfice. Potes etiam super anulum alterius generis vitrum ponere sicut gemmam, et calefac in flamma ut adhaereat.

Explicit liber secundus.

Incipit Prologus libri III.

Eximius Prophetarum David, quem Dominus Deus praescivit ante tempora secularia et praedestinavit, quemque juxta simplicitatem et humilitatem mentis illius, secundum cor suum elegit, et sibi dilectae plebi principem praeposuit, utque regimen tanti nominis nobiliter et prudenter disponeret, spiritu principali confirmavit, tota mentis intentione se colligens in amorem sui conditoris, haec inter alia protulit: *Domine, dilexi decorem domus tuae.* Et licet vir tantae auctoritatis tamque capacis intellectus, domum hanc diceret habitationem coelestis curiae, in qua Deus hymnicis choris angelorum inaestimabili praesidet claritate, ad quam ipse totis visceribus anhelabat, dicens: *Unam petii a Domino, hanc requiram, ut inhabitem in domo Domini omnibus diebus vitae meae;* sive receptaculum devoti pectoris et purissimi cordis, cui vere Deus inhabitat, cujus hospitis desiderio idem flagrans orat: *Spiritum rectum innova in visceribus meis, Domine:* tamen ornatum materialis domus Dei, quae locus est orationis, constat eum concupivisse, Nam pene omnes impensas domus, cujus ipse auctor fieri ardentissime desiderio concupivit, sed pro humanis sanguinis licet hostili crebra tamen effusione non meruit, in auro, argento, aere et ferro Salomon filio delegavit. Legerat namque in Exodo, Dominum Moysi de constructione tabernaculi mandatum dedisse, et operum magistros ex nomine elegisse, eosque spiritu sapientiae et intelligentiae et scientiae in omni doctrina implesse ad excogitandum et faciendum

opus in auro et argento et aere, gemmis, ligno, et universi generis arte, noveratque pia consideratione Deum hujusmodi ornatu delectari, quem construi disponebat magisterio et auctoritate Spiritus sancti, credebatque absque ejus instinctu nihil hujusmodi quemquam posse moliri. Quapropter, Fili dilectissime, non cuncteris, sed plena fide crede, spiritum Dei cor tuum implesse, cum ejus ornasti domum tanto decore, tantaque operum varietate; et ne forte diffidas, pandam evidenti ratione, quicquid discere, intelligere, vel excogitare possis artium, septiformis spiritus gratiam tibi ministrare. Per spiritum sapientiae cognoscis a Deo cuncta creata procedere, et sine ipso nihil esse; per spiritum intellectus cepisti capacitatem ingenii, quo ordine, qua varietate, qua mensura valeas insistere diverso operi tuo; per spiritum consilii talentum a Deo tibi concessum, non abscondis, sed cum humilitate palam operando et docendo, cognoscere cupientibus fideliter ostendis; per spiritum fortitudinis omnem segnitiei torporem excutis, et quicquid non lento conamine incipis, plenis viribus ad effectum perducis; per spiritum scientiae tibi concessum, ex abundanti corde dominaris ingenio, et quo perfecte abundas plenae mentis audacia uteris in publico; per spiritum pietatis, quid, cui, quando, quantum vel qualiter operis, et ne surrepat avaritiae seu cupiditatis vitium, mercedis pretium pia consideratione moderaris; per spiritum timoris Domini te nihil ex te posse consideras, nihil inconcessum a Deo te habere seu velle cogitas, sed credendo, confitendo, et gratias agendo quicquid nosti, vel es, aut esse potes, divinae misericordiae reputas. His virtutum stipulationibus animatus, karissime Fili, domum Dei, fiducialiter aggressus, tanto lepore decorasti, et laquearia seu parietes diverso opere, diversisque coloribus distinguens, paradysi Dei speciem floribus variis vernantem, gramine foliisque virentem, et sanctorum animas diversi meriti coronis foventem, quodammodo aspicientibus ostendisti, quodque creatorem Deum in creatura laudant, et mirabilem in operibus suis praedicant, effecisti. Nec enim perpendere valet humanus oculus, cui operi primum aciem infiget; si respicit laquearia, vernant quasi pallia; si considerat parietes, est paradysi species; si luminis abundantiam ex fenestris intuetur, inestimabilem vitri decorem et operis pretiosissimi varietatem miratur.

Quod si forte dominicae passionis effigiem liniamentis expressam conspicatur fidelis anima, compungitur; si quanta sancti pertulerint in suis corporibus cruciamina, quantaque vitae aeternae perceperint praemia conspicit, vitae melioris observantiam accipit; si quanta sint in coelis gaudia, quantaque in tartareis flammis cruciamenta intuetur, spe de suis bonis actibus animatur, et de peccatorum suorum consideratione formidine concutitur. Age ergo nunc, vir bone, felix apud Deum et homines in hac vita, felicior in futura, cujus labore et studio Deo tot exhibentur holocausta, ampliori deinceps accendere sollertia, et quae adhuc desunt in utensiliis domus Domini, ad explendum aggredere toto mentis conamine, sine quibus divina mysteria et officiorum ministeria non valent consistere. Sunt enim haec: Calices, Candelabra, Thuribula, Ampullae, Urcei, sanctorum pignorum Scrinia, Cruces, Plenaria et caetera, quae in usum ecclesiastici ordinis poscit utilitas necessaria. Quae si vis componere hoc incipias ordine.

Explicit Prologus, incipiunt Capitula.

Incipit liber III.

Cap. I. *de constructione fabricae.*

Aedifica tibi domum spatiosam et altam, cujus longitudo ad orientem tendatur, in cujus pariete meridiano facies fenestras quot volueris et possis, ita ut inter duas fenestras quinque pedes sint. Divide autem medietatem domus ad opus fusile faciendum, et cuprum ac stagnum et plumbum operandum, uno pariete usque ad summitatem altitudinis, et rursum divide quod reliquum est in duo uno pariete, ad operandum in una parte aurum, in altera argentum. Fenestrae vero non emineant altius a terra quam uno pede, quorum altitudo sit trium pedum, latitudo duorum.

Cap. II. *de sede operantium.*

Deinde fode fossam ante fenestram, a pariete fenestrae pede

et dimidio, quae stabit in transverso, habens longitudinis trium pedum, latitudinis duorum, quam texes lignis in circuitu, quorum lignorum duo in medio contra fenestram procedant a fossa altitudine dimidii pedis, super quae jungatur discus, unus qui cooperiat genua sedentium in fossa, latitudine duorum pedum, longitudine trium, in transverso super fossam, ita aequalis, ut quicquid minutim auri vel argenti desuper ceciderit, possit diligenter scopari.

Cap III. *de fornace operis.*

Juxta parietem vero prope fenestram in sinistra parte sedentis, figatur lignum in terram, longitudine trium pedum, latitudine duorum, spissitudine pene duorum digitorum, quod cum firmiter steterit, habeat foramen grossitudine unius digiti in medio, a terra altitudine quatuor digitorum. Habeat quoque in anteriore parte lignum strictum sibi conjunctum, et clavis ligneis affixum, latitudine quatuor digitorum, cujus longitudo aequetur majori ligno. Ante quod stabilies aliud lignum aequae latitudinis et longitudinis, ita ut inter duo haec ligna sit amplitudo trium digitorum, et affige illud exterius duobus aut tribus paxillis, et accepta argilla non macerata nec aqua mixta, sed noviter effossa, mitte in illud spatium in primis modicum, et compinge cum ligno rotundo fortiter, deinde amplius et fortiter iterum percute, sicque facies donec duae partes ipsius spatii impleantur, et tertiam dimitte vacuam. Tunc aufer anterius lignum, et cum cultello longo incide argillam aequaliter ante et sursum, deinde gracili ligno percute fortiter. Post haec accipe argillam maceratam et fimo equi mixtam, et compone fornacem et larem ejus, tegens parietem, ne uratur igne, et cum gracili ligno perfora argillam trans foramen quod est retro ligno. Hoc modo compone omnes fornaces fabriles.

Cap. IV. *de follibus.*

Deinde fac tibi folles de pellibus arietum ita. Cum occiduntur arietes non incidantur pelles sub ventre, sed in posterioribus aperiantur, et ita eversentur ut integrae extrahantur, et impletae stramine modice exsiccentur. Postea jaceant in confectione faecis et salis una die et duabus noctibus, tertia vero trahantur in retorta in longitudine sed plus in latitudine. Deinde ungantur et iterum trahantur. Posthaec fiat folli caput ligneum, quod transeat per

collum ejus et ibi ligetur, et in capite foraminis per quod transeat fistula ferrea. Retro vero in latitudine follis ponantur quatuor ligna, quorum duo sibi conjungantur et colligentur in medio, et duo sibi deinde suantur in folle ita, ut juncturae in medio sint superius et inferius, ubi etiam duae ansae ex eadem pelle consuantur, una superius minor, in qua pollex imponatur, altera major inferius, ubi reliqui quatuor digiti immittantur. His completis pone fistulam ferream in foramen fornacis, retro et ante fornacem carbones et ignem, et suffla ut fornax exsiccetur. Utensiliorum autem et ferramentorum nomina in fabrili opere sunt haec.

Cap. v. *de incudibus.*

Incudes latae, aequales et quadrae. Item incudes aequales et cornutae. Item incudes superius rotundae in similitudine dimidii pomi, una major. alia minor, tertia brevis, que vocantur nodi. Item incudes superius longae et strictae quasi duo cornua ab hastili praecedentia, quorum unum sit rotundum et deductum ita, ut in summitate sit gracile, aliud vero latius et in summitate modice recurvum in rotunda aequalitate ad similitudinem unius pollicis. Hae sint majores et minores.

Cap. vi. *de malleis.*

Mallei multi, majores, minores et parvi, in una parte lati, in altera stricti. Item mallei longi et graciles in summitate rotundi, majores et minores.

Cap. vii. *de forcipibus.*

Forcipes manuales fortes, habentes nodos in summitate, majores et minores. Item forcipes mediocres, quibus liminanda quoque teneantur, quae sint in summitate unius caudae graciles, in altera pendeat ferrum tenue et latum, ac perforatum, cui cum posueris aliquid parvum liminandum, comprime fortiter, et mitte gracilem caudam in quod foramen volueris. Item forcipes parvuli, in una summitate sibi adhaerentes, et in altera graciles, quibus grana et alia quaeque minuta componantur. Item forcipes, qui dicuntur carponarii, et majores et minores, quae sint in una summitate integri et plicati, in altera aperti et modice curvi. Item forcipes incisorii majores et minores, in duabus partibus compositi et clavo confixi.

Cap. VIII. *de ferris per quae fila trahuntur.*

Ferri duo latitudine trium digitorum, superius et inferius stricti, per omnia tenues, et tribus ordinibus aut quatuor perforati, per quae foramina fila trahantur.

Cap. IX. *de instrumento quod organarium dicitur.*

Est autem instrumentum ferreum, quod dicitur organarium, quod constat duobus ferris, uno inferius, altero superius; sed pars inferior habet grossitudinem et longitudinem longioris digiti, et est aliquantulum tenuis, habens duo hastilia, quibus lignum infigitur inferius, supra quae in superiori parte eminent duo clavi grossi, qui suscipiunt superiorem partem ferri, quod ferrum habet grossitudinem et longitudinem inferioris, et habet duo foramina in utraque summitate, unum per quod duo clavi superiores inducantur, ut sibi conjungantur. Valde enim conjungi debent cum lima, in quibus utrisque fodiantur fossulae, ita ut per medium foramina appareant, ut cum in majori argentum vel aurum mittitur longum et aequaliter rotundum percussum, feriatur superior pars ferri fortiter cum malleo corneo, et altera manu rotetur aurum vel argentum, et fiant grana rotunda sicut fabae, in sequenti foramine fiant quasi in tertio quasi lentes, et sic minora.

Cap. X. *de limis inferius fossis.*

Fiunt etiam ferri graciles ut festuca, longitudine unius digiti, quadri; sed in uno latere latiores, quorum caudae, in quibus manubria ponuntur, sunt sursum curvae, inferius autem per longitudinem est tractus fossus et limatus quasi sulcus, et ex utraque ejus parte sunt costae acutae limatae. His ferris limantur fila aurea et argentea grossa et subtilia, ita ut in eis grana appareant.

Cap. XI. *de ferris fossoriis.*

Fiunt quoque ferri fossorii ad fodiendum hoc modo. Fit ferrum ex chalybe puro, longitudine digiti majoris, et grossum ut festuca, in medio vero grossius, et est quadrum; una cauda ponatur in manubrium, et in altera summitate limatur una costa, quae est superior, usque ad inferiorem, sed inferior est longior, quae limata gracilis est in cuspide, quod calidum temperatur in aqua. Ad hanc speciem fiunt plures majores et minores. Fit et aliud similiter quadrum, et est latius et tenue, cujus acumen sit in ipsa latitudine,

ita ut duae costae sint superius et duae inferius longiores et aequales. Hoc quoque modo fiant plures parvi et magni. Fit etiam ferrum rotundum et grossum sicut festuca, cujus cuspis ita limetur, ut tractus, quem facit, sit rotundus.

Cap. XII. *de ferris rasoriis.*

Fiunt etiam ferri rasorii graciles, sed in fine aliquantulum latiores, una parte acuti, parvi et magni, quorum aliqui recurvi, pro libitu secundum modum operis. Fiunt etiam ferri eodem modo formati, sed obtusi ad poliendum opus.

Cap. XIII. *de ferris ad ductile.*

Fiunt quoque ferri ad exprimendas imagines, aves, bestias, sive flores, ductiles in auro et argento et cupro, longitudine unius palmi, superius lati et capitati, inferius vero graciles, rotundi, tenues, trianguli, quadranguli, recurvi, pro ut libuerit varietas operis formati, qui malleo debent percuti. Fit vero ferrum eodem modo formatum, sed gracile in fine, in quo est foramen altero ferro graciliorem inditum, et in circuitu limatum, quod cum percussum fuerit in auro vel argento sive cupro deaurato, apparet quasi subtilissimus circulus.

Cap. XIV. *de ferris incisoriis.*

Fiunt quoque ferri incisorii talis magnitudinis, ut plena manu teneantur, et super manum emineant, lati et aequales, inferius etiam manum excedant, lati, tenues et acuti. Horum multi fiunt parvi et magni, quibus inciditur aurum et argentum sive cuprum spissum.

Cap. XV. *de ferris ad faciendos clavos.*

Sunt et ferri tenues et stricti perforati, in quibus capitantur clavi magni, mediocres et parvi.

Cap. XVI. *de ferris infusoriis.*

Sunt etiam ferri infusorii, longi, rotundi et quadri, in quibus funditur liquefactum aurum, argentum vel cuprum. Sunt et circini ferrei duabus partibus compositi, majores et minores, recti et curvi. Limae vero fiunt ex puro chalybe, magnae et mediocres, quadrae, trium *costarum et rotundae. Fiunt* et aliae, ut fortiores sint in medio intus ex molli ferro, exterius vero cooperiuntur chalybe.

Quae cum(*) perversae fuerint secundum magnitudinem, quam eis *auctor* earum dare voluerit, aequantur super runcinam, sicque inciduntur cum malleo ex utraque parte acuto. Inciduntur etiam aliae cum ferro incisorio, de quo supra diximus, cum quibus aequari debet opus, quod cum aliis grossioribus praelimatum fuerit. Cum ex omni parte incisae fuerint, fac temperamentum eorum hoc modo.

Cap. XVII. *de temperamento limarum.*

Combure cornu bovis in igne et rade, atque misce ei tertiam partem salis, et tere fortiter. Deinde mitte limam in ignem, et cum canduerit, salies illam confectionem super eam ex omni parte, aptisque carbonibus valde ardentibus cum festinatione sufflabis per omnia sic ut temperamentum non cadat, et statim eiciens extingue aequaliter in aqua, et inde eiciens siccabis modice super ignem. Hoc modo temperabis omnes quae sunt ex chalybe.

Cap. XVIII. *Item unde supra.*

Facies et parvulas similiter quadras, semirotundas, triangulas, tenues ex molli fero, easque sic temperabis. Cum incisae fuerint cum malleo, sive cum incisorio ferro, aut cum cultello, unges eas veteri aruina porci, et circumdabis coriolis ex hircino corio incisis, ligabisque filo lino. Posthaec cooperies eas argilla macerata singulariter, caudasque nudas dimittes. Cumque siccatae fuerint mittes in ignem, et sufflabis fortiter, comburaturque corium, et cum festinatione extrahens ab argilla extingues aequaliter in aqua, extractasque siccabis ad ignem.

Cap. XIX. *de temperamento ferri.*

Ferri quoque fossorii temperantur hoc modo. Cum limati fuerint et suis manubriis aptati, summitas eorum mittitur in ignem, et mox ut coeperit candescere extrahitur et in aqua extinguitur.

Cap. XX. *Item de eodem.*

Fit etiam ferramentorum aliud temperamentum, quibus vitrum inciditur et molliores lapides hoc modo. Tolle hircum triennem, et liga eum intus tribus diebus sine cibo, quarta da ei filicem comedere et nihil aliud. Quem cum diebus duobus comederit, sequenti nocte cooperi eum in dolio inferius perforato, sub quibus

(*) C. L. *percussae.*

foraminibus pone aliud vas integrum, in quo colligas urinam ejus. Qua duabus vel tribus noctibus tali modo sufficienter collecta, emitte hircum, et in ipsa urina ferramenta tua tempera. In urina etiam rufi pueri parvuli temperantur ferramenta, durius quam in aqua simplici.

Cap. xxi. *de vasculis ad liquefaciendum aurum et argentum.*

Haec omnia prae manibus habeas argillam albam, et tere eam minutissime, acceptisque *vasis vitribus* (*) in quibus aurum vel argentum prius infusum fuit, comminue singulariter. Quae si non habeas, accipe partes albae ollae, et mitte eas in carbones donec incandescant, et si non resiliunt, sine refrigerari et tere singulariter. Deinde pone duas partes argillae tritae et tertiam coctae testae, et commisceas cum aqua tepida, macera fortiter, et inde compone vascula majora et minora, in quibus liquefacies aurum et argentum. Interim vero, dum siccatur, accepta statera, pondera aurum vel argentum, quod operari volueris. Quod si argentum purum non fuerit, hoc modo purifica.

Cap. xxii. *de purificando argento.*

Cribra cineres, commiscens eos aqua, et accipe testam ollae in igne probatam, quae tantae magnitudinis sit, in qua credas liquefieri posse argentum, quod purificari debet, ut non effundatur, et mitte cineres in eam, in medio tenues et circa oram spissos, et sicca ad carbones. Quam siccatam amove carbones a fornace modicum, et pone ipsam testam cum cineribus sub foramine ante fornacem, sic ut ventus ex folle in eam flet, superpositisque carbonibus suffla donec candescant. Deinde mitte argentum in eam et superpone modicum plumbi, superque jectis carbonibus liquefac illud, et habeas juxta te virgam ex sepe vento siccatam, cum qua discooperies diligenter, et purifica ab argento quicquid immunditiae super illud videris, positoque super illud titione, hoc est ligno igne usto, sufflabis mediocriter longo tractu. Cumque plumbum hoc facto ejeceris, si videris argentum nondum purum esse, rursum pone plumbum, superpositisque carbonibus fac sicut prius. Quod si videris argentum ebullire et exsilire, scito stagnum vel auricalcum ei admixtum, et confringe particulam vitri minute, et proice

(*) C. L. *veteribus.*

super argentum, plumbumque adde, appositisque carbonibus fortiter suffla. Deinde respice sicut prius, et cum virgula aufer immunditiam vitri et plumbi, superpositoque titione fac sicut prius, et hoc tamdiu donec purum fiat.

Cap. XXIII. *de dividendo argento.*

Quo purificato si calicem fabricare volueris divide argentum aequaliter in duo, et medietatem serva ad faciendum pedem et patenam; ex altera vero facies vas, cui adicies ex portione patenae partem; verbi gratia, si marca argenti fuerit, adde medietatem, pondus XIIcim nummorum, quos postea inde limabis et rades ut reddas suae parti. Quod si plus fuerit argenti vel minus, secundum suam quantitatem addes, et post haec unicuique parti suum pondus reddes.

Cap. XXIV. *de fundendo argento.*

His ita dispositis mitte argentum in uno vasculorum, et cum liquefactum fuerit, proice modicum salis super illud, moxque effunde in infusorium rotundum quod sit calefactum super ignem, et sit in eo cera liquefacta. Et si per aliquam neglegentiam contigerit, ut argentum fusum non sit sanum, iterum funde, donec sanum fiat. Deinde fac tibi confectionem ex fecibus claris et sale, in qua extinguas argentum quotiens recoxeris.

Cap. XXV. *de fabricando minore calice.*

Cumque coeperis percutere, quaere meditullium in eo, et fac centrum cum circino, et circa eum facies caudam quadram, in qua pedem confidere debes. Cum vero sic attenuatum fuerit, ut manu plicari possit, fac interius circulos cum circino a centro usque in medium, et exterius a medio usque ad oram; et cum rotundo malleo percute interius secundum circulos, ut inde profundidatem capiat, et exterius cum mediocri super rotundam incudem secundum circulos usque ad oram, ut inde strictius fiat; et hoc tamdiu fac donec ei formam et amplitudinem secundum argenti quantitatem acquiras. Quo facto rade interius et exterius aeque cum lima, et circa oram donec aequale per omnia fiat. Deinde residuam medietatem argenti sicut supra divide in duo, et ab una parte aufer pondus sex nummorum, et adde alteri, in qua pedem facies, quod postea inde limando auferes et suae parti reddes. Sicque funde et percute

pedem sicut vas, usque dum attenuetur, excepto quod caudam non facies in eo. Quo attenuato profundidatem dabis ei cum malleo rotundo interius et exterius, incipiesque nodum facere cum mediocri malleo super rotundam incudem, et inde super longam ex utraque parte, donec collum tam gracile facies sicut volueris. Hoc diligenter procurans, ne plus in uno loco percutias quam in altero, ne forte nodus se in aliquam partem inclinet, sed in medio stet, ex omni parte aeque spissus et aeque latus. Deinde pone eum super carbones, et imple cera, et cum refrigerata fuerit, tene ipsum pedem in sinistra manu, et in dextera ferrum unum ductile ac tenue; et fac puerum sedere juxta te, qui percutiat cum parvulo malleo super ferrum in quocunque loco illud posueris, et inde designabis anulum, qui inter nodum et pedem in circuitu debet esse. Quo designato effunde ceram et recocto pede iterum imple, ut anulum profundius percutias sicut prius; sicque facias donec eum aequaliter cum suis granis praeparabis. Deinde lima nodum et rade, et circa pedem interius et exterius, et oram ejus; sicque facies in medio nodi foramen quadrangulum secundum quantitatem caudae superioris vasis, et in eo pones spissam partem argenti, rotundam, eodem modo perforatam. Facies quoque anulum singulariter, qui stare debet inter nodum et vas superius, eadem quantitate et specie sicut est ille, quem ductili ferro formasti sub nodo, et accipiens ferrum obtusum fabricabis illud super cotem aequalem, deinde super lignum quercineum imposito ei carbone trito, et cum eo polies ipsum vas interius et exterius, nodum et pedem et anulum, sicque fricabis cum panno et creta subtiliter rasa, donec omnino lucidum fiat opus. His ita peractis finde caudam vasis in quatuor usque in medium cum lima tenue, et eversa illud super incudem rotundam ita ut aequaliter, et in dextera ferrum ductile mitte in nodum et fac superius percuti cum malleo mediocri donec configes fortiter. Postea funde argentum, quod limasti et rasisti cum eo quod residuum est, et percute rotulam cum circino aequatam tantae latitudinis quanta est altitudo calicis a pede inferius usque ad oram superius, et modice amplius, et sic percute cavum inferius secundum latitudinem vasis superius, ita ut aequaliter in eo possit jacere. Et si volueris fac circulos duos inferius cum circino,

et pertrahe cum subula obtusa in medio similitudinem agni, sive dexteram quasi de coelo descendentem et signantem, et litteras inter illos duos circulos, atque cum ferro fossorio subtiliter fode, poliens ad effectum sicut calicem.

Cap. XXVI. *de maiore calice et ejus infusorio.*

Quod si calicem magnum argenteum fabricare volueris, quatuor, aut sex, seu X marcarum, primo igne probabis et purgabis totum argentum, deinde divides ordine quo supra. Posthaec accipe duos ferros aeque longos et latos, ad mensuram palmi, et sicut festuca spissos, aequaliter percussos et sanos et ad runcinam diligenter aequatos, inter quos facies corrigiam ferream aequaliter percussam ac mediocriter spissam, quam complicabis in modum circuli ea amplitudine, ut tibi videatur quod possit impleri illo argento, quod in eo fundere vis. Et cum plicaveris non coniunges capita, sed modice separabis, ut foramen appareat, per quod infundere possis. Hunc circulum aptabis inter duos ferros aequaliter ita, ut capita ipsius extra ferros parum appareant, et constringes eos tribus curvis ferris fortibus in tribus locis, videlicet inferius et ex utraque parte juxta foramen, sicque linies argillam maceratam circa circulum inter ferros et circa foramen abundanter. Quam formam cum siccata fuerit, calefacies, et liquefactum argentum infunde. Omne argentum et aurum quod tali modo funditur, nisi contingat ex magna negligentia, semper est sanum ad operandum in eo quodcumque volueris. Circulos autem secundum quantitatem, quam infundere volueris, mensurabis, et facies majores et minores, fusum vero argentum, postquam percusseris ut supra, et vasi formam dederis, imple illud cera et percute in ventre, si volueris costas aequales sive rotundas, quae stent in circuitu sicut cochlearia, quod opus utrumque magnum ornatum dat calici. Quas costas si volueris cum nigillo parare, hoc procura ut argentum spissius sit, et sic age ut una costa deauretur et altera denigretur, quas semper oportet pares esse. Quas cum percusseris, lima aequaliter et rades in illis, quas denigrare volueris, pertrahe folia graeca et fode grosso tractu, camposque eodem fodies gracilibus circulis et subtili opere, deinde compone nigillum hoc modo.

Cap. XXVII. *de nigillo.*

Accipe argentum purum, et aequo pondere divide in duo, addens ei tertiam partem cupri puri. Quas tres partes, cum miseris in fusile vasculum, pondera tantum plumbi, quantum appendit medietas ipsius cupri, quod argento miscuisti, acceptumque sulphur croceum frange minutatim, et mitte plumbum et partem sulphuris ipsius super vasculum cupreum, ac reliquum sulphuris mitte in aliud fas fusile. Cumque liquefeceris argentum cum cupro, move pariter cum corbone, statimque infunde ei plumbum et sulphur ex cupreo vasculo, et rursum commisce cum carbone fortiter, et cum festinatione funde in aliud vas fusile super sulphur quod in eo miseras, moxque deposito vasculo, cum quo fuderas, accipe illud in quod fudisti, et mitte in ignem donec liquefiat, iterumque commovens funde in ferrum infusorium. Quod prius quam frigescat, percute modicum, et calefac modicum, rursumque percute, sicque facies donec omnino attenuetur. Natura enim nigelli talis est, ut si frigidum percutitur, statim liquescit, frangitur et resilit, nec debet sic calefieri, ut rubescat, quia statim liquescit et fluit in cineres. Attenuatum vero nigellum mitte in vasculum profundum et spissum, et superfundens aquam, confringens cum malleo rotundo, donec minutissimum fiat, ejectumque inde sicca, et quod minutum est mitte in pennam anseris atque obstrue, quod vero grossius est, mitte in vas et comminue, rursumque siccatum mitte in alteram pennam.

Cap. XXVIII. *de imponendo nigello.*

Cumque sic plures pennas impleveris accipe gummi, quod vocatur barabas, et particulam ejus modicam tere cum aqua in eodem vase ita, ut ex ea aqua vix turbida fiat, et locum quem volueris denigrare cum ipsa aqua fac humidum prius, accipiensque pennam cum levi ferro excute tritum nigellum super eum diligenter donec totum cooperias, sicque per omnia facies. Deinde compone carbones copiose accensos, et in eos missum vas diligenter cooperi sic, ut super nigellum nullus carbo ponatur ne cadat. Cumque liquefactum fuerit tene vas cum forcipe, et verte ex omni parte, qua fluere videris, et ita convertendo cave ne in terram nigellum cadat. Quod si primo calore non fuerit plenum per omnia, denuo

fac humidum et superpone ut prius, et cave diligenter ne plus opus sit.

Cap. XXIX. *de fundendis auriculis calicis.*

Si vero volueris aures calici apponere, mox ut percusseris et raseris, priusquam aliud quid operis in eo facias, accepta cera forma inde aures et scalpe in eis dracones vel bestias vel aves, sive folia quomodocumque volueris. In summitate vero utriusque auris pone parum cerae rotundae, sicut gracilis candela longitudine minimi digiti, sed in summitate sit aliquantulum grossior, quae cera vocatur infusorium, quam solidabis calido ferro. Deinde accipe argillam fortiter maceratam et cooperi diligenter utrasque aures singillatim, ita ut omnia foramina sculpturae impleantur. Quae cum siccatae fuerint iterum cooperi diligenter per omnia, excepta summitate infusorii, et tertio similiter facies. Postea mitte ipsas formas juxta carbones, et cum calefactae fuerint effundes ceram. Qua effusa pone ea omnino ad ignem, convertens foramen per quae cera exiit inferius, et sine donec candescat sicut carbones, statimque liquefac argentum, addens ei modicum de auricalco hispanico, ut verbi gratia, si fuerit argenti dimidia marca, pondus duorum nummorum, si vero plus aut minus, e contra; et eiciens formas ab igne siste eas firmiter, et infunde in eodem loco, unde ceram effudisti. Cumque refrigerata fuerint aufer argillam, et cum lima et ferris fossoriis adjunge eas in suis locis et subjuncturis; facies duo foramina longa, unum superius et aliud inferius, quae foris non appareant, in quibus junges singillatim duos clavos latos, quos facies transire vas per duo foramina ex utraque parte superius et inferius, et configes eos interius atque solidabis hoc modo.

Cap. XXX. *de solidatura argenti.*

Pondera duas partes argenti puri, et tertiam cupri rubri, et confunde atque subtiliter lima in vase mundo, et mitte in pennam. Deinde tolle vini petram, quae crescit interius circa vasa, in quibus optimum vinum diu jacet, et particulas ejus liga in panno et mitte in ignem ut comburatur tamdiu donec nullus inde fumus procedat. Quo ab igne levato et refrigerato exsuffla cinere panni et illud ustum tere in cupreo vase cum rotundo malleo, admixta aqua et sale ut sit spissum sicut fex, quod cum ligno tenui linies circa

clavos interius et exterius, et excuties cum brevi ferro limatum argentum desuper, sicque siccabis. Iterum linies mixturam illam desuper spissius quam ante, et mittes in ignem, adhibitisque carbonibus diligenter cooperies leniterque sufflabis longo flatu donec solidatura liquefiat sufficienter, eductumque vas ab igne et modice refrigeratum lavabis, et si firmi sunt clavi, sin autem, rursum fac eis sicut prius. Cumque firmi fuerint elima eos interius et rade aequaliter, ut nullus considerare queat, in quo loco steterint, appositosque exterius auriculas rursum diligenter adiunge. Deinde fac per medium auricularum contra clavos subtilia foramina, et in eodem loco ultra clavos similiter, in quibus eos configes omni opere consummato, sic ut nemo percipiat, qualiter adhaereant. Post haec sculpe et fode ipsas auriculas studiose cum limis et ferramentis, et si quid volueris in eis denigrare hoc modo facies.

Cap. XXXI. *Item de imponendo nigello.*

Cum miscueris et fuderis nigellum, partem unam inde tolles et percuties quadrangulam, longam et gracilem. Deinde accipe auriculam cum forcipe et calefac in igne donec rubescat, et cum altero forcipe longo et gracili tene nigellum et frica super omnia loca, quae denigrare volueris, donec tractus omnes pleni sint; ablatumque ab igne cum lima aequali diligenter plana, donec argentum sic appareat, ut vix tractus considerare possis, et sic cum rasorio ferro lima, rugas diligenter erade, et quod reliquum est deaurabis. Quod deauratum hoc modo compones.

Cap. XXXII. *de coquendo auro.*

Tolle aurum qualecunque sit, et percute donec tenuis lamina fiat, latitudine trium digitorum et longitudine quantum possit. Deinde incide partes ut sint aeque longae et latae, et conjunges eis pariter atque perfora per omnia cum rasorio ferro tenui. Postea accipe duas testas ollae igne probatas tantae magnitudinis ut aurum in eis possit jacere, et frange tegulam minutatim, sive argillam fornacis arsam et rubicundam, eamque comminutam pondera in duas partes aequales, et adde ei tertiam partem salis eodem pondere, quae modice aspersa cum urina commisceatur ita, ut non adhaereant sibi, sed vix madida sint, et mitte inde parum super urinam testam juxta latitudinem auri, deinde ipsius auri unam

partem, rursumque confectionem, et iterum aurum quod semper confectionem ita cooperiat, ne aurum auro tangatur, sicque imple testam usque ad summum, et desuper cooperi cum altera testa, quas diligenter circumlinies argilla mixta et macerata, ponesque ad ignem ut siccetur. Interim compone furnum ex lapidibus et argilla, altitudine duorum pedum, et latitudine pedis et dimidii, inferius latum, superius vero strictum, ubi foramen sit in medio, in quo eminebunt tres lapides longiores et duri, qui possint flammam diu sustinere, super quos pones testas cum auro, et cooperies cum aliis testis abundanter. Deinde suppone ignem et ligna, et cave ne deficiat ignis copiosus per spatium diei et noctis. Mane vero eiciens aurum, rursum funde, percute et impone furno sicut prius. Iterum autem post diem et noctem aufer, et admiscens ei modicum rubri cupri funde sicut prius, et repone super furnum. Cumque tertio deposueris, lava diligenter et sicca, sic ponderans vide quantum desit, deinde complica et serva.

Cap. XXXIII. *item eodem modo.*

Si vero parum fuerit auri, quod coquere vis, ipsum percute, et compone in testas sicut superius. Postea accipe ollam novam et frange in fundo unum foramen, et circa latus quatuor, et fac in argilla breve vasculum cum tribus pedibus sic ab invicem separatis, ut possint stare super foramen, quod est in fundo ollae, super quod cum siccatum fuerit pones testas cum auro et elevabis ollam super tres lapides a se aliquantulum remotos aeque spissos, et inmitte carbones ardentes, deinde extinctos, sicque quotiens descenderint superpone frigidos, et nunquam patieris testas nudas esse ab igne. Interdum vero cum gracili ligno per foramina inmisso move carbones, et inferius similiter, ut cineres exeant et ventus aditus habeat. Sicque facies cum carbonibus in olla, sicut superius cum lignis in furno.

Cap. XXXIV. *de molendo auro.*

Coctum vero pleniter si molere volueris, mitte inde in stateram pondus octo nummorum et pondera octies tantum vivi argenti, cui statim inmitte et frica donec album fiat, atque particulatim confringe. Tolle quoque unum vasculum ex his, in quibus aurum vel argentum infunditur, quod tamen ad opus istud spissius illis

esse debet, et mitte in ignem donec candescat; ferrum etiam gracile et curvum in uno capite manubrio infixum, in altero vero habens nodum rotundum, mitte similiter in ignem, et cum utrumque canduerit, cum forcipe tene vasculum super scutellam latam, siccam, et funde in illud vivum argentum cum auro, et festinanter cum ferro curvo et candente frica illud et mole, donec nihil sentias in vasculo, nisi humorem; moxque effunde in aquam. Ejecta vero aqua illa, mitte aurum in manum sinistram et lava diligenter, probans digito, si bene molitum sit; et si est, pone super pannum lineum mundum, et jacta hac et illac, donec siccetur aqua.

Cap. xxxv. *item alio modo.*

Quod si natura auri talis est, ut sic non possit molere, accipe lapidem sabuleum, quadrum et aequalem, et in medio ejus fac foramen latitudine trium digitorum et simili profunditate. Deinde para tibi lapidem duriorem illo, sic gracilem, ut possit in illo foramine converti, et sic longum ut possit in lignum figi et firmari, quod lignum trium ulnarum et in inferiori parte, in qua lapis jungendus est, sit grossitudine unius tibiae, super quem lapidem altitudine dimidii pedis, transforetur ipsum lignum, cui jungatur aliud lignum tenue, latitudine duarum palmarum, in quo cauda fiat, quae foramen longi ligni pertranseat, super quem tenue lignum ligetur lapis magnitudinis unius pedis, a quo lapide sursum fiat lignum gracile et rotunde incisum atque planum, ita ut inter manus possit volvi. His ita compositis pone majorem lapidem in pelvim, sive in vas ligneum aequale, et vide ut lapis firmiter jaceat, et vas firmiter stet. Cumque aurum cum vivo argento in foramen ejus miseris, et sabulum desuper atque aquam, impone lapidem minorem, qui ligno junctus est, tenensque in superiori parte ipsum lignum, converte modicum inter manus tuas, et mox impulsu illius lapidis, qui ligatus est inferius, circumferetur, sicque circumferendo mole per tres vel quatuor horas. Interdum vero respice et proba digito, et rursum inmitte sabulum cum aqua. Cumque girando et regirando ipsum sabulum coeperit ebullire et per lapidem diffundi, cum ligno gracili longo et tenue recollige semper et in foramen repone, ne forte aurum cum sabulo egeretur et non molatur. Quod cum pleniter molitum fuerit, eiciatur et lavetur et siccetur ut supra,

ponaturque super libram. Si vero quicquam defuerit laventur sordes, qui fluunt ex lapide et sic invenitur, quia idcirco idem lapis in vase ponitur. Hoc modo etiam argentum purum tenuissime percussum et vivo argento admixtum moli debet, quia in calido vasculo cum calido ferro moli non valet. Sic autem commisceatur ut vivi argenti sint quinque pondera, et sextum sit argentum purum.

Cap. XXXVI. *item alio modo.*

Potes etiam aurum levius molere hoc modo. Accipe testam ollae capacem igne probatam et pone in carbones donec omnino candescant, et mitte in eam aurum vivo argento mixtum ac minutatim confractum, tenensque cum forcipe vibra manum aequaliter, et mox videbis quomodo liquefiat aurum et commisceatur vivo argento. Cumque omnino liquidum fuerit, mox funde in aquam atque lava et sicca ut supra. Hoc omnino cave, ne jejunus molas aut deaures, quia foetor vivi argenti magnum periculum est jejuno stomacho et infirmitates diversas generat, contra quas uti debes Ziduar et baca lauri, pipere et allio atque vino. Posthaec appende ipsam deauraturam in statera et divide in duo, et medietatem ejus rursum in duo, donec invenias singulos denarios, et mitte eos sigillatim in pennas anseris, ut scias quantum unicuique loco deaurando superponas. Deinde percute partem cupri rubri in similitudinem fossorii ferri et infige manubrio, summitatemque ejus lima et rade rotundam et aliquantum tenuem, quam fricabis cum vivo argento donec alba fiat, et inde possis deaurare. Postea facies confectionem ad innovandum opus deaurandum hoc modo.

Cap. XXXVII. *de invivandis et deaurandis auriculis.*

Sume vini lapidem, de qua supra diximus, et tere diligenter super lapidem siccum, addesque ei tertiam partem salis et mitte in testam ollae capacem, infundens ei aquam illam, in quam projecisti aurum noviter molitum, atque imponens modicum vivi argenti, mitte super carbones donec calidum fiat, et cum ligno commove. Habeas etiam setas porci grossitudine trium digitorum aut quatuor, ferro colligatas in medio, duas mundas, cum qua lavabis aurum et argentum, et duas cum quibus deaurabis, unam siccam et alteram humidam. His omnibus ex hoc ordine compositis, accipe auriculas argenteas ad manus, et panniculum lineum complicatum tinge in

confectionem calidam, cum quo fricabis omnia loca, quae deaurare volueris in eis. Cumque coeperint invivari, calefac eas super carbones et cum setis ipsa confectione humidis frica illas fortiter, donec omnes fossurae vivo argento fiant albae, interdum calefaciendo et interdum fricando, et ubi cum setis non potueris pertingere, cum cupro deauratorio et ligno gracili fricabis, faciens hoc super scutellam deauratoriam ligneam, quae sit ad modicum opus tornatilis et capax, et ad magnum quadra, cava et aequalis. Deinde super ipsam scutellam incide deauraturam cum cultello minutatim, et cum cupro deauratorio pone diligenter per omnia, et humidis setis aequa, atque cum forcipe longo et gracili in anteriori parte duobus panniculis involuto levabis et pones super carbones donec calefiat, et setis rursum aequabis, sicque tamdiu facies usque dum aurum per omnia adhaereat. Secundo incide aurum et cum cupro superpone, atque cum igne et setis fac sicut prius. Tertio vero similiter facies. Cumque tertia vice aurum coeperit siccari, cum siccis setis fricabis diligenter per omnia, rursumque calefacies, et iterum fricabis, donec incipiat pallescere. Si vero ex negligentia contigerit, ut aliqua macula appareat in argento, ubi aurum tenue sit et inaequaliter positum, cum cupro superpone, et cum siccis setis aequa, donec per omnia aequale sit. Quod cum videris, mitte in aquam et mundis setis lava, rursumque ponens super carbones tamdiu calefac, donec omnino croceum fiat.

Cap. XXXVIII. *de polienda deauratura.*

Tolle fila ex auricalco gracilia, complicans ea ita, ut plicaturae sint ad longitudinem minimi digiti, et cum quadruplices fuerint, colliga eos filo lineo, ut sit quasi una pars. Ex his partibus fac quatuor aut quinque vel sex ita, ut una pars habeat tres plicaturas, alia quatuor, tertia quinque, et sic ascendendo usque ad octo. Quibus omnibus sigillatim colligatis, fac modicum foramen in ligno, in quod pones ex his particulis unam, et infunde plumbum, ita ut cum frigidum fuerit et extraxeris, adhaereant sibi ipsae plicaturae quasi plumbeo nodo infixae. Hoc modo fac singulis partibus singulos nodos plumbeos, et incidens plicaturas omnes in altera parte, et lima et rade summitates earum, ut rotundae fiant et aequales, cum quibus quasi scalpendo polieris. Pone super

carbones denec calefactae in fulvum colorem convertantur, et perdant claritatem, quam poliendo aeceperant, extinctasque in aqua rursum diligenter scalpendo polies, donec eximium fulgorem accipiant, sicque colorabis eas tali confectione.

Cap. xxxix. *de colorando auro.*

Sume atramentum et mitte in testam ollae mundam et igne probatam, ponens super carbones, donec omnino liquefiat et indurescat. Deinde aufer a testa et mitte sub ipsos carbones, atque cooperi diligenter, atque cum folle suffla, donec comburatur et in rubeum colorem convertatur. Statim ablatum ab igne cum refrigeratum fuerit, tere in scutella lignea cum malleo ferreo, addens ei tertiam partem salis, temperansque cum vino sive urina, rursum fortiter tere, donec spissum fiat sicut fex. Ex hac confectione cum penna cooperi quod deauratum est sic, ut nihil auri appareat, et pone super carbones, donec exsiccetur, et fumus ex omni parte modicum apareat, et mox auferens ab igne mitte in aquam, lavans diligenter cum setis porci mundis, rursumque siccabis super carbones, involve panno mundo donec refrigeretur.

Cap. xl. *de poliendo nigello.*

Tenens vero illud in eodem panno rade diligenter omnia loca, quae nigello denigrata sunt cum ferro rasorio. Post haec habeas lapidem nigrum et mollem, qui leviter possit incidi et pene cum ungue radi, et cum illo fricabis nigellum cum saliva madefactum diligenter ac aequaliter per omnia, donec omnes tractus aperte videantur et omnino aequum sit. Habeas etiam lignum de arbore tilia, grossitudine et longitudine majoris digiti, siccum et aequaliter incisum, super quod pones pulverem illum humidum, qui procedit de lapide et saliva in fricando, et cum ipso ligno ac eodem pulvere diutissime fricabis nigellum, et leviter semperque adde salivam ut humidum sit, donec lucidum fiat per omnia. Deinde tolle sepum de auriculae tuae foramine, et cum exterseris nigellum lineo panno subtili, per omnia linies, et cum corio hircino sive cervino leniter fricabis, donec omnino clarum fiat.

Cap. xli. *de ornando vase calicis.*

Tali modo auriculis pleniter perfectis, accipe vas calicis, cujus costas superius denigrasti dimidias, et illas, quas inter has absque

nigello reliquisti, lima aequaliter et rade, ac pertrahe in eis opus quodcunque volueris, sic tamen ut aliquantulum discrepat ab opere nigelli, atque cum fossorio ferro gracili subtiliter fode. Post haec deaurabis eas, totumque vas interius et exterius excepto nigello, et polies atque colorabis sicut auriculas. Deinde cooperies et circumligabis rotundam incudem cum pergamena aequali, supra quae pones vas, quod teneat puer ante te sedens utrisque manibus, coaptans unamquamque costam incudi aequaliter, secundum quod ei jusseris. Interim tolle ferrum gracile, quod foramen habet in cuspide, cujus percussura subtilissimum circulum fac, et cum illo implebis omnes campos in deauratis costis, desuper cum malleo leniter percutiendo, et opere punctorum unumquemque circulum alteri ordinatim conjungendo. Quo expleto mitte vas super carbones, donec illae percussurae interius fulvum colorem recipiant, nigellumque limabis et polies sicut superius. Deinde conjunge auriculas unamquamque in suo loco, et trans foramina, quae in eis sunt, configе eas aureis clavis cum gracili ferreo malleo desuper feriendo, et altero ferro subposito donec firmiter stent, et rade diligenter atque poli cum obtuso ferro ipsas percussuras, ut nemo percipere possit, qualiter adhaereant.

Cap. XLII. *de pede calicis.*

Post haec sume quartam partem argenti, addens ei quicquid a vase limasti et rasisti; funde ordine quo supra; unde facies pedem cum nodo sicut pedem minoris calicis, excepto quod in hoc majori formabis costas a latitudine pedis inferius ascendentes usque ad nodum, quas dimidias denigrabis, et alias fodies et deaurabis atque modis omnibus decorabis sicut in vase. Quo perfecto anulum quoque, qui ponendus est inter vas et nodum, deaurabis atque conjunges et configes sicut minorem calicem.

Cap. XLIII. *de patena calicis.*

Deinde quicquid residui fuerit argenti, funde, unde facies patenam. Quam cum attenuaveris fac in medio ejus circulum secundum latitudinem calicis, et infra hunc circulum metire octo spatia aequaliter divisa, et in unoquoque spatio fac circulum dimidium, ut sint quasi octo arcus, quos cum rotundo malleo percuties donec cavi fiant, et inferius ductili opere percuties angulos

inter ipsos arcus, et limbum circa eos latitudine minoris ungulae, qui super emineat aequalitatem totius patenae, quem fodies subtiliter et denigrabis, reliquamque patenam deaurabis, et polies utrumque sicut superius.

Cap. XLIV. *de fistula.*

Fistulam quoque facies in calice hoc modo. Fac tibi ferrum longitudine palmi unius et quatuor digitorum, quod in una summitate valde sit gracile, et inde procedat grossius et grossius usque ad alteram summitatem, quae sit sicut festuca; sitque ferrum rotundum et aequaliter limatum. Cumque attenuaveris argentum purum, complica illud circa hoc ferrum, conjungens summitates aequaliter cum linea, ejectoque ferro mitte in ignem et solida. Rursum imposito ferro percute cum malleo aequaliter per omnia tamdiu, donec junctura non appareat. Deinde fac nodum singulariter rotundum et cavum, sive quadrangulum et solidum, et fac in eo foramen, per quod inmittatur fistula ab inferiori parte, usque pene ad summum, sicque ejecto ferro rursum solidabis per omnia. Cumque firmum fuerit, denuo imposito percuties undique a nodo deorsum donec aequalis fiat et rigida, et a nodo sursum ea parte, quae latior et grossior est, impone tenue, et ferrum latum secundum amplitudinem fistulae, atque cum malleolo percute incudem, ita ut foramen superius sit quadrum et tenue, quod a nodo sursum super calicem eminere debet, et ore teneri, inferius vero sit rotundum et gracile. Quo facto, si volueris, nodum cum nigello variare poteris, et reliquam fistulam ordine quo supra deaurabis. Hoc omnino cave, ut omne argentum spissum quod deaurare volueris, sive in calice, seu in scypho, vel in scutella aut ampulla, fortiter radas, quia in percutiendo ab igne et malleo cutem ex se trahit, quae si abrasa non fuerit, cum deauratur et super ignem frequenter et diu coloratur, elevantur per loca subtiles vesicae, quae cum franguntur apparet argentum, et opus deturpatur, nec potest emendari nisi deauratura omnino eradatur, et denuo deaurabis.

Cap. XLV. *de auro terrae Evilat.*

Auri multa sunt genera, ex quibus praecipuum nascitur in terra Evilat, quam Gyon fluvius circuit secundum Genesin. Cujus

venas, cum sub terra invenerint viri hujus artis periti, effodiunt, et igne purificatum atque camino probatum in usus suos redigunt.

Cap. XLVI. *de auro arabico.*

Est et aurum arabicum pretiosissimum et eximii ruboris, cujus usus in antiquissimis vasis frequenter reperitur, cujus speciem moderni operarii utuntur, dum pallido auro quintam partem rubei cupri addunt, et multos incautos decipiunt. Quod hoc modo caveri potest, ut mittatur in ignem, et si purum aurum est, non amittit fulgorem, si vero ammixtum, omnino amittit fulgorem.

Cap. XLVII. *de auro hispanico.*

Est etiam aurum, quod dicitur hispanicum, quod conficitur ex rubeo cupro et pulvere basilisci et sanguine humano atque aceto. Gentiles enim, quorum peritia in hac arte probabilis est, creant sibi basiliscos hoc modo. Habent sub terra domum superius et inferius et ex omni parte lapidibus, cum duabus fenestellis tam brevibus, ut vix aliquid appareat; per eas, inquam, ponunt duos gallos veteres duodecim aut quindecim annorum, et dant eis sufficienter cibum. Qui cum ingrassati fuerint, ex calore pinguedinis conveniunt inter se et ponunt ova. Quibus positis eiciuntur galli et immittuntur bufones, qui ova foveant, quibus datur panis in cibum. Fotis autem ovis egrediuntur pulli masculi sicut pulli gallinarum, quibus post dies septem crescunt caudae serpentium, statimque si non esset pavimentum domus lapideum, terram intrarent. Quod caventes eorum magistri, habent vasa aenea rotunda magnae amplitudinis ex omni parte perforata, quorum ora sunt constricta, quibus imponunt ipsos pullos et obstruunt ora cupreis cooperculis atque sub terra infodiunt, et ingrediente subtili terra per foramina nutriuntur sex mensibus. Post haec disco operiunt et copiosum ignem apponunt, donec bestiae interius omnino comburantur. Quo facto cum refrigeratum fuerit, eiciunt et diligenter terunt, addentes ei tertiam partem sanguinis hominis rufi, qui sanguis exsiccatus tritus erit. Haec duo composita temperantur aceto acri in vase mundo; deinde accipiunt tenuissimas tabulas rubei cupri purissimi, et super eas liniunt hanc confectionem ex utraque parte atque mittunt in ignem. Cumque canduerint extrahunt et in eadem confectione extingunt et lavant, sicque tamdiu faciunt donec ipsa

confectio cuprum transmordeat, et inde pondus et colorem auri suscipiat. Hoc aurum omnibus operibus aptum est.

Cap. XLVIII. *de auro arenario.*

Est aurum arenarium quod reperitur in littoribus Rheni hoc modo. Fodiuntur arenae in locis illis, ubi spes reperiendi fuerit, et ponuntur super ligneas tabulas. Deinde superfunditur aqua frequenter et diligenter, effluentibusque arenis remanet aurum subtilissimum, quod singulariter in vasculo ponitur. Cumque vas dimidium fuerit inponitur vivum argentum, et manu fortiter fricatur, donec omnino commisceatur, sicque positum subtile extorquetur vivum argentum. Quod vero remanserit ponitur in vas fusorium et funditur.

Cap. XLIX. *de fabricando aureo calice.*

Igitur cujuscunque generis aurum habueris, si calicem inde componere volueris et ornare lapidibus et electris atque margaritis, hoc modo incipias. Primum proba singulas partes auri, si possint cum malleo percuti sic ut non findantur, et quicquid non finditur singulariter pone; quod vero finditur, singulariter ut coquatur. Deinde accipe partem lateris cocti, et secundum quantitatem auri coquendi, fodi in ea fossulam quae illud capere possit; et si non habeas laterem, in lapide sabuleo idem quadro, facta fossula cum ferro, mitte in carbones et suffla. Cumque canduerit impone aurum, superjectisque carbonibus suffla diutissime atque ejectum percute cum malleo; si non frangitur sufficit ei, si vero frangitur, super alium iterum repone, et hoc tamdiu facies, donec percussum non frangatur. Quod si modice finditur, funde illud cum sulphure et sic emendabitur. Quo facto aurum omne pariter funde, et in unam mansam redige, atque super stateram eo modo, quo argentum superius divisisti, divide, parique ordine secundum formam quam volueris, sicque ut prolibuerit auriculas formabis. Quod si opere gemmato facere volueris, percute per duas partes auri tantum, ut vestigium ungulae possit ejus leniter imprimi, et eas incide ea forma, qua volueris auriculas habere, quae partes utraeque ad unam pertinent auriculam.

Cap. L. *de solidatura auri.*

Deinde compone solidaturam hoc modo. Tolle cineres fagineos,

et fac inde laxivam, quam rursum colabis per eosdem cineres, ut spissa fiat. Rursum mitte in patellam et coque usque ad tertiam partem, et impone ei modicum smigmatis et parum arvinae suillae veteris. Cumque frigidum fuerit et resederit, cola diligenter per pannum et mitte in vas cupreum, quod sit ex omni parte solidum, excepto modico foramine, quod superius emineat, rotundum, ut possit digito obstrui. Post haec tolle partem cupri tenuem, quem madefacies aqua, et fricabis super eam salem ex utraque parte, mittesque in ignem, et cum canduerit extingue in pelui munda et aqua pura, in qua servetur quicquid ex cupro comburitur. Rursumque frica salem supra cuprum et fac sicut prius, et hoc tamdiu donec sufficiat. Deinde effunde aquam et exsicca pulverem in cupreo vase, et tere eum in eodem vase cum ferreo malleo donec tenuissimus fiat, ponensque super carbones rursum combure, atque ut prius tere. Cumque inposueris smigma commisce diligenter, ponensque super prunas pariter combure ac denuo tere. Postea ex anteriori vase funde laxivam in illud, in quo est pulvis, et commisce atque fac bullire diu, et cum frigidum fuerit refunde simul cum pulvere ubi prius erat, ubi etiam quatuor particulas cupri imponas, per quas commisceatur pulvis per omnia quoties movere volueris. Hoc confectione solidatur aurum et argentum; sed in solidando auro commoveatur pulvis, ut supra dictum est, in argento vero solidando non moveatur.

Cap. LI. *de imponenda solidatura in auro.*

His ita compositis accipe illas duas partes auri, in quibus auriculam formasti, et pone coram te, gemmasque quas imponere volueris, colloca super eas, et margaritas unamquamque in suo loco. Deinde percute aurum gracile et longum, et trahe inde fila grossa mediocria et subtilia, et lima ea ferro supradicto, ita ut in eis grana formentur. Quibus recoctis, repositis et recolligatis singulariter gemmis, partem majoris fili aptabis cum forcipe subtili circa oram auris in superficie in utriusque partibus illis, et cum forcipe incisorio facies subtilissimas incisuras in circuitu, quibus confirmabis ipsa fila ne cadant, donec solidentur. Postmodum accipe partem auri tenuem et ligneo malleo aequatam, et colloca super eam fila mediocria multa ordinatim, ita ut non

sibi adhaereant, sed habeant spatia inter se, in summitatibus eorum fiant subtiles incisurae in tenui auro, quibus ligentur. Acceptoque vasculo in quo est solidatura, concute fortiter, ut commisceatur pulvis, et cum penna gracili linies ipsam solidaturam super aurum illud et super fila diligenter per omnia, mittesque in ignem atque sufflabis ore et folle, donec videas ipsam solidaturam ita circumquaque discurrere, quasi aqua perfundatur. Et mox asperges aqua modice atque eicies et diligenter lavabis, rursumque linies solidaturam ac sicut prius solidabis, donec omnia fila firmiter stent. Post haec incide per particulas quasi corrigias ita, ut unaquaeque corrigia habeat filum unum, quas statim complicabis et facies inde domunculas, quibus lapides claudantur minores et majores ad mensuram unius cujusque, ordinabisque eas in suis locis. Habebis quoque farinam de simila frumenti sive siliginis, quam miscebis in aqua parvulo vasculo, et pones super carbones, ut parum calefiat, in quam tinges modice domunculas illas, unamquamque in inferiorem partem, sicque stabilies in suo loco. Omnibus vero stabilitis pone super carbones partem auri super quam stabilisti, donec exsiccetur humor farinae, et mox adhaerebunt. Tolle quoque fila subtilia et percute ea modice super incudem, ita ut aliquantulum tenuia sint, et tamen grana superius et inferius non perdant formam suam, in quibus complicabis flosculos majores et majores, unde complebis campos omnes inter domunculas, quos cum formaveris subtili forcipe, intinges eos in humida farina, sicque collocabis unamquamque in suo loco. Quo facto pone carbones, ut farina siccetur, statimque superlinies solidaturam, et solidabis sicut superius. Hoc modo utrisque partibus unius auriculae solidatis ac firmatis, conjunge eas et interpone ejus fundum in circuitu juxta oram interiorem, videlicet unam tenuem partem auri, quae sit lata sicut festuca, et aequalis per omnia. Quam partem eiciunt illas duas junxeris, complica tres particulas ferri tenues, et fac inde retinacula, quae teneant exteriores partes auri exterius in tribus locis, ut tertia, quae interius juxta oras circuit, non possit disjungi. Quo facto linies ex omni parte solidaturam et siccabis modice super ignem; dispositisque carbonibus et accensis, facies inter eos fossulam, in quam pones ipsam auriculam, et circa eam collocabis carbones ita, ut

non contingant aurum, sed in similitudinem muri ascendant in circuitu, donec emineant super aurum, et tunc collocabis desuper graciles ferros duos, vel tres, qui pertranseant, super quos collocabis per omnia carbones, et cooperies diligenter, sic tamen ut aliqua foramina inter ipsos carbones remaneant, per quae possis considerare, qualiter solidatura circumfluat. Quod cum videris, statim aspersa modice aqua, eicies atque lavabis leniter et siccabis, circumspiciensque diligenter si quid corrigendum est, corrigas, rursumque liniens sicut prius, solidabis, sicque facies, donec per omnia firmum fiat. Hoc modo partem auriculam formabis et solidabis. Quo peracto junge eas utrasque ad vas calicis in suis locis, et circa eas facies duos tractus in ipso vase cum subula, per quos possis considerare, ut recte stent in solidando. Deinde funde purum aurum et misce ei tertiam partem cupri rubei et puri, quod pariter fusum et modice percussum limabis penitus et pones in pennam anseris. Post haec accumula ante fornacem magnum aceruum carbonum, et in eos pone vas calicis, ita ut medietas eius omnino sub carbonibus sit, et illa pars desuper emineat, super quam una auris ponenda est, quam statim conjunges ei, et linies ipsum vas cum auricula interius et exterius cum solidatura, atque limatum aurum, quod in penna posueras, seminabis circa juncturas, qua auris vasi conjungitur, sicque circumposito igne aggerabis carbones in circuitu, sicut superius fecisti circa auriculam, et ferres desuper carbones, quos carbonibus abundanter cooperies. In anteriori vero parte intra cauum vasis compone carbones in similitudinem modici furni, ita ut carbones in circuitu densi jaceant, et foramen in medio appareat per quod possit sufflari, ut calor inferius et superius aequalis sit. Cumque videris solidaturam circumfluere, et quasi tertio inundare, asperge diligenter modica aqua, eiciensque lava et sicca, rursumque simili modo solida, et tamdiu donec firmissime adhaereat. Conversumque vas in alteram partem, auriculam pariter eodem modo conjunge et solida.

Cap. LII. *de imponendis gemmis et margaritis.*

Quo facto tolle partem auri tenuem et conjunge ad oram vasis superiorem, atque metire ab una auricula usque ad alteram, quae pars tantae latitudinis sit, quanta est grossitudo lapidum, quos

inponere volueris, et collocans eos in suo ordine, sic dispone, ut in primis stet lapis unus cum quatuor margaritis in angulo positis, deinde electrum, juxta quem lapis cum margaritis, rursumque electrum, sicque ordinabis ut juxta auriculas semper lapides stent, quorum domunculas et campos, easque domunculas, in quibus electra ponenda sunt, compones et solidabis ordine quo supra. Et in altera parte vasis similiter facies. Si vero volueris in medio ventris gemmas vel margaritas ponere, eodem modo facies. Quo facto conjunges eas et solidabis sicut auriculas. Post haec in omnibus domunculis, in quibus electra ponenda sunt, coaptabis singulas partes auri tenuis, conjunctasque diligenter eicies, atque cum mensura et regula incides corriolam auri, quod aliquantulum sit spissius, et complicabis eas circa oram unius cujusque partis dupliciter, ita ut inter ipsas corriolas subtile spatium sit in circuitu, quod spatium vocatur limbus electri. Deinde eadem mensura atque riga incides corriolas omnino subtilissimi auri, in quibus subtili forcipe complicabis et formabis opus quodcunque volueris in electris facere, sive circulos, sive nodos, sive flosculos, sive aves, sive bestias, sive imagines, et ordinabis particulas subtiliter et diligenter unamquamque in suo loco, atque firmabis humida farina super carbones. Cumque impleveris unam partem, solidabis eam cum maxima cautela, ne opus gracile et aurum subtile disjungatur aut liquefiat, sicque bis aut ter facies, donec aliquantulum singulae particulae adhaereant.

Cap. LIII. *de Electris.*

Hoc modo omnibus electris compositis et solidatis, accipe omnia genera vitri, quod ad hoc opus aptaveris, et de singulis partibus parum confringens, colloca omnes fracturas simul super unam partem cupri, unamquamque tamen partem per se; mittens in ignem compone carbones in circuitu et desuper, sufflansque diligenter considerabis si aequaliter liquefiant; si sic, omnibus utere, si vero aliqua particula durior est, singulariter repone. Accipiensque singulas probati vitri, mitte in ignem singillatim, et cum canduerit, proice in vas cupreum in quo sit aqua, et statim resiliet minutatim, quod mox confringas cum rotundo malleo donec subtile fiat, sicque lavabis et pones in concha munda, atque cooperies panno laneo. Hoc modo singulos colores dispones. Quo facto tolle unam partem

auri solidati, et super tabulam aequalem adhaerebis cum cera in duobis locis, accipiensque pennam anseris incisam gracile sicut ad scribendum, sed longiori rostro et non fisso, hauries cum ea unum ex coloribus vitri, qualem volueris, qui erit humidus, et cum longo cupro gracili et in summitate subtili rades a rostro pennae subtiliter et implebis quemcunque flosculum volueris, et quantum volueris. Quod vero superfuerit repone in vasculum suum et cooperi, sicque facies ex singulis coloribus, donec pars una impleatur, auferensque ceram cui inhaeserat, pone ipsam partem super ferrum tenue, quod habeat brevem caudam, et cooperies cum altero ferro quod sit cauum, in similitudinem vasculi, sitque per omnia transforatum gracile, ita ut foramina sint interius plana et latiora, et exterius subtiliora et hispida, propter arcendos cineres, si forte superceciderint, habeatque ipsum ferrum in medio superius brevem anulum, cum quo superponatur et elevetur. Quo facto conpone carbones magnos et longos, incendens illos valde, inter quos facies locum et aequabis cum ligneo malleo, in quem elevetur ferrum per caudam cum forcipe; ita coopertum collocabis diligenter, atque carbones in circuitum compones et sursum ex omni parte, acceptoque folle utrisque manibus undique sufflabis donec carbones aequaliter ardeant. Habeas etiam alam integram anseris, sive alterius avis magnae, quae sit extensa et ligno ligata, cum qua ventilabis et flabis fortiter ex omni parte, donec perspicias inter carbones ut foramina ferri interius omnino candeant, sicque stare cessabis. Expectans vero quasi dimidiam horam discooperies paulatim donec omnes carbones amoveas, rursumque expectabis donec foramina ferri interius nigrescant, sicque elevans ferrum per caudam, ita coopertum pones retro fornacem in angulo donec omnino frigidum fiat. Aperiens vero tolles electrum et lavabis rursumque implebis et fundes sicut prius, sicque facies donec liquefactum aequaliter per omnia plenum sit. Hoc modo reliquas partes compones.

Cap. LIV. *de poliendo electro.*

Quo facto tolle partem caerae ad longitudinem dimidii pollicis, in quam aptabis electrum ita, ut caera ex omni parte sit, per quam tenebis, et fricabis ipsum electrum super lapidem sabuleum aequalem diligenter cum aqua, donec aurum aequaliter appareat

per omnia. Deinde super duram cotem et aequalem fricabis diutissime donec claritatem accipiat, sicque super eandem cotem saliva humidam fricabis partem lateris, quae ex antiquis vasculis fractae inveniuntur, donec saliva spissa et rubea fiat, quam linies super tabulam plumbeam aequalem, super quam leniter fricabis electrum usque dum colores translucidi et clari fiant, rursumque fricabis laterem cum saliva super cotem, et linies super corium hircinum, tabulae ligneae aequaliter affixum, super quod polies ipsum electrum donec omnino fulgeat, ita ut si dimidia pars ejus humida fiat et dimidia sicca sit, nullus possit considerare, quae pars sicca quae humida sit.

Cap. LV. *de patena calicis et pede atque fistula.*

Deinde funde aurum in quo formabis pedem cum nodo, in cujus nodi medio atque in ora pedis in circuitu dispones limbum cum lapidibus et electris ut supra. Patenam quoque cum formaveris mensura et forma, qua volueris, circa oram ejus eodem opere et ordine limbum operaberis, faciesque et fistulam auream ordine et modo quo superius argenteam. Cruces quoque et plenaria et sanctorum pignorum scrinia, simili opere cum lapidibus et margaritis atque electris ornabis.

Cap. LVI. *de colatorio.*

Facies quoque colatorium aureum sive argenteum hoc modo. Percute vas parvulum ad similitudinem modicae pelvis, latitudinem modice amplius palmae manus, cui impones caudam longitudinis unius ulnae et latitudine unius pollicis, quae cauda habebit in summitate caput leonis fusile et decentissime sculptum, quod caput tenebit pelviculam in ore suo. Habebit etiam in altera summitate caput simili modo sculptum, in cujus ore pendebit anulus, per quem inserto digito portari possit. Reliqua vero cauda inter duo capita decorari debet nigello per tota, et per loca opere fusili et punctorio et litteris versuum exarari in suo loco. Pelvicula vero quae in summitate est, in medio fundo perforari debet, latitudine duorum digitorum in rotunditate subtilissimis foraminibus per quae colari debet vinum et aqua in calice ponenda, per quae sacramentum dominici sanguinis conficitur.

Cap. LVII. *de ampulla.*

Si autem volueris componere ad fundendum vinum, percute argentum eodem modo, quo percutitur nodus pedis in calice, excepto quod venter ampullae multo latior debet formari, et collum eius super incudem longam et gracilem malleo corneo et mediocri ferro debet constringi. Interdum etiam ampulla ipsa, cum coeperit formari, impleatur cera et malleo mediocri ferreo leniter percutiatur, ut ei rotunditas ventris et effigies colli decentius et aequalius aptetur. Sicque eiecta cera super carbones iterum recoquatur et denuo cera imponatur, ac sicut prius percutiatur, donec omnino formetur. Quo facto si volueris in ipsa ampulla imagines aut bestias sive flores opere ductili facere, compone in primis confectionem ex pice et cera et tegula.

Cap. LVIII. *de confectione quae dicitur tenax.*

Tere partem lateris sive tegulae minutissime et liquefac picem in testa ollae, modicumque cerae adde. Quibus pariter liquefactis commisce pulverem tegulae et fortiter commove atque in aquam effunde. Cumque coeperit refrigerari, intinge manus utrasque in aquam et macera diu, donec possis ipsam confectionem extendere et trahere sicut pellem. Hanc confectionem statim liquefacies et implebis ampullam usque ad summum. Cumque refrigerata fuerit pertrahe in ventre et in collo quodcumque volueris, tollensque ferros ductorios graciles et parvulum malleum, et tu tene in sinistra manu ampullam, et dextera ferros unumquodque in suo loco, et fac puerum desuper percutere quocumque modo volueris, leniter aut fortiter, ac depone campos, ut cavi sint, et opus eleuetur. Cumque per omnia semel percusseris, apposita ampulla igni eice confectionem, recoctaque ampulla eiectaque ab igne, rursum imple eam ac sicut prius percute eam, sicque facies donec omnes campos aequaliter deponas, et omne opus ita conformes ut appareat quasi fusum sit. Hoc autem omnino procura ut argentum ampullae ita spissum sit, ut cum opus percutiendo formaveris, cum ferris fossoriis possis illud decenter incidere, fodere et radere. Quo peracto, si volueris, fac auriculam fusilem eodem modo quo formasti auriculas argentei calicis, et in anteriori parte deductorium, unde vinum effundatur, quae confirmabis solidatura, argento et cupro mixto ut

supra. Deinde ubicumque volueris nigello ornabis, et reliquam deaurabis ut supra. Eodem modo facies scyphos argenteos et aureos atque scutellas, et pixides ad oblatas imponendas et capsulas thymiamatis et manubria in cultellis, et imagines in crucibus et plenariis ex auro sive argento aut cupro.

Cap. LIX. *de thuribulo ductili.*

Si vero thuribula ductili opere componere volueris in auro vel argento sive cupro, primum purificabis ordine quo supra, atque funde in fusoriis ferreis duas marcas vel tres sive quatuor, secundum quantitatem quam vis habere superiorem partem thuribuli. Deinde attenuabis in rotulam eo ordine quo superius calicem argenteum maiorem, excepto, quod hoc opus spissius et profundius ducendum est interius, ut altius sit exterius, ita ut altitudo in se ipsius latitudinem totam habeat et eius medietatem. Cujus altitudinem cum produxeris, priusquam latitudinem constringas, pertrahe in eo turres, videlicet ut supremo unam octoangulatam, in qua fiant eiusdem numeri fenestrae, sub qua fiant quatuor quadratae, quibus singulis imponantur tres columnellae, et inter eas duae fenestrae productae, in quarum medio super mediam columnam fiat fenestella rotunda, sub quibus in tertio loco formentur aliae turres octo; quatuor videlicet rotundae contra superiores quadras, in quibus fiant flosculi aut aviculae vel bestiolae, seu fenestellae, et inter eas quatuor quadrae, quae et latiores sint, in quibus fiant dimidiae imagines angelorum, quasi in eis cum alis suis sedentium. Sub quibus in ipsa rotunditate vasis fiant quatuor arcus in supremo modice producti, in quibus fiant quatuor evangelistae sive in specie angelorum, seu in figura animalium, inter quos arcus super ipsam oram rotunditatis ponantur quatuor capita leonum sive hominum fusilia, per quae catenae transeant. His ita pertractis cum ferris ductoriis et malleis, interius et exterius percutiantur donec omnino formentur, sicque limentur et radantur, ferrisque fossoriis fodiantur. Haec est superior pars thuribuli. Deinde percutiatur inferior cum suo pede in quo fiant quatuor arcus, qui respondeant superioribus, in quibus sedeant quatuor flumina paradysi humana specie cum suis amphoris, quibus effundatur quasi species fluentis aquae. In angulis vero, quibus conjunguntur circuli, figantur capita leonum

sive facies hominum de quibus supra diximus, ita ut in inferiori parte adhaereant facies in quibus firmentur catenae, et in superiori capilli vel comae, per quas transeant ipsae catenae. Quod si pes cum ipsa inferiori parte nequeat percuti, fiat singulariter sive ductili sive fusili opere, et imponatur cum solidatura argento et cupro mixta, de qua supra diximus. Lilium vero cui anulus imponendus est, et cui catenae superius infigendae sunt, fiat similiter ductili sive fusili opere, in quo formentur flores aut aviculae sive bestiolae secundum qualitatem inferioris operis. Hoc thuribulum si fuerit argenteum aut cupreum, poterit deaurari ordine quo supra. Quod si quis voluerit laborem apponere, ut thuribulum pretiosioris operis componat, similitudinem civitatis, quam vidit propheta in monte, hoc modo poterit exprimere.

Cap. LX. *de thuribulo fusili.*

Tolle argillam fimo mixtam et bene maceratam, et fac siccari ad solem, siccatamque comminue et diligenter cribra. Deinde cribratam aqua commisce et fortiter macera, et ex inde compone tibi duas massas ad magnitudinem quam vis thuribulum habere, unam inferiorem, alteram superiorem, quae altior erit; quae massae vocantur nuclei. Quos statim perforabis ligno in longitudine in quatuor costis aequaliter inciso, sicque siccabis ad solem. Post haec transduces eis ferrum, quod dicitur tornatile, longum et mediocriter gracile, quod sit in una summitate grossius et in tres costas percussum aequaliter, ac magis magisque gracile deductim usque in finem, in cujus grossiori parte imponetur aliud ferrum breve et curvum, sive lignum, cum quo possit circumverti. Deinde habebis duas columnellas ligneas super scamnum fixas et ab invicem sejunctas secundum longitudinem ferri, quae singulae habeant in anteriori parte singulos clavos similiter ligneos, ad mensuram palmi longos, et ad similitudinem gradus incisos, super quos ponetur lignum aliud rotundum, ita ut possit propius et longius removeri, super quod requiescat manus tornantis. His ita compositis inter duas ipsas columnas pone ferrum tornatile, quod nucleos continet, et coram te ad laevam manum sedente adiutore, qui circumvertat illud, tornabis ferris acutis et latioribus ex omni parte usque ad aequalitatem, sicque formabis nucleos illos ut sibi conjungantur

aequali latitudine et spissitudine in medio. Intercides vero inferiorem partem a medietate inferius, ita, ut latitudo superior duabus mensuris inferiorem superet, in qua formabis et pedem. Eadem quoque mensura intercides superiorem partem, cujus tamen altitudo tanta erit, ut ter intercidatur ad similitudinem lignei campanarii, ita ut quaelibet incisura sursum magis magisque gracilis sit. His ita tornatis eice ferrum, et cum cultello incide in latiori limbo superioris nuclei quatuor angulos usque ad incisuram, quae ei proxima est, ita ut in crucis modum formetur, et unumquodque cornu aequales habeat latitudines in tribus parietibus, sed altitudo contineat mensuram et dimidiam latitudinis, in qua etiam pinnacula ad similitudinem tectorum formabis; facies quoque in proxima turri octo costas, quatuor latiores, et quatuor strictiores, quas etiam rotundas facies, ita ut anguli latiorum promineant, et strictiorum cavi sint, ut sic rotunditas appareat, in quibus ad mensuram suam tecta convenientia formabis. Turrim vero penultimam eodem modo formabis, sic tamen ut rotundae costae super inferioris latas formentur, et inferioris rotundae sub superiorum latis aptentur. Superior vero turris octo costis aequaliter latis et absque tectis formetur. Haec erit superior pars thuribuli. Inferioris partis autem latior limbus, incisis angulis similiter in crucis modum formabis, ut superiori coaptetur, et inferior limbus in rotundum finiatur. His taliter aptatis tolle duo ligna ad longitudinem pedis et grossitudinem unius digiti, et attenuabis ea ad spissitudinem, qua caeram habere volueris, aliudque lignum tantae longitudinis rotundum et grossum ut hasta lanceae, et habebis ascellam latam longitudine pedis, et duabus ulnis longam et valde aequalem, super quam configes praedicta duo ligna, ita ut a se spatio dimidii pedis disjuncta lignum contra lignum aequaliter aptetur. Deinde tolle caeram puram quam igni appositam fortiter macerabis, sicque consideranter duo ligna super ascellam collocabis, prius aqua subposita ne adhaereant, et illud rotundum lignum madefactum utrisque manibus fortiter superducens secundum spissitudinem lignorum attenuabis. Et cum multas partes aequales cerae paraveris, sedens juxta ignem incide eas particulatim secundum spatia, quae in argilla thuribuli incideras, et unicuique spatio suam particulam modice calefactam

aptabis, atque cum ferro ad hoc opus apto et calefacto circumsolidabis. Cumque hoc modo totum nucleum exterius cooperueris, accipe ferrum tenue ex utraque parte acutum in modum gracilis sagittae, cum parvula cauda ligneo manubrio infixa, et cum illo ex omni parte circumcides, et cum buxeo ligno eodem modo formato planabis, et ut in nullo loco cera spissior sit sive tenuior quam in alio, procurabis. Deinde pertrahe in singulis frontibus singulos arcus, et in obliquis parietibus similiter, et sub singulis arcubus ex utraque singulas valvas, ita ut unaquaeque valva quartam partem spatii contineat, et duae partes in medio remaneant, in quibus spatiis pertrahes sub unoquoque arcu singulas imagines apostolorum, quae singulae teneant singulos breves in manibus, effigie qua volueris, quorum nomina scribes in limbo circa arcus. In spatiis vero triangulis, qui tectorum pinnas sustinent, formabis similitudines duodecim lapidum, disponens unicuique apostolo convenientem lapidem, secundum significationem nominis sui, quorum nomina scribes in inferiori limbo ejusdem spatii, et in singulis angulis juxta lapides facies singulas fenestellas. Haec erit similitudo de qua propheta dicit: Ab oriente portae tres, et ab occidente portae tres, et ab meridiano portae tres, et a septentrione portae tres. In quatuor autem angulis, qui sunt inter divisiones portarum formabis in caera singulas turriculas rotundas, per quas catenae transibunt. His ita dispositis facies in proxima superiori turri singulas imagines angelorum integras in quadrangulis spatiis, cum scutis et lanceis suis, quasi ad custodiam murorum stantes, et in rotundis turriculis formabis columnellas cum capitellis suis et basibus. Eodem modo facies in penultima turri, quae brevior est, dimidias imagines angelorum et pari modo columnellas. In superiori vero turri, quae gracilior erit, facies fenestras longas et rotundas, et in summitate turris propugnacula in circuitu, in quorum medio formabis agnum, et in capite ejus coronam et crucem, et circa dorsum ejus brevem arcum, in cujus summitate sit anulus, cui imponatur media catena. Haec est superior pars thuribuli cum opere suo. Inferiori vero parte simili modo cooperta caera, formabis in singulis spatiis singulas imagines prophetarum cum suis brevibus, et aptabis unicuique apostolo convenientem prophetam, ut testimonia eorum, quae

brevibus sunt inscribenda, sibi concordent. Circa prophetas vero non facies portas, sed tantum spatia eorum sint quadrangula, et in limbos super capita scribantur eorum nomina. Facies quoque in angulis quatuor turres, in quibus catenae firmentur ut superioribus coaptentur. In inferiori vero rotundo spatio facies circulos quot potueris, vel volueris, in quibus formabis singulas imagines virtutum, dimidias specie feminea, quorum nomina scribes in circulis. Ad postremum autem in fundo formabis pedem et tornabis, et omnia spatia circa imagines superius et inferius erant transforata. Deinde unicuique parti suis infusoriis atque spiraculis impositis, circumlinies diligenter argillam tenuem et siccabis ad solem, rursumque et tertio facies similiter; quae partes iam vocantur formae. Quas omnino siccatas pones ad ignem, et cum calefactae fuerint, caeram liquescentem funde in aquam, rursumque pone ad ignem, sicque facies donec caeram omnino eicias. Post haec in loco apto et aequali pones carbones grossos et frigidos, super quos stabilibis formas foraminibus inferius conversis, et circumpones eis lapides duros, qui resilire non possunt ad calorem ignis, et ordinabis eos lapidem super lapidem in similitudinem muri absque temperamento siccos, ita ut inter lapides multa foramina et parvula remaneant. Quibus ita compositis, altius quam formae sint spatio dimidii pedis, circumfunde carbones ardentes, ac deinde frigidos usque ad summum, et cave ut tanti spatii sit inter formas et lapides, ut carbones capere possit. Cumque carbones omnes incanduerint, interdum cum gracili lingno movendi sunt circumquoque per foramina inter lapides ut se conjungant, et calor ex omni parte aequalis sit. Et cum in tantum descenderint ut formas videre possis, iterum imple frigidis carbonibus usque ad summum, sicque tertio facies. Et cum videris formas exterius candescere, pone vas in ignem cum auricalco quod fundere volueris, et primum modice deinde magis magisque sufflabis, donec omnino liquefiat. Quo facto cum curvo ferro et ligno infixo diligenter commove, et vas in latus aliud converte, rursumque auricalco imple et liquefac sicque facies, donec vas plenum fiat. Quo facto cum curvo ferro denuo commovebis, et a carbonibus purgabis, et sufflatore fortiter flante cooperies magnis carbonibus. Deinde amotis lapidibus formas eicies ab igne, et

argillam abundanter aqua perfusam atque in modum fecis attenuatam cum panno diligenter circumlinies, sicque juxta fornacem, in quam fundis, fossa facta formas impone et terram circumquoque exaggera, et ligno inferius aequali crebrius inpingendo diligenter conprime. Statimque panniculum multipliciter complicatum et fisso ligno impositum prae manibus habeas, ejectoque vasculo ab igne cum forcipe curvato rostro, et panniculo apposito, qui sordes et favillas defendat, diligenter infunde. Hoc modo formis utrisque fusis sine sic stare, donec infusorium superius nigrescat; deinde remota terra et a fossis extractas repone in tuto loco, donec omnino frigeant, cavens summopere ne calidis formis aquam superiacias, quia interiores nuclei, si humorem persenserint, statim inflantur et omne opus disrumpetur. Cumque per se refrigeratis argillam removeris, diligenter circumspice, et si quid per negligentiam vel casu defuerit, locum illum circumlimando attenuabis, et apposita caera, nec non argilla superaddita, cum sicca fuerit, calefacies, sicque superfundes, donec rivo in partem decurrente, quod superfundis adhaereat. Quod cum respexeris, si minus fuerit firmum, cum combustione vinitreae petrae, et limatura ex mixtura argenti et cupri, sicut praescripsimus, solidabis. Post haec diversis limis quadrangulis, triangulis, atque rotundis campos omnes primo translimabis, deinde ferris fossoriis fodies, et rasoriis rades, ad ultimum sabulo cum lignis in summitate modice conquassatis undique purgatum opus deaurabis.

Cap. LXI. *de catenis.*

Catenas facturus primum trahe fila subtilia sive grossiora in cupro sive argento, et circumflecte cum subula in tribus auriculis, aut quatuor, vel quinque, sive sex, secundum grossitudinem quam volueris, ad mensuram uniuscujusque thuribuli minoris sive majoris. Et cum omnes catenas unius thuribuli in unam partem plexueris, tolle lignum tenue ex quercu sive fagineo, et fac in eo multa foramina cum gracili ferro rotundo et calido, per quae foramina catenam igne recoctam et refrigeratam transduces et denuo recoques, rursumque per aliud foramen transduces et recoques, sicque tam diu facies, donec per omnia aequaliter sit grossum et rotundum. Deinde incide ipsam catenam per partes ad quantitatem thuribuli,

mediam partem breviorem, et reliquas longiores, aptatisqne foraminibus in summitatibus utrisque catenarum, obfirmabis eas, quae longiores sunt, in inferiore parte thuribuli clavis firmis et transductis, compositae per superiorem partem impones anulos parvulos, cum quibus aptabis et obfirmabis eas ad lilium inferius, per quod manu gestari debet cum magno anulo eidem superius imposito. Mediam vero catenam, quae brevior est, obfirmabis clavo in superiori parte thuribuli in uno capite, et alterum imposito anulo aptabis inferius sub lilio; et sic procurabis ut thuribulum ex omni parte aequaliter pendeat. Possunt etiam eodem modo et ordine, quo praediximus, thuribula diversae formae et diversi operis percuti et fundi in auro et argento atque auricalco. Sed magnopere cavendum est, ut auricalcum, quod deaurari debet, omnino purum sit et purgatum a plumbo propter diversa infortunia, quae deaurantibus evenire solent. Quod auricalcum si vis componere, primo naturam cupri, ex quo efficitur, disce.

Cap. LXII. *de cupro.*

Cuprum in terra nascitur. Cujus vena cum invenitur, summo labore fodiendo et frangendo acquiritur. Est enim lapis colore viridis ac durissimus et plumbo naturaliter mixtus. Qui lapis abundanter effossus imponitur rogo et comburitur in modum calcis, nec tamen mutat colorem, sed duritiam amittit ut confrangi possit. Deinde minutatim confractus imponitur fornaci, et follibus atque carbonibus adhibitis incessanter die ac nocte conflatur. Quod ipsum diligenter et caute fieri debet; idem ut in primo carbones imponantur, deinde lapidis minutiae superfundantur, rursumque carbones et denuo lapidis; sic fiat donec ad capacitatem fornacis sufficiat. Cumque lapis coeperit liquefieri per cavernulas quasdam plumbum effluit et cuprum intro remanet. Quod cum diutissime conflatum fuerit, refrigeratur et eicitur; rursum aliud imponitur eodem ordine. Huic cupro taliter fuso quinta pars stagni, et conficitur metallum, quo campanae funduntur. Invenitur etiam genus lapidis subcrocei coloris, et interdum rufus, qui calamina dicitur, qui non confractus, sed ita ut effoditur, lignis congestis et abundanter succensis imponitur, et donec omnino candeat comburitur. Qui lapis post haec refrigeratus et minutissime confractus miscetur

carbonibus omnino comminutis, et supradicto cupro commiscetur in fornace, quae hoc modo componitur. Stant quatuor lapides in modum crucis, a se longitudine unius pedis separatim, partim in terra firmati, sed altitudine pedis unius super terram aequaliter prominentes, et omnes in superiori parte aequales. Super hos lapides ponuntur quatuor ferri quadranguli grossitudine unius digiti, et longitudine ut possint ab uno lapide ad alterum protendi. Inter hos medii ponuntur alii ferri ejusdem mensurae, aequali spatio, idem latitudine trium digitorum a se separati, super quos etiam in transverso ponuntur alii forma et mensura inferiorum aequali, ita ut foramina videantur esse quadrangula. His ita distinctis, super ipsos ferros ponatur argilla fortiter macerata et fimo equi commixta spissitudine trium digitorum, ita ut ipsis ferris atque lapidibus ex omni parte adhaereat, et ita sit, quasi lares rotunda super lapides jaceat. Deinde cum rotundo ligno in spatiis inter ferros foramina fiant per omnia quanto possint ampliora; et sic diligenter siccetur.

Cap. LXIII. *de fornace.*

Deinde ab ipso lare sursum fiat murus cum minutis lapidibus, et eadem argilla in modum ollae, ita ut a medietate superius aliquantulum strictior sit, et fiat altior quam latitudo sit, atque cum ligaminibus ferreis quinque aut quatuor circumligetur, et eadem argilla interius et exterius diligenter illinietur. Quo facto imponantur carbones ardentes commixti extinctis, et mox ventus per inferiora foramina ingrediens absque flatu follis educit flammas, et quicquid metalli imponitur statim per se liquescit. Deinde hoc modo componantur vascula huic operi necessaria.

Cap. LXIV. *de compositione vasorum.*

Tolle fragmina veterum vasorum, in quibus ante cuprum sive auricalcum fusum fuerat, et super lapidem minutatim confringe. Deinde terram, ex qua fiunt ollae, cujus genera sunt duo; unum album, aliud grisium; ex quibus album valet ad colorandum aurum, aliud vero ad haec vasa componenda: et cum diutissime contriveris, hanc crudam terram in mensura commisces alteri, idem combustae, quam primum triveras, hoc modo. Accipe vasculum quodcunque et imple illud bis ex cruda terra, et ter excocta, ita ut

duae partes sint crudae et tres coctae, et ponens simul in vas magnum perfunde aqua tepida, et malleis ac manibus fortiter macera, donec omnino in se tenax sit. Deinde accipe lignum rotundum et incide illud ad mensuram, quam volueris habere vas secundum quantitatem fornacis, et super illud formabis vasculum unum, et formatum mox circumlinies cineribus siccis, et sic juxta ignem pone donec siccetur. Hoc modo conpone vasa quot volueris. Cumque diligenter siccata fuerint, pone in fornacem tria vel quatuor aut quinque, in quantum fornax capere possit, et circumfunde carbones.

Cap. LXV. *de compositione aeris.*

Cumque canduerint, tolle calaminam, de qua supra dixi, cum carbonibus minutissime tritam, et in singulis vasculis quasi ad sextam partem pone, et eam penitus cupro supradicto imple et carbonibus operi. Interdum etiam cum ligno gracili et recurvo foramina inferius inpinge, ne forte obstruantur, ut et favillae exeant ventusque magis ingrediatur. Cum vero cuprum omnino liquefactum fuerit, tolle ferrum gracile, longum et curvum, ligneoque manubrio infixum, et diligenter commove, ut calamina cupro commisceatur. Deinde forcipe longo vascula singula modicum eleva et a locis suis paululum remove, ne forte lari adhaereant, rursumque in omnibus ut prius calaminam pone, et cupro reple atque carbonibus operi. Cumque denuo penitus liquefactum fuerit, rursumque diligentissime commove, et cum forcipe vas unum eiciens, sulcis in terra fossis totum effunde, vasque in suo loco repone. Et mox calaminam ut prius impone, cuprumque quod effudisti, quantum capere possit, superpone. Eoque ut prius liquefacto commove et calaminam repone, atque effuso cupro et reple et sine liquefieri. Sic singulis vasis facito. Cumque per omnia penitus fuerit liquefactum atque diutissime commotum, effunde ut prius, et serva donec opus habueris. Haec commixtio vocatur aes, unde caldaria, lebetes et pelves funduntur, sed non potest deaurari, quando ante commixtionem cuprum non fuit penitus a plumbo purgatum. Deinde facturus auricalcum, quod possit deaurari, sic incipe.

Cap. LXVI. *de purificationi cupri.*

Tolle patellam ferream cujus magnitudinis volueris, et lini

eam interius et exterius argilla fortiter macerata et mixta, et diligenter exsicca. Deinde pone eam ante fornacem ferrarii super carbones, ita ut cum folles flaverint, ventus partim intus partim superius procedat et non inferius. Et circumpositis minutis carbonibus, aequaliter inpone cuprum, et superadde carbonum congeriem. Quod cum diu sufflando fuerit liquefactum, disco operi et mox minutam carbonum favillam super illud proice, et cum gracili ligno et sicco quasi miscendo commove, videbisque statim plumbum combustum ipsi favillae quasi gluten adhaerere. Quo ejecto iterum carbones superpone, et ut primo diu sufflans rursumque disco operi, et tuuc fac ut ante fecisti. Quod tam diu facies donec plumbum omnino excoquendo eicias.. Deinde infunde super infusorium, quod ad hoc aptaveris, et sic probabis si bene purum sit. Tene illud cum forcipe prius quam refrigeretur, sed ita candens, et percute grandi malleo super incudem fortiter, et si frangitur aut finditur, denuo oportebit te illud liquefieri sicut prius. Si vero sanum permanserit, refrigerabis in aqua, et aliud eodem modo coques. Hoc cuprum vocatur torridum. Ex hoc cupro quicquid facere volueris ductili opere, in imaginibus, bestiis et avibus, in thuribulis et diversis vasis, in limbis tabularum, in filis et catenis, ad deaurandum operari poteris. Ex hoc cupro perfice auricalcum cum adjectione calaminae, eodem modo quo superius aes caldariorum composuisti. Quod cum quater aut quinquies recoxeris in vasculis furno impositis, quicquid ex inde in diversorum operum varietate fuderis, optime deaurare poteris.

Cap. LXVII. *qualiter deauretur auricalcum.*

Deauraturus igitur thuribulum ex auricalco, fac eodem modo sicut superius deaurasti auriculas argentei calicis, sed cum majori cautela, quia argentum et simplex cuprum facilius deaurari possunt quam auricalcum. Debet enim morosius et diligentius invivari et spissius deaurari, et frequentius lavari, et diutius siccari. Quod cum coeperit croceum colorem trahere, si videris albas maculas inde exire, ut nolit aequaliter siccari, haec est culpa calaminae, quod non fuit aequaliter commixta, sive plumbi, quod cuprum non fuit purgatum et excoctum, quod sic emendabis. Tolle smigma et pone in vasculum mundum et infunde ei aquam et digitis tuis

quasi lavando commisce diligenter, donec fiat quasi sex cerevisiae, atque cum setis porci linies illud aequaliter per omnia super deauratum thuribulum. Deinde pone super carbones, et tam diu calefac, donec confectio illa incipiat nigrescere, et sic elevans cum forcipe per omnia diligenter aspergens aqua, sicque lavabis, et cum filis ex auricalco, sicut supradictum est, polies. Quo facto rursum circumfricabis cum confectione vinei lapidis, et vivo argento, et denuo deaurabis propter calorem carbonum, qui saepius in illud mittuntur, ne forte si tenue deauratum fuerit ipsum aurum comburatur, sicque iterum polies cum filis, ac denuo super carbones ponens diutius calefacies, donec rubeum colorem trahat, et mox refrigerabis in aqua, et cum ferris aequalibus et ad hoc aptis polies, sicque cum atramento combusto incolorabis ut praediximus.

Cap. LXVIII. *qualiter separetur aurum a cupro.*

Quod si aliquando vasa cuprea seu argentea deaurata fregeris, vel aliud quodlibet opus, hoc ordine adquirere poteris. Tolle ossa cujuscumque animalis, quae per plateam inveneris, et concure, quae refrigerata minutatim tere, et tertiam partem cinerum ex phago commisce, et fac testas sicut in purificando argento superius diximus, quas igne sive sole siccabis. Deinde aurum a cupro diligenter abrades, et ipsam rasuram complicabis in plumbo tenue percusso, atque una ex testis illis coram fornace prunis imposita, iam calefactam ipsam complicaturam plumbi cum rasura impones, et superjectis carbonibus conflabis. Cumque liquefactum fuerit, eomodo quo solet argentum purificari, interdum prunas amovendo et piumbum addendo, interdum retegendo et morose flando combures, donec cupro penitus absumpto, purum aurum appareat.

Cap. LXIX. *quomodo separetur aurum ab argento.*

Cum raseris aurum de argento, imponas ipsam rursum rasuram in vasculum, in quo solet aurum et argentum liquefieri, et superinprime panniculum lineum, ne forte quid inde eiciatur vento follis, atque coram fornace ponens liquefac, et mox fragmina sulphuris impone, secundum quantitatem ipsius rasurae, et cum carbone gracili diligenter commove, donec fumus eius cesset; statim infunde in ferrum infusorium. Deinde super incudem leviter percute, ne forte quid inde resiliat illius nigri, quod sulphur combussit,

quia ipsum est argentum. Non enim sulphur auri quicquam consumit, sed solum argentum, quod taliter ab auro separat, quodque diligenter servabis. Rursumque in eodem vasculo sicut prius liquefac ipsum aurum et adice sulphur. Quo commoto atque effuso, quod nigrum fuerit frange et serva, sicque facies donec aurum purum appareat. Deinde omne illud nigrum, quod servasti diligenter, compone super testam compositam ex osse et cinere, et adice plumbum, sicque combure, ut recipias argentum tuum. Quod si ad usum nigelli servare volueris, prius quam combures adde ei cuprum et plumbum secundum mensuram superius memoratam, et confunde cum sulphure.

Cap. LXX. *quomodo denigretur cuprum.*

De cupro supradicto, quod rubeum dicitur, fac tibi laminas attenuari, quantae longitudinis et latitudinis velis. Quas cum incideris et aptaveris operi tuo, pertrahe in illis flosculos sive bestiolas, aut aliud quod volueris, et fode cum gracili ferro fossorio. Deinde tolle oleum, quod sit de semine lini, et cum digito superlinies per omnia tenue, atque cum penna anseris aequabis, et tenens cum forcipe pones super prunas ardentes. Cumque modicum incaluerit, et oleum liquefactum fuerit, denuo cum penna aequabis rursumque impones prunis, sicque facies donec exsiccetur. Quod si videris per omnia aequaliter esse, mitte super carbones valde ignitos, et tam diu jaceat donec omnino cesset fumare. Et si satis nigrum fuerit, bene; sin autem, valde parum olei cum penna super calidum ita linies, aequatumque denuo conflatis carbonibus superpone, faciens sicut prius. Cumque refrigeratum fuerit, non in aqua sed per se, cum ferris rasoriis valde acutis rade diligenter flosculos, ita ut campi remaneant nigri. Si vero litterae fuerint, in tuo sit arbitratu, utrum eas volueris esse nigras an deauratas. Cum vero lamina diligenter rasa fuerit, statim invivabis eam cum confectione vinicii lapidis et vivo argento, et mox deaurabis, deauratamque non extingues in aqua, sed per se refrigerabitur, poliesque sicut supra dictum est, et eodem modo colorabis.

Cap. LXXI. *de opere interrasili.*

Attenuato tibi laminas ex eodem cupro sicut superius, sed spissius, quas pertractas quocumque volueris opere fodies ut supra. Deinde habeas ferros graciles et latiores secundum quantitatem

camporum, qui sint in una summitate tenues et acuti, in altera obtusi, qui vocantur meizel; ponensque laminam super incudem, campos omnes perforabis cum supradictis ferris percutiens cum malleo. Cumque omnes campi tali modo fuerint perforati, cum limis parvulis aequabis eos per omnia usque ad tractos. Quo facto deaurabis et polies laminam, ut supra. Eodem modo fiunt tabulae, et laminae argenteae super libros cum imaginibus, floribus atque bestiolis et avibus, ex quibus pars deauratur, videlicet coronae imaginum et capilli atque vestimenta per loca, atque pars remanet argentea. Fiunt etiam et laminae cupreae et fodiuntur, et denigrantur ac raduntur; deinde in patellam liquefacto stagno mittuntur, ut rasurae albae fiant, quasi deargentatae sint. Ex his ligantur cathedrae pictae, et sedilia atque lecti, ornantur etiam libri pauperum.

Cap. LXXII. *de opere punctili.*

Fiunt etiam laminae de cupro, modo quo superius, et fodiuntur gracili opere imaginum, florum, sive bestiarum, et ita disponitur opus, ut campi parvuli sint, deinde purgantur cum subtili sabulo, et cum ferris ad hoc opus aptis poliuntur et incolorantur. Post haec ferro punctorio punctatur, quod hoc modo formatur. Ex chalybe sit ferrum ad mensuram digiti longum, in una summitate gracile, in altera grossius. Quod cum in graciliori parte aequaliter limatum fuerit, cum subtilissimo ferro et malleolo percutitur in medio ejus subtile foramen, deinde circa ipsum foramen diligenter limatur, donec ora ejus in circuitu aequaliter acuta fiat, ita ut quocunque percutiatur brevissimus circulus appareat. Post haec ipsum ferrum modice calefactum, ut vix candescat, temperetur in aqua. Deinde tene ipsum ferrum sinistra manu et malleolum dextra, sedeatque puer ante te qui laminam teneat super incudem, et aptet in locis illis in quibus percussurus es, sicque mediocriter percutiens super ferrum cum meleolo imple campum unum subtilissimis circulis quanto propius possis conjungere unum alteri. Impletis campis omnibus in hunc modum pone laminam ipsam super prunas candentes donec percussiones illae fulvum colorem recipiant.

Cap. LXXIII. *de opere ductili.*

Percute tabulam auream sive argenteam quantae longitudinis et latitudinis velis ad elevandas imagines. Quod aurum vel argentum,

cum primo fuderis, diligenter circumradendo et fodiendo inspice, ne forte aliqua vesica sive fissura in eo sit, quae saepe contingunt ex incuria, sive negligentia vel ignorantia aut inscitia fundentis, cum aut nimis calidum, aut nimis festinato, aut nimis productim effunditur. Cumque considerate et caute fuderis, si huiusmodi vitium in eo deprehenderis, cum ferro ad hoc apto diligenter effodies, si possis. Quod si tantae profunditatis vesica sive fissura fuerit, ut effodere non possis, rursumque oportebit te fundere, et tamdiu donec sanum sit. Quod cum fuerit, provide, ut incudes et mallei tui omnino aequales et politi sint, cum quibus operari debes, et omni diligentia procura, ut tabula aurea vel argentea ita aequaliter ex omni parte attenuetur, ut in nullo loco spissius sit quam in alio. Cumque sic attenuata fuerit ut unguis impressis vix ex altera parte appareat, et omnino sanissima, statim pertrahe imagines quot volueris secundum libitum tuum. Pertrahes autem in ea parte, quae sanior et decorior videtur, leniter tamen et sic ex altera parte modice appareat. Deinde cum curvo ferro bene polito fricabis leniter caput imprimis, quod alterius debet esse, sicque convertens tabulam in recta parte fricabis circa caput cum ferro aequali et polito, ita ut caput descendat, caput elevetur, et statim circa ipsum caput cum malleo mediocri super incudem percuties leniter, sicque coram fornace superpositis carbonibus in ipso loco recoques, donec candescat. Quo facto et tabula per se refrigerata, iterum in inferiore parte cum curvo ferro fricabis leniter et diligenter fossam capitis interius, convertensque tabulam in superiori parte denuo cum aequali ferro fricabis et depones campum ut monticulum capitis elevetur, rursumque cum malleo mediocri circa ipsum leniter percutiens, appositis carbonibus recoques; sic saepe facies diligenter elevando interius et exterius, et crebro percutiendo, totiensque recoquendo donec monticulus ille ducatur ad altitudinem trium digitorum aut quatuor, sive plus vel minus secundum quantitatem imaginum. Si autem ipsum aurum vel argentum adhuc aliquantum spissium est, poteris interius cum longo malleo et gracili percutere et attenuare si opus fuerit. Quod si duo capita, vel tria seu plura in tabula esse debeant, circa unumquodque ita facere debes sicut dixi; usque ad altitudinem quantam

volueris. Deinde cum pertractorio ferro designa corpus vel corpora imaginum, et ita deducendo et interdum percutiendo elevabis ea, quantum libuerit; hoc tamen procurans ut caput semper altius sit. Post haec designabis nares et oculorum supercilia, os et aures, capillos et oculos, manus et brachia, caeterasque vestimentorum umbras, scabella et pedes, et sic interius cum minoribus curvis ferris elevabis leniter et diligenter, summopere cavens ut non rumpatur opus aut perforetur. Quod si ex ignorantia vel negligentia contigerit, hoc modo solidari debet. Tolle ipsius auri vel argenti modicum, et admisce tertiam partem cupri, fundensque pariter limabis subtiliter, combustoque vicinioque lapide, et addito sale commiscebis aqua, ex quo tenuiter liniens, fracturam supersparge limaturam. Qua siccata denuo confectionem superlinies spissius, et sic inferius et superius admotis carbonibus leniter flabis, donec videas solidaturam diffluere. Quod videns statim asperge leniter aqua, et si firmum fuerit, bene; sin autem, denuo similiter fac usque dum firmum fiat. Si autem fractura lata fuerit, diligenter conjunge ei particulam ejusdem auri vel argenti aequaliter tenuem, quam solidabis eodem modo, donec ex omni parte adhaereat. Cumque elevatura imaginum perducta fuerit usque ad subtiles tractus, si aurum fuerit, statim facies eos et polies diligenter atque colorabis cum atramento usque ad ruborem combusto, et sale, ut supra in opere calicis. Si vero argentea fuerit tabula, et volueris in ipsis imaginibus deaurare coronas, capillos et barbas, et partes vestimentorum, hoc oportet fieri prius, quam subtiles tractus fiant, hoc modo. Compone duas partes argillae simplices, subtiliter tritae, et tertiam salis, et in vasculo commisce cum fece cerevisiae mediocriter spissae, qua confectione cooperies omne argentum quod volueris ut album remaneat, et quod deauratum est, maneat intectum. Quod cum siccaveris super prunas, deaurabis loca singula diligenter sine aqua, deaurataque lavabis et polita incolorabis. Deinde cum carbonibus subtiliter tritis et lignis gracilibus et grossioribus fricabis diligenter, donec per omnia aeque clarum sit. Post haec et in auro et argento fac subtiles tractus, quos et faciendo pariter polies, donec ad perfectionem perduces. Cum vero tabulas illas aureas vel argenteas pleniter elevatas atque politas configere volueris, tolle caeram

et liquefac in vase fictili vel cupreo, atque commisce ei tegulam subtiliter tritam sive sabulum, ita ut sint hujus duae partes et cerae tertia. Quod cum pariter liquefactum fuerit cum cochleari ligneo fortiter commovebis et inde implebis omnes imagines in auro et argento, sive cupro, vel quodcunque in his elevatum fuerit, et refrigeratum confige ubi velis. In cupreis vero tabulis eodem modo attenuatis simile opus sit, sed majori virium instantia et diligentia, quo durioris naturae est. Quod opus cum pervenerit ad subtiles tractus, debet in exteriori parte purgari cum laneo panno et sabulo, donec nigra cutis auferatur, et sic deaurari atque poliri, perfectis tractibus incolorari, et praedicta confectione impleri.

Cap. LXXIV. *de opere quod sigillis imprimitur.*

Fiant ferri ad mensuram unius digiti spissi, tribus digitis et quatuor lati, longitudine pedis unius, qui sanissimi debent esse, ut in eis nulla sit macula, nulla fissura in superiori latere. In his sculpantur in similitudine sigillorum limbi graciles et latiores, in quibus sint flores, bestiae, et aviculae sive dracones concatenati collis et caudis, et non sculpantur profunde nimis, sed mediocriter ac studiose. Deinde attenuabis argentum multo tenuius quam ad elevandum quantae longitudinis volueris, atque purgabis cum carbonibus subtiliter tritis et panno, ac polies cum creta desuper rasa. Quo facto conjunge argentum cuicunque limbo, positoque ferro super incudem ita ut sculptura superius sit, ac superlocato ei argento desuper pone plumbum spissum, percutiesque cum malleo fortiter, ita ut plumbum inpingat argentum tenue in sculpturam tam valide, ut omnes tractus in eo pleniter appareant. Quod si lamina longior fuerit trahe eam de loco ad locum, et conjunctam ferro cum forcipe aequaliter tene, ut una parte percussa, alia percutiatur, sicque fiat donec lamina tota impleatur. Hoc opus satis utile est circa limbos in fabricandis tabulis altarium, in pulpitis, in sanctorum corporum scriniis, in libris et in quibuscunque locis opus fuerit, quando elevatura decora est et subtilis, et leviter sit; sit etiam in cupro hujusmodi opus quod simili modo attenuatur, purgatur et deauratur atque politur, quod ferro superpositum, ita ut deauratura vertatur ad ferrum, plumbo superposito percutitur donec tractus appareant. Sculpitur quoque in ferro, modo supradicto,

imago crucifixi domini, quae cum argento vel cupro deaurato inpingitur, et fabricantur inde phylacteria, idem capsellae reliquiarum et scriniola sanctorum; sit etiam sculptura imaginis agni dei in ferro, et imagines quatuor evangelistarum, quibus auro vel argento impressis ornantur scyphi ligni preciosi, stante rotula agni in medio scyphi, quatuor evangelistis in modum crucis in circuitu, et procedentibus quatuor limbis ab agno usque ad quatuor evangelistas, fiunt imagines pisciculorum et avium atque bestiarum, quae figuntur per reliquum scyphi campum, praebentes ornatum multum; sit etiam imago majestatis eodem modo, aliaeque imagines, cuiusque formae sit sexus, quae impressae auro vel argento seu cupro deaurato, plurimum decoris praestant locis, quibus imponuntur, propter sui subtilitatem et operositatem; fiunt et imagines regum et equitum eodem opere in ferro, ex quibus auricalco hispanico impressis ornantur pelves, quibus aqua in manibus funditur, eodem modo quo ornantur scyphi auro et argento cum suis limbis eiusdem metalli, in quibus stant bestiolae vel aves et flosculi, qui tamen configuntur, (*) sed stagno solidantur.

Cap. LXXV. *de clavis.*

Fiunt autem clavi ferrei longitudine unius digiti, in una summitate grossiores, in altera graciliores, in qua etiam chalybe solidandi sunt, quorum unus limetur quadrangulus, alius triangulus, tertius rotundus, secundum convenientem grossitudinem. Deinde sculpantur in eis flosculi eodem modo, quo supra, ita ut ora ferri circa flosculum acuta fiant. Cumque valde attenuatum fuerit argentum sive cuprum deauratum, vel auricalcum in superiori parte, polies sicut supra; in inferiori superstagnes valde tenue cum ferro, quo fenestrae solidantur, ponesque plumbum spissum super incudem et desuper argentatum, sive cuprum deauratum, ita ut deauratura superius sit, et stagnum inferius sit; sumptoque uno ex ferris, quale velis, junge sculpturam ad argentum, percutiesque cum malleo ita ut sculptura appareat, et cum acuta ora ferri in circuitu incidatur. Quod cum per totum argentum feceris, serva tibi flosculos omnes, quia illi erunt capita clavorum, quorum caudas hoc modo facies.

(*) Fortassis legendum *non figuntur.*

Commisce duas partes stagni, et tertiam plumbi, et percute illud gracile et longum, deinde pertrahe per foramina ferri, in quo fila trahuntur, ita ut longissimum filum fiat, et non gracile nimis fiat sed mediocre. Post haec fac tibi ferrum gracile, longitudine pedis unius dimidii, quod in una summitate sit modice latum, ad mensuram unguis, et mediocriter cavum, et altera summitas infigatur ligneo manubrio. Deinde sedens juxta fornacem ad hoc opus aptam, ante quam stet vasculum cupreum cum cera liquefacta, tenensque sinistra manu illius gracilis ferri in latiori parte calefacti, in dextra vero filum stagneum quasi globum involutum, cujus caput facies in cera liquefacta humidum ponensque super unum ex flosculis, in ea ubi stagnum est, ita ut haereat, levabis et pones in fossulam ferri candentis tenebisque donec liquefiat, statimque removebis utrumque ab igne, incidesque filum cum forcipe secundum longitudinem quam vis habere caudam clavi. Sicque facies donec expendas in huiusmodi clavis argentum illud cuprumque deauratum. Cumque clavorum copiam habueris et eos configere volueris in corrigiis ascensoriis sellae equi, sive circa capitium freni, primum cum subula fac foramina, et sic impone clavos ordinatim, ita ut sint tres aurei, tres argentei, rursumque tres aurei, et simili modo per totum. Si vero duos ordines vel tres habere volueris, pone semper unum argenteum, et alterum aureum per omnia, sicque ponens corrigiam cum capitibus super tabulam ligneam aequalem, confige caudas cum mediocri malleo; fiunt etiam eodem modo clavi ex auricalco sed spissiores, quorum caudae cupreae solidantur interius stagno puro eodem modo. His configuntur vaginae cultellorum, et coria super libros, multaque hujusmodi.

Cap. LXXVI. *de solitando auro et argento pariter.*

Purificatur argentum pondere duodecim nummorum, et percutitur strictim longitudine dimidii digiti minoris, deinde percutitur aurum coctum pondere unius nummi eadem latitudine et longitudine, atque consolidantur haec duo praescripta solidatura auri, donec omnino sibi invicem adhaereant, sicque insimul percutiantur usque dum tenuissima lamina fiat. Hoc opus videtur, quasi argentum in una parte deauratum sit, nec posset cum duobus aut tribus nummis auri tantae longitudinis lamina tam fulgide deaurari.

Ex hac lamina fiunt limbi, modo quo superius impressi ferro. Inde etiam inciduntur subtiles corrigae, et in serico filando circumtorquentur, unde texuntur aurifrigia apud pauperes eodem modo quo apud divites ex auro puro.

Cap. LXXVII. *de opere ductili, quod sculpitur.*

Percute tabulam cupream quantae latitudinis et longitudinis volueris, sic spissam ut vix plicari possit, et sit sanissima ab omni fissura et macula, et pertrahe in ea imaginem, quam volueris. Deinde percute in loco capitis fossam cum mediocri malleo rotundo in inferiori parte, et ex superiori parte cum tenui malleo in circuitu, sicque recoques in prunis. Qua refrigerata per se, facies per totam imaginem cum malleis sicut fecisti in tenui cupro cum curvis ferreis et aequalibus, semper ex utraque parte diligenter deducendo et frequenter recoquendo. Cumque elevaveris imaginem quam alte volueris, accipe ferros ad mensuram palmi longos, in una summitate grossiores, super quos possit cum malleo percuti, et in altera graciliores, tenues et rotundos atque subtiles, quos ad hoc opus aptaveris, et sedente coram te puero hujus artis docto, tene sinistra manu tabulam, et dextera ferros puero desuper feriente cum mediocri malleo, designabis oculos et nares, capillos et manuum digitos, pedum articulos, et omnes tractus vestimentorum in superiori parte, ita ut interius appareant, ubi etiam cum eisdem ferris percuties, ut exterius eleventur tractus. Quod cum tam diu feceris donec omnino formetur, cum ferris fossoriis et rasoriis fodies circa oculos et nares, os et mentum et aures, designabisque capillos et omnes subtiles tractus vestimentorum, et ungues manuum et pedum. Quo facto, si volueris coronas imaginum ornare gemmis, electro atque margaritis, statim operare singulas partes in auro cum filis et solidatura, sicut superius in opere calicis, et adjungens vnamquamque loco suo, fac foramina, per quae configi debent, videlicet sub majoribus gemmis, et in cupro aequaliter, sicque deaurabis tabulam et polies eam in primis cum filis ex auricalco sicut supra, deinde cum ferris aequalibus, sicque colorabis et configes auri partes vnamquamque in suo loco, imponesque gemmas et circumligabis margaritas. Eodem modo si facultas in censu fuerit, potes in auro et argento facere imagines super libros evangeliorum et missales, et bestiolas

atque aviculas ac flores super sellas equestres matronarum exterius. Fiunt etiam eodem opere, in scyphis aureis sive argenteis vel scutellis, in medio equites contra dracones sive leones vel gryphes pugnantes, imago Samsonis vel David ora leonum confringentes, leones quoque simplices et gryphes; idem singuli singulas pecudes suffocantes, sive aliud quod libuerit, quodque secundum operis quantitatem decens vel aptum fuerit.

Cap. LXXVII. *de purganda antiqua deauratura.*

Tolle smigma et pone in pelve, sive in alio vase mundo, et superfunde ei aquam, atque digitis tuis commisce donec sit sicut fex spissum, ita ut ubicumque superponatur non possit fluere. Deinde cum setis porci linies illud diligenter super vetustam deauraturam in cupro sive argento, quae fulgorem suum perdiderit, sic ut omnino cooperietur, et sines ita permanere per diem et noctem. Secunda vero die aqua lavabis cum eisdem setis semel et iterum, ac tertio perfundas limpida aqua, videbisque fulgere eam sicut placuerit oculis tuis.

(*) Cap. LXXV. *de purgando auro et argento.*

Si aurum et argentum laminis attenuatum atque clavis alicubi confixum denigratum vetustate fuerit, tolle carbones nigros et minutissime tere eos atque per pannum cribra, sumensque pannum lineum sive laneum madefactum in aqua, pones super ipsos carbones, elevansque fricabis diligenter per omnia aurum et argentum, donec omnem nigredinem auferas, sicque lavabis aqua, et sole sive igne vel panno siccabis, deinde tolle cretam candidam et minutissime rade in vase, et cum lineo panno ita siccam fricabis super ipsum aurum vel argentum tamdiu, donec pristinum fulgorem recipiat. Eodem modo vasa purgantur.

Cap. LXXVI. *de organis.*

Facturus organa primum habeat lectionem mensurae, qualiter metiri debeant fistulae graves et acutae et superacutae; deinde faceat sibi ferrum longum et grossum ad mensuram, qua vult esse fistulas, quod sit rotundum, in circuitu summa diligentia limatum et politum, in una summitate grossius et modice attenuatum, ita

(*) Hic incipit in nostro Codice manus recentior.

ut possit imponi in alterum ferrum curvum per quod circumducatur, juxta modum ligni, in quo volvitur runcina, et in altera summitate gracili, secundum mensuram inferioris capitis fistulae, quod conflatorio debet imponi. Deinde attenuetur cuprum purum et sanissimum, ita ut unguis impressus ex altera parte appareat, quod cum fuerit secundum mensuram ferri limatum et incisum ad longiores fistulas, quae dicuntur graves, fiat secundum praeceptum lectionis foramen, in quo plectrum imponi debet, et circumradatur modice ad mensuram fistulae, atque superlineatur stagnum cum ferro solidatorio, radaturque in una ora longitudinis interius, et in altera ora exterius eadem mensura, et superstagnetur tenue. Quae stagnatura, priusquam fiat *casiteactus* noviter facti, modice calefacto cupro lineatur cum resina abietis, ut stagnum levius et citius adhaereat. Quo facto complicetur ipsum cuprum circa ferrum et circumligetur filo ferreo mediocriter grosso fortiter, ita ut stagnati tractus conveniant sibi. Quod filum primo induci debet parvulo foramini, quod est in gracili summitate ferri, et in eo bis contorqueri, sicque deduci in voluendo usque ad alteram summitatem, ibique similiter obfirmari. Deinde juncturis sibi invicem convenientibus et diligenter (*) *ingentibus priora* ipsa ligatura pariter cum ferro ante fornacem super prunas ardentes, et sedente puero ac mediocriter flante, teneatur dextera manu lignum gracile, in cujus summitate fissa haereat panniculus cum resina, et sinistra teneatur stagnum longum gracile percussum, ut mox cum fistula incaluerit, lineat juncturam cum panniculo resina infecto, appositumque stagnum liquefiat, ipsamque juncturam diligenter consolidet. Quo facto refrigerata fistula, ponatur ferrum in instrumento tornatoris modo parato, impositoque curvo ferro et filo soluto circumvolvat unus ferrum curvum, alter vero utrisque manibus chirothecis iam indutis fortiter fistulas teneat, ita ut ferrum circumducatur et fistula quieta maneat, donec omnino oculis gratiosa appareat, quasi tornata sit. Deinde educto ferro percutiatur ipsa fistula cum malleo mediocri juxta foramen superius et inferius, ita ut pene usque ad medium descendat ipsa rotunditas spatio duorum digitorum,

(*) ab alia manu in margine emendatur: *jungentibus, ponatur.*

fiatque plectrum ex cupro aliquantulum spissiori, quasi dimidia rotula, et superstagnetur circa rotunditatem sicut fistula superius, sicque imponatur in inferiori parte foraminis, ita sub ipsius ora aequaliter stet, nec procedat inferius aut superius. Habeat quoque ferrum solidatorium ejusdem latitudinis et rotunditatis, qua plectrum est. Quo calefacto ponat modicas particulas stagni super plectrum parum resinae, et diligenter circumducat ferrum calidum ne plectrum moveatur, sed liquefacto stagno sic adhaereat ut in circuitu ejus nihil spiraminis exeat, nisi tantum superiori foramine. Quo facto apponat fistulam ori et sufflet primum modice, deinde amplius, sicque fortiter, et secundum quod auditu discernit, disponat vocem, ut si eam vult esse grossam, foramen fiat latius; si vero graciliorem, fiat strictius. Hoc ordine omnes fistulae fiant; mensuram vero singularum, a plectro superius, secundum magisterium lectionis faciat, a plectro autem inferius, omnes unius mensurae et ejusdem grossitudinis erunt.

XXVI.

Maranjon.[1]

Was ich unter dieser Aufschrift (das nj in dem Worte Maranjon stehet anstatt des Spanischen nicht doppelten sondern circumflectirten ñ, welches in unsern Druckereyen nicht gebräuchlich ist) hier mittheilen will, daran hat mich eine Stelle in der Reisebeschreibung des Antonio de Ulloa erinnert, die ich vor allen Dingen meinem Leser vorlegen muß.

Don Antonio kömmt, bey Beschreibung der Provinz Quito, auf das, was diese Gegend so besonders merkwürdig macht, den größten aller noch bekannten Flüsse, den Amazonenfluß; welchen Namen er unter uns am gewöhnlichsten zu führen pflegt. Aber es ist dieses weder sein einziger

[1] Dieser Aufsatz erschien zuerst als Vorbericht zu der „Beschreibung des Portugiesischen Amerika vom Cudena. Ein Spanisches Manuscript in der Wolfenbüttelschen Bibliothek, herausgegeben vom Herrn Hofrath Lessing. Mit Anmerkungen und Zusätzen begleitet von Christian Leiste, Rektor der Herzoglichen großen Schule zu Wolfenbüttel. Braunschweig, in der Buchhandlung des Fürstl. Waysenhauses. 1780.“ klein Octav. v. M.

noch sein vornehmster Name, und Don Antonio drückt sich darüber folgendermaassen aus: (*) „Dieser berühmte Fluß, sagt er, welcher unter allen „denjenigen der größte ist, die in der heiligen und weltlichen Geschichte „als merkwürdige große Ströme angeführt werden, ist unter drey verschie„denen Namen bekannt. Der Ruf von seiner Größe hat sich so weit „ausgebreitet, daß er unter jeglichen von diesen drey Namen gleich deutlich „verstanden wird. So wohl der eine, als die andern, geben seine Majestät „und Größe auf gleiche Weise zu erkennen, und deuten den Vorzug an, „welchen er unter allen denen Strömen mit Recht fordern kann, die Europa „wässern und fruchtbar machen. Daß ihm verschiedene Namen zugeeignet „werden, könnte man ohne Zweifel so auslegen, daß ein jeglicher deren, „gleichsam unter einem dunkeln Räthsel, einen von denjenigen Strömen „andeuten und in sich begreifen sollte, welche in den übrigen drey Theilen „der Welt die berühmtesten sind. Ich verstehe dadurch in Europa die „Donau, in Asien den Ganges, und in Africa den Nil.

Dieses Raisonnement scheint mir ein wenig sehr spanisch, und der aufgedunsenen leeren Beredsamkeit eines Dominicaners würdiger, als der Reisebeschreibung eines Philosophen. Besonders begreife ich nicht, wie die verschiedenen Namen des Flusses, von dem die Rede ist, einer sowohl als der andere, die Majestät und Größe desselben auf gleiche Weise zu erkennen geben sollen. Dieses wird zwar nochmals wiederhohlt, aber im geringsten nicht näher erklärt. Er fährt fort:

„Die drey Namen, wodurch die Größe dieses Stromes angedeutet „wird, sind folgende: der Maranjon, der Amazonenfluß und der „Orellana. Man kann aber von keinem mit Gewißheit sagen, daß er „der erste gewesen sey, den der Strom geführt, ehe die Spanier ihn ent„deckten. Man weiß auch nicht, wie ihn die Indianer genannt haben; „ob es wohl glaublich ist, daß sie ihm einen, und manchmal auch wohl „mehrere Namen beygelegt haben müssen. Da verschiedne Nationen an „seinen Ufern wohnten: so war es ganz natürlich, daß eine jegliche „ihm einen besondern Namen beylegte, oder denjenigen beybehielt, den „ihm eine andere Nation gegeben hatte. Allein die ersten Spanier, welche „hierher gekommen sind, haben sich entweder nicht genugsam darum be„kümmert, oder sind gleich damals, durch die übrigen Namen, die man

(*) Nach der deutschen Uebersetzung im 9ten Bande der allgemeinen Reisen. S. 284.

„diesem Strome beylegte, in Verwirrung gesetzt worden, so daß das An=
„denken derselben in der Geschichte nirgends auf behalten worden ist.

„In Ansehung des Alters hat der Name Maranjon den Vorzug.
„Einige Schriftsteller geben zwar vor, er sey neuer, als die beyden übri=
„gen: man hat aber Ursache zu glauben, daß sie sich sowohl hierinnen,
„als auch in der Ursache, die sie davon anführen, geirret haben. Sie
„setzen voraus, daß er ihm von den Spaniern beygelegt worden sey, welche
„mit Pedro de Orsua, in den Jahren 1559 und 1560, hierher gekommen
„sind. Es ist aber gewiß, daß er diesen Namen schon viele Jahre zuvor
„geführet hat. Denn indem Pedro Martyr de Angleria in seinen
„Decades,(*) von der Entdeckung der Küste von Brasilien handelt, die
„im Jahre 1500 durch Vincent Yunjez Pinzon geschehen ist: so er=
„zählt er unter andern, daß er an einen Fluß gekommen sey, der den
„Namen Maranjon geführet habe. Dieses Buch wurde im Jahre 1516
„gedruckt, lange zuvor, ehe Gonzalo Pizarro die Entdeckung desselben,
„und die Eroberung zu Lande unternahm, und ehe Francisco de Orel=
„lana auf demselben schiffete. Daher ist kein Zweifel, daß er nicht schon
„damals den Namen Maranjon geführt haben sollte. Allein es ist
„nichts leichtes, die Zeit zu bestimmen, wenn er diesen Namen erhalten
„hat, oder den Ursprung dessen mit einiger Gewißheit anzugeben. Man
„findet von keinem von beyden solche Nachrichten, wodurch aller Zweifel
„gehoben werden könnte. Einige folgen dem Augustin von Zarate,(**)
„und leiten diese Benennung von dem Namen eines Spanischen Haupt=
„manns, Maranjon, her. Sie geben vor, weil dieser Hauptmann
„zuerst darauf geschiffet sey, so habe der Strom von ihm seinen Namen
„erhalten. Diese Meynung hat aber mehr Schein als Grund. Man
„sieht, daß sie sich blos auf die Gleichheit der Namen gründet, welches
„aber ein sehr schwacher Grund ist. Ueber dieses findet man in den Ge=
„schichten nirgends etwas von einem solchen Hauptmanne, wo von Ent=
„deckung dieser Königreiche gehandelt wird. Man findet in keiner Erzäh=
„lung einige Meldung von diesem Entdecker, oder von seiner Entdeckung.
„Man kann daraus schliessen, daß Zarate daher, weil dieser Strom
„Maranjon genennet wurde, geurtheilet habe, derselbe müsse seinen
„Namen von jemanden erhalten haben, der darauf geschiffet sey. Wären

(*) Dec. I. lib. 9.
(**) Hist del Peru lib. 4. c. 4.

„ihm mehr Umstände davon bekannt gewesen: so könnte man sicherlich „glauben, daß er die Nachrichten von solcher Entdeckung seiner Geschichte „mit einverleibt haben würde. Und wenn er sie auch weggelassen, und „für nicht wichtig genug gehalten hätte: so würden doch nicht alle Geschicht„schreiber eben so geurtheilet, und das Andenken eines Spaniers in die „Vergessenheit gestellt haben, von welchem der größte Fluß, den man in „der Welt kennet, seinen Namen erhalten haben soll. Das wahrschein„lichste scheinet zu seyn, daß Vincente Yunjez Pinzon, da er hierher „kam, den Strom von den Indianern, die auf den vielen Inseln desselben, „oder an seinen Ufern, wohnten, mit diesem, oder einem andern Namen, „der einen ähnlichen Laut hatte, nennen gehöret, und daher geglaubet, „und gesagt habe, daß er den Namen Maranjon führe. Ueberhaupt „ist unleugbar, daß der Name Maranjon, wegen seines Alterthums, „den Vorzug habe; und daß ihm denselben weder Orsua, noch seine „Leute, gegeben, und damit auf die Unruhen und Zänkereyen gezielt haben, „die sie unter einander hatten, und welche im Spanischen Maranjas „genannt werden. Eben so wenig kann man auch sagen, daß er unter „der grossen Menge von Inseln verlohren worden sey, welche, wie einige „Geschichtschreiber sagen, gleichsam einen verwirrten Irrgarten von ver„schiednen Canälen vorstellen.

„Der auf den vorhergehenden folgende Name ist der Amazonenfluß. „Francisco de Orellano hat dem Strome diesen Namen deswegen „beygelegt" — Doch weiter brauche ich nicht abzuschreiben. Wer wissen will, was Don Antonio von den beiden übrigen Namen sagt, kann es bey ihm selbst nachlesen. Ich habe hier blos über den erstern eine Anmerkung zu machen, die zu einer weitern nicht unerheblichen Nachforschung Gelegenheit geben kann. Nicht zwar als ob ich nähere Nachricht eingezogen hätte, woher dieser Name ganz ungezweifelt komme. Aber eine Wahrscheinlichkeit mehr, kann aus dem, was ich sagen will, doch erwachsen, daß er sich von dem ersten Europäischen Entdecker gleiches Namens herschreibe.

Denn daß man überhaupt von keinem spanischen Hauptmanne dieses Namens wisse; daß Zarate einen solchen blos gemuthmaßt habe; daß alle andere Geschichtschreiber, als von einem Wesen der Einbildung, von ihm schweigen: das ist es, was ich dem Don Antonio widersprechen muß. Ich weiß nehmlich so zuverlässig, als man dergleichen Dinge nur wissen

kann, daß es allerdings einen Maranjon gegeben, der mit seinem vollständigen Geschlechtsnamen Maranjon y Gran Para hieß, an welchen man hier wohl denken könnte, indem ihm die Entdeckungen und geographische Bestimmung eines größern Strich Landes in Amerika beygelegt wird, als nur immer von einem Seefahrer zu rühmen ist; und sich dieser nehmliche von ihm entdeckte Strich Landes gerade von dem Amazonenflusse oder Maranjon anfängt. Freylich folgt daraus noch nicht, daß dieser Fluß von ihm den Namen habe, weil ich in eben der Quelle, die mich von seinen Entdeckungen unterrichtet, auch finde, daß er unter gleichem Himmel ohngefehr gebohren, und er eben so wohl, ja noch eher, den Namen von dem Flusse, als der Fluß den Namen von ihm erhalten haben könnte. Aber so viel folgt doch, daß das Vorgeben des Zarate nicht sogar ungegründet ist, als es Don Antonio uns gern machen möchte.

Und zwar weiß ich dieses, wovon Don Antonio nichts wissen will, aus einem kleinen aber sehr glaubwürdigen spanischen Aufsatze, wovon sich eine Abschrift unter den Manuscripten unserer Bibliothek befindet. Er enthält nehmlich, dieser Aufsatz, die ausdrückliche Beschreibung der Ein Tausend und Acht und Dreyssig Meilen, welche sich von der Mündung des Amazonenflusses an, südöstlich um ganz Brasilien und Parraguay bis an den Fluß de la Plata erstrecken, und vom Maranjon y Gran Para entdeckt und erobert zu seyn gesagt werden. Er ist von einem Manne verfertiget, der viele Jahre die dasigen Gegenden bereiset zu haben, versichert; und ist an einen Mann gerichtet, an den man ausgemachte Unwahrheiten wohl nicht schreiben durfte, an den Minister, Grafen von Olivares. Nun erhellet aus diesem letztern Umstande freylich, daß er nicht zur Zeit der besagten Entdeckung selbst kann geschrieben seyn. Aber um soviel unstreitiger müssen doch die Ansprüche des benannten Entdeckers gewesen seyn, wenn man noch damals, als von einer bekannten Sache, davon hat sprechen dürfen. Der Verfasser nennet sich Pedro Cudena, und die Zueignungsschrift an den Grafen von Olivares ist vom Jahre 1634. Damals hatten die Holländer ohnlängst Brasilien erobert und sich darinn festgesetzt. Vielleicht also, daß Cudena diese seine Beschreibung vornehmlich darum mit an den Grafen von Olivares richtete, um ihn mit dem Umfange und der Wichtigkeit dieses Verlustes desto bekannter zu machen, und zur baldigen Wiedereroberung destomehr aufzumuntern. —

Was sonst diesen Aufsatz des Cubena anbelangt, so ist er in sehr mißlichen Umständen bey uns erhalten worden. Das Spanische Original ist sehr fehlerhaft copiret, und die alte Deutsche Uebersetzung, die sich dabey findet, ist so schülerhaft und kauderwelsch, daß der Urheber weder das Spanische, noch das Deutsche, noch die Sachen muß verstanden haben.

Schwerlich also, daß ich es der Mühe würde werth gehalten haben, ihn meinen Lesern in seinem ganzen Umfange vorzulegen, wenn mir nicht noch beygefallen wäre, das Urtheil eines kundigen Mannes darüber einzuhohlen. Und wer konnte dieses hier anders seyn, als der Verfasser der vortrefflichen Beschreibung des Brittischen Amerika? Ich wußte, daß dieser Gelehrte seit geraumer Zeit an einer ähnlichen Beschreibung des gesammten Amerika arbeitet; und wußte, daß ein so sorgfältiger Schriftsteller von seinem Gegenstande lieber zu wenig, als zu viel gelesen zu haben wünschen würde.

Kaum aber nahm ihn unser Herr Rektor Leiste in die Hände, als er sogleich erkannte, daß wir, nach Laet und Barläus, noch bis itzt wenige oder gar keine nähere und neuere Nachrichten von Brasilien hätten, als darinn enthalten wären. Es ist kaum glaublich, wie weit wir in der Kenntniß der Amerikanischen Länder, die unter Spanischer und Portugiesischer Bothmäßigkeit stehen, seit anderthalbhundert Jahren zurück sind: und doch ist es wahr. Nur die Völker sollten die Welt besitzen, welche die Welt der Welt doch wenigstens bekannt machen!

Auch hatte Herr Leiste einen glücklichen Einfall über die Person meines Maranjon; und sahe überhaupt eine so reiche Erndte von mancherley nützlichen Anmerkungen vor sich, zu welchen die nähere Erwägung des Spanischen Aufsatzes, und die Vergleichung desselben mit hin und wieder zerstreuten Nachrichten Gelegenheit geben könnte, daß ich ihn ersuchte, sie insgesammt auf das Papier zu werfen, um in ihrer Begleitung sodann das Ganze desto sichrer und brauchbarer an den Tag zu ziehen.

Er hat die Güte gehabt, es zu thun; und ihm haben es größten Theils meine Leser sogar zu verdanken, daß der Aufsatz selbst, sowohl in seinem Grundtexte, als in seiner Uebersetzung, um ein vieles leserlicher geworden. Besonders hat er in der letztern eine Menge Ungereimtheiten verbessert; z. E. **Ingenios de Açucar**, welches überall Arten Zucker

übersetzt war, in Zuckermühlen verwandelt, die es offenbar bedeuten: ob er sich schon nicht vermißt, dergleichen Vergehungen alle gehoben zu haben. Denn einige derselben, die selbst einem, welcher der Sprache nur ein wenig mächtig ist, sogleich in die Augen fallen, hat er auf meine Vorbitte stehen lassen, damit es doch nicht an allen Spuren des alten Wustes fehle: und andere waren zu tief verwebt, einem andern Mittel, als einer ganz neuen Uebersetzung, weichen zu wollen, die sich nicht der Mühe verlohnte. Unter jene gehört der Fehler, welcher selbst auf dem Titel stehen geblieben, durch den der alte Uebersetzer aus dem nothwendig zusammengehörenden Namen Maranjon y Gran Para zwey verschiedene Personen gemacht hat, wovon die eine Maranjon und die andere Gran Para geheissen.